



Geschichte
der Stadt
Erkelenz

9 
783981 820706



Die Erkelener Pfarrkirche

Geschichte der Stadt Erkelenz

Aus Anlaß der
600-Jahr-Feier
im Auftrage der Stadtverwaltung
herausgegeben von
Josef Gaspers und Leo Sels

Erkelenz 1926
Verlag Josef Herle



Die Erkelener Pfarrkirche

Geschichte der Stadt Erkelenz

Aus Anlaß der
600-Jahr-Feier
im Auftrage der Stadtverwaltung
herausgegeben von
Josef Gaspers und Leo Sels

Erkelenz 1926
Verlag Josef Herle

Vorwort.

Zum 600jährigen Geburtstage der Stadt Erkelenz legen wir dieses Geschenk ihrer Geschichte dankerfüllten Herzens in die Hände der Bevölkerung. Zum ersten Male ist damit die an guten und bösen Zeiten reiche geschichtliche Vergangenheit unserer Heimatstadt systematisch zusammengefaßt und dargestellt worden.

Der erste Gedanke an ein solches Werk entsprang den Tagen unmittelbar nach dem Kriege. Als die Faust der fremden Besatzung schwer auf der Stadt lag, suchten wir Trost und Stärkung im engen Anschluß an die Geschichte unserer Heimat. Hier lagen die starken Wurzeln unserer Widerstandskraft. Was im Laufe der Jahrhunderte über Erkelenzer Geschichte gesprochen und geschrieben wurde, hier ist es durch die Arbeit heimatkundiger und heimatfreudiger Männer und Frauen zu einer reichgeschmückten Festgabe geworden.

Eine Gabe gleichermaßen für Schule und Haus. Die Schule wird dieses Buch mit besonderer Genugtuung entgegennehmen. Sie hat seit Jahren danach verlangt und zum Gelingen tatkräftig beigetragen. Ihre Aufgabe ist es nun, das Samenkorn des Heimat sinnes in den Herzen unserer Jugend zu reicher Fruchtentfaltung zu bringen.

Schon die Ankündigung des Buches hat bei den Erkelenzern begeisterten Widerhall gefunden. Ein Beweis dafür, wie freudig Haus und Familie diese Stadtgeschichte aufnehmen, ist die Tatsache, daß in dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, bereits das erste Tausend der Auflage durch die Bevölkerung im Subskriptionswege abgenommen wurde. So möge das Werk ein rechtes Volksbuch werden, welches alle Erkelenzer der gegenwärtigen und kommenden Generation mit stolzen Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit ihrer Stadt erfüllt.

Daß die Herausgabe in der kurzen Frist eines knappen Jahres möglich geworden, ist das unbestritten große Verdienst der Mitarbeiter. Ihre Namen bürgen auch für den wissenschaftlichen Standpunkt des Werkes. Besondere Verdienste haben sich die beiden Herausgeber erworben, welche den Druck in mühevoller, dornenreicher Arbeit zu gutem Ende führten. Allen Mitarbeitern, auch denen, welche sich um den Bildschmuck verdient gemacht haben, sowie den Stadtverordneten, welche so bereitwillig ihre Unterstützung liehen, sei an dieser Stelle herzlichster Dank gesagt.

So soll nun das Buch hinausgehen in die weite Welt und von der Anhänglichkeit der Erkelenzer an ihre Heimatstadt künden. Möge es sich die Liebe und Gunst seiner Leser allzeit erhalten. Möge es ein unzerreißbares Band schlingen um alle Erkelenzer hier und weit draußen in der Welt, ein Band, das sie alle bindet an Heimat und Vaterland.

Erkelenz, am Tage des Stadtjubiläums, den 27. Juni 1926

Spitzlei, Bürgermeister

Druck:
Va Xuelle'sche Accidenzdruckerei und Lithographische Anstalt
(Inh. Jos. Deterre & Sohn), Aachen.

Inhalt.

	Seite
Josef Gaspers, Das alte Erkelenz	1— 50
Leo Sels, Die Franzosenzeit	51— 69
Bernhard Hahn, Das neue Erkelenz	70—103
H. J. Kamp, Die Pfarrkirche zum heiligen Lambertus in Erkelenz	104—115
Hans Keller, Die evangelische Gemeinde in Erkelenz	116—119
Engelbert Schnabel, Das städtische Gymnasium . .	120—132
Schwester Alberta, Die höhere Mädchenschule . .	133—135
Bierbaum, Die Volksschule	136—146
Bierbaum, Die Berufsschule	147—151
Pinkemeyer, Die Festungswerke der Stadt Erkelenz	152—155
Dr. Josef Hahn, Geselliges Leben, Vereine, Zeitungen	156—160
J. Pomp, Die Erkelenzer Mundart	161—173
Leo Sels, Namen- und Sachregister	174—184

Verzeichnis der Bilder.

1.	Die Erkelenzer Pfarrkirche. Nach einer Original=Radierung des Kunstmalers Theo Blum in Köln	Titelblatt	
2.	Ansicht der Erkelenzer Stadtbefestigung aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts	Seite	3
3.	Schematische Darstellung des „Amtes“ Erkelenz aus dem Codex Welfer vom Jahre 1723	„	10
4.	Alte Stadtsiegel	„	16
5.	Stadtwappen. Aus der Pergament=Chronik des Bürgermeisters Mathias Baux (1562)	„	17
6.	Die Erkelenzer Pfarrkirche, vom „Wall“ aus gesehen. Federzeichnung von Heinrich Tillmanns, Erkelenz	„	20
7.	Ercka Birago. Nach einem Ölbild des 17. Jahrhunderts	„	32
8.	Notgeldschein der Stadt Erkelenz aus dem Jahre 1921. Nach Entwürfen von O. Busmann	Seite 33, 48 und 49	
9.	Antoniuskirche. Portal. Federzeichnung von Heinrich Tillmanns, Erkelenz	Seite 39	
10.	Überfall der Jülicher Besatzung vor Erkelenz	52	
11.	Stadtplan aus dem 18. Jahrhundert	„	55
12.	Ansicht von Kloster Hohenbusch. Aus dem Codex Welfer	„	60
13.	Schematische Ansicht der Festung Erkelenz. Aus dem Codex Welfer	„	63
14.	Patrizierhaus am Franziskanermarkt	„	64
15.	Bellinghover Mühle	„	65
16.	Altes Geschäftshaus Ecke Brückstraße	„	68
17.	Altes Gasthaus „Im Röpchen“	„	69
18.	Dr. Anton Raky, Ehrenbürger	„	76
19.	Franz Reinkens, Bürgermeister und Ehrenbürger	„	76
20.	Bernhard Hahn, Bürgermeister und Ehrenbürger	„	77
21.	Johannes Spitzlei, Bürgermeister	„	77
22.	Krankenhaus (Stiftung Gormanns)	„	80
23.	Altes Patrizierhaus am Johannismarkt	„	81
24.	Städtische Sparkasse	„	84
25.	Maschinenfabrik Alfred Wirth & Co. Östlicher und westlicher Teil	„	85
26.	Das alte Rathaus. Federzeichnung von Helene Koch, Erkelenz	„	87
27.	Das neue Rathaus. Federzeichnung von Helene Koch, Erkelenz	„	92
28.	Schwimmbad und Elektrizitätswerk	„	93
29.	Neues Rathaus	„	96
30.	Alte Häuser am Wall	„	97
	Altes Haus am Hexenturm	„	97

31. Katholische Pfarrkirche	Seite 100
32. Marienleuchter in der Pfarrkirche	„ 101
33. Stadtwappen. Nach einer farbigen Zeichnung	„ 102
34. Prälat H. J. Kamp, Ehrendechant	„ 108
35. Chorseite der Pfarrkirche	„ 109
36. Chor der Paterskirche	„ 112
37. Marktplatz um 1900. Nach einem Gemälde von Seifert, Düsseldorf	„ 113
38. Muttergotteskapellchen an der früheren Maar. Federzeichnung von Heinrich Tillmanns, Erkelenz	„ 114
39. Evangelische Kirche. Federzeichnung von Wilhelm Gerlach, Erkelenz	„ 118
40. Ehemaliges Franziskanerkloster. Federzeichnung von Heinrich Tillmanns, Erkelenz	„ 121
41. Städtisches Gymnasium	„ 128
42. Hexenturm	„ 129
43. Neue Volksschule. Nach einem Entwurf von Stadtbaumeister Scholtes	„ 143
44. Sitzungsjaal im neuen Rathaus	„ 160
45. Am Burgturm	„ 161

Die für die Bilder benutzten photographischen Aufnahmen stammen aus den Werkstätten von Schmitt und Töpfer, Erkelenz

Das alte Erkelenz

(bis zum Jahre 1794).

Von Pfarrer Josef Gaspers, Kronenburg.



Am 17. Januar 966 stellte Kaiser Otto I. eine Urkunde aus, in der er dem Aachener Marienstift u. a. den Besitz der Güter Herclinze und Hostrich bestätigte. Damit wird unser Erkelenz und Östlich zum ersten Male urkundlich erwähnt. Welchen Umfang diese Güter hatten, wird in der genannten Urkunde nicht mitgeteilt. Wir gehen aber wohl nicht fehl, wenn wir uns darunter Gutshöfe vorstellen, die von den Siedlungen höriger Bauern umgeben waren, und zu denen Grund und Boden im Umkreis gehörte. Genauer berichtet uns ein Zinsverzeichnis des Aachener Stiftes aus dem 12. Jahrhundert, wonach es in Erkelenz 39 Zinsgüter und eine Brauerei, in Östlich 31 Zinsgüter und 5 Mühlen gab. Außerdem hatte Erkelenz 5, Östlich 4 Herrenhöfe. Diese Güter, besonders diese letztgenannten Höfe, sind jedoch nicht alle innerhalb der Ortsgrenzen des heutigen Erkelenz und Östlich zu finden, sondern lagen zum Teil in der Umgebung. Aus ihnen sind die jetzt um Erkelenz und Östlich im Umkreis liegenden Dörfer entstanden, die darum auch mit Erkelenz und Östlich stets einen einheitlichen Rechts- und Verwaltungsbezirk gebildet haben.

Die Deutung des Namens Erkelenz ist schon mehrfach, bisher jedoch ohne sicheres Ergebnis versucht worden. Das Mittelalter hindurch ist in Erkelenz selbst die Ableitung des Stadtnamens von dem Namen einer sagenhaften Heldin Erka in Verbindung mit einem Gut „ther lynden“ geglaubt worden, wie uns die Erkelenzer Chronik (verfaßt um 1550) noch berichtet und ein Bild im Rathaus, das sie als Gründerin und Patronin der Stadt mit Schwert und Wappenschild darstellt, beweist. Auch mit der altgermanischen Göttin Erka (Herka) ist der Name in Zusammenhang gebracht worden. Neuerdings bricht sich mehr die Ansicht durch, daß der Name der Stadt römischen Ursprungs und aus dem römischen Herculentiacum oder Herclentiacum entstanden ist. Gegen diese Ableitung ist sprachlich und auch wohl sachlich nichts einzuwenden. Erkelenz liegt an einer alten Römerstraße, und aus Funden, die nicht einmal so vereinzelt sind, wie man früher glaubte, könnte man schließen, daß das zum Jahre 966 genannte Herclinze eine bereits zu Römerzeiten bestehende Siedlung gewesen ist.

Die Namen der um Erkelenz und Östlich liegenden Dörfer weisen darauf hin, daß ihre Anfänge in Busch- und Waldgebiet lagen. Buscherhof (Hof im Busche), Terhege (ter = zu, in; im Hag) sowie Tenholt erklären sich sprachlich leicht. Die Namen mit der Endung =rath sind meist mit einem nicht immer mehr klar zu erkennenden Eigennamen verbunden und bezeichnen Waldrodungen. Auch Etgenbusch (wohl Eschenbusch) und Senhege (eigentlich: Senhege = im Hag)

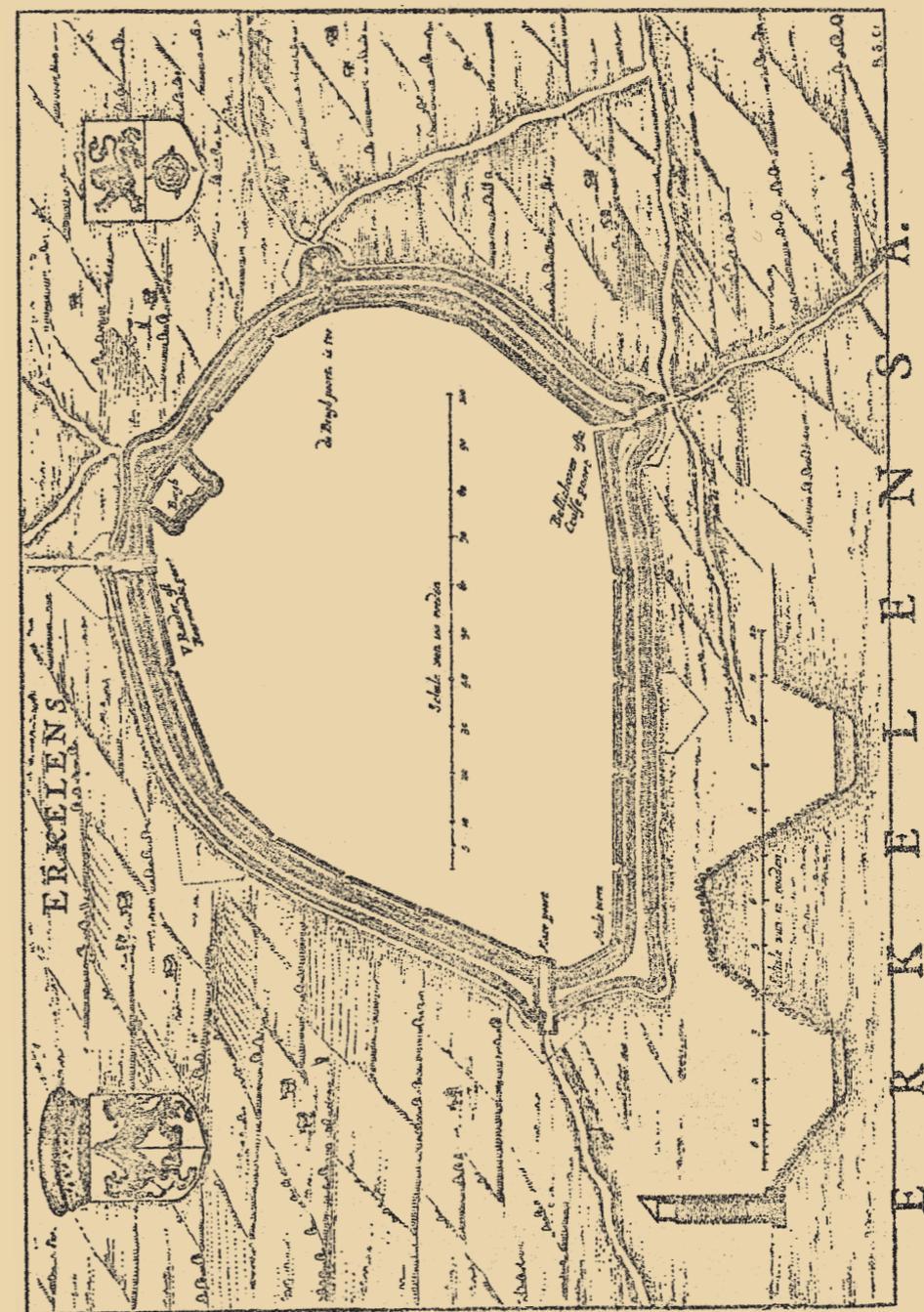
deuten auf ihre ehemalige waldige Lage. „Die busse“, so erklärt die Erkelenzer Chronik, „sein in middelen tiden utgerodet und der boden to fruchtbar lande gemacht, so hat uth der rouwer wildtnisse ein kornreicher gelends und overall ein lustig paradys woirden is.“

Die Grafen und späteren Herzöge von Geldern übten über den Besitz des Aachener Stiftes in Erkelenz und Östrich eine Art Schirmherrschaft aus, aus der sich im Laufe des 13. Jahrhunderts die Landeshoheit herausbildete. Um diese Zeit scheint Erkelenz das nahe Östrich schon an Bedeutung weit übertroffen zu haben. Diese Entwicklung gestaltete sich für Erkelenz bald so günstig, daß Herzog Reinald II. von Geldern ihm Stadtrechte verliehen und es damit zum Range einer geldrischen Stadt erheben konnte. Dieses wichtige und denkwürdige Ereignis fällt in das Jahr 1326.

Die näheren Umstände, die zur Stadterhebung führten, sind uns nicht bekannt. Die geldrischen Herzöge hatten aber dabei gewiß zunächst ihr eigenes Interesse im Auge. Erkelenz wurde durch die Erhebung zur Stadt fester in das Territorium des Herzogtums einbezogen und bildete einen neuen, nicht zu unterschätzenden Stützpunkt für landesherrliche Unternehmungen. Aber auch Erkelenz selbst sollte dabei einen Vorteil haben: es sollte freier und unabhängiger von seinem Grund- und Zinsherrn, dem Aachener Stift, werden. Während daher der Herzog von Geldern sowohl als auch die Erkelenzer sich der Stadterhebung freuen konnten, sah das Aachener Stift sie nur ungern, und in richtiger Erkenntnis der Lage ließ es sich noch im selben Jahre seine ihm in Erkelenz zustehenden Rechte, vor allem seine Einkünfte, erneut verbrieft.

Auch über die ersten Schicksale der neuen Stadt sind wir nur wenig unterrichtet. Jedenfalls behielt sie an den geldrischen Herzögen ihre tatkräftigsten Helfer und Förderer; sie verliehen ihr zahlreiche Privilegien, und auf ihre Veranlassung und mit ihrer Unterstützung wurde sie im Laufe der Zeit mit festen Mauern und Türmen umgeben.

Diese Befestigung ist wohl an die Stelle einer älteren, wenn auch leichteren Umwallung getreten. Der kostspielige und mühsame Bau der Mauern und Türme ging nur langsam vonstatten. Im Jahre 1355 entstand aus den Steinen des zerstörten Raubritternestes Gripekoven das innere Brücktor, 1416 wurde das innere Maastor, 1423 der Mühlenturm in der Stadtmauer beim Maastor errichtet. 1454 folgte das äußere Oerather Tor, 1459 das äußere Maastor, 1495 die Brücke am Brücktor, 1514 das äußere Bellinghovener Tor. Erst damit war die Befestigung der Stadt im wesentlichen durchgeführt. Sie hatte damals außer den vier Torburgen, dem Brücktor, dem Bellinghovener Tor, dem Maastor und dem Oerather Tor, noch 14 Mauertürme, von denen zwischen dem Brücktor und dem Bellinghovener Tor sowie zwischen dem Bellinghovener Tor und dem Maastor je fünf, zwischen dem Maastor und dem Oerather Tor sowie zwischen dem Oerather Tor und dem Brücktor je zwei eingebaut waren. Die Tore, Türme und Mauern waren aus Backsteinen gebaut, die Mauern mit Schießscharten versehen und mit Zinnen gekrönt; nach der Stadtseite hin lief oben an der Mauer ein



Ansicht der Erkelenzer Stadtbefestigung aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Wehrgang vorbei. Außen war die Stadt mit zwei durch einen gestrüppbewachsenen Erdwall getrennte Wassergräben umzogen.

Die Herzöge von Geldern besaßen, gleichsam als Wahrzeichen ihrer Landesherrlichkeit, die in die Stadtbefestigung miteinbezogene **B u r g**, die ursprünglich der Sitz der geldrischen Vögte war und oft dem geldrischen Kriegsvolk als Garnison und Waffenplatz diente. Im Jahre 1423 wurde der heute noch als Ruine riesenhaft wirkende Burgturm gebaut. Die Burg, ein fast unüberwindliches Bollwerk, war nur von der Stadt aus zugänglich. Herzog Reinald († 1423) hatte beabsichtigt, auch feldwärts einen Zugang für sich zu schaffen, um so gegebenenfalls mit seinen Mannen die Burg betreten oder verlassen zu können, ohne von der Öffnung und Schließung der Stadttore abhängig zu sein. Bei Gelegenheit des obenerwähnten Turmbaues mußte sich aber Reinalds Nachfolger, Arnold Graf von Egmont, verpflichten, den schon begonnenen Zugang wieder vermauern und niemals wieder öffnen zu lassen.

Auf die Herzöge von Geldern geht auch die Verleihung des **S t a d t = w a p p e n s** zurück. Das älteste bekannte Erkelenzer Wappen ist auf dem Schöffensiegel einer Urkunde vom Jahre 1331. Es ist quergeteilt und zeigt oben einen halben (geldrischen) Löwen, von Steinen begleitet, unten eine Mispelblüte. Seit dem Jahre 1364 erhielt die obere Hälfte einen ganzen aufgerichteten Löwen, ohne Steine. Im 16. Jahrhundert war die Mispelblüte noch von zwei beraldischen Lilien begleitet, die mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wieder weggelassen wurden. Auch wurde der Löwe nicht mehr aufgerichtet, sondern schreitend dargestellt.

Das **S t a d t g e b i e t** umfaßte die Fläche, die heute durch die sogenannten Promenaden, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts an die Stelle der ehemaligen Stadtmauern getreten sind, eingeschlossen wird. Nur an den Torstraßen, besonders beim Brücktor und Bellinghovener Tor, lagen auch außerhalb der Stadtmauern, jedoch nur vereinzelt, einige Wohnplätze. Doch auch innerhalb des durch die Mauern eingeschlossenen Raumes war die Stadt nicht einmal eng bebaut. Vielmehr gab es auch in der Stadt noch Gärten, Wiesen und unbebaute Plätze. Die Straßen und Plätze im alten Erkelenz waren im wesentlichen dieselben, die heute noch in der Altstadt sind. Namentlich sind als die ältesten die nach den vier Toren führenden Straßen bezeugt: die Brückstraße, die Bellinghovener (auch Rölner) Straße, die Maarstraße und die Oerather (auch Koermonder) Straße. Das an der Östlicher Seite liegende Tor hatte eine besonders ausgebaute (Zug-)Brücke über den Stadtgraben, die Gracht, so daß sie dem Tor und der zu ihr führenden Straße den Namen gab. Die Maarstraße war benannt nach dem an ihr inmitten der Stadt liegenden Maar, einem Weiher, in dem die Regenwässer geleitet wurden und der einen Abfluß zum Stadtgraben hatte. Die beiden anderen Straßen und Tore hießen nach den Dörfern bzw. größeren Städten, zu denen sie hinausführten.

Die hauptsächlichlichen öffentlichen Bauten waren die Kirche und das **K a t h a u s**. Die prächtige gotische Kirche aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, mit ihrem himmelan ragenden Turm noch heute das Wahrzeichen der Stadt, ist an die Stelle einer älteren, vielleicht bei der Eroberung der Stadt im Jahre 1371

zerstörten oder beschädigten romanischen getreten. Die mannigfachen Stürme und Schicksalsschläge, die im Laufe der Zeiten über sie ergingen, haben ihre imposant wirkende Eigenart auch bis heute nicht zu beeinträchtigen vermocht. Selbst das große Brandunglück vom Jahre 1540 hat ihr nicht wesentlich geschadet, und auch von ihrer reichen älteren Innenausstattung sind noch manche prächtige Stücke erhalten. — In unmittelbarer Nähe der Kirche lag das Rathaus, der Sitz der städtischen Verwaltung. Den Stadtbrand von 1540 fiel das alte Rathaus zum Opfer, aber schon 1546 war das neue, heute noch erhaltene, fertiggestellt. Es ist ein spätgotischer, auf Pfeilern ruhender schmucker Ziegelbau, die von den Pfeilern gebildeten Bogen des Erdgeschosses waren ursprünglich geöffnet, wurden aber im Jahre 1756, angeblich wegen des unter ihnen herrschenden Zugwindes, in Wirklichkeit aber wohl, um Räumlichkeiten zu gewinnen, zugemauert. Auch das Dach, das vordem mit Zinnen und vier Ecktürmchen gekrönt war, wurde einfacher gestaltet und das ganze Mauerwerk in Geschmacke der damaligen Zeit mit weißer Tünche überdeckt.

Die **W o h n h ä u s e r** im alten Erkelenz waren meist aus Holz- und Fachwerk, nur selten aus Stein, oft unregelmäßig an- und ineinandergelagert, ein Umstand, der es möglich machen konnte, daß eine Feuersbrunst, die im Jahre 1540 ausbrach, so schnell fast die ganze Stadt einäschern konnte. Typische Alt-Erkelenzer Häuser sind nur wenige erhalten, und auch von diesen stammt keines noch aus der Zeit vor dem Stadtbrand. Einige sind erst in den letzten Jahrzehnten verschwunden: eine Reihe kleiner, an den Stadtwall beim ehemaligen Brücktor angelegter Häuschen, besonders aber das sog. Brockmüllersche Haus gegenüber dem Rathaus und die alte Schenke „Zum Kömpchen“. Dagegen zeugen auch heute noch zahlreiche, allerdings meist erst aus dem 18. Jahrhundert stammende, in Stein gebaute Häuser von dem soliden, aber auch künstlerischen Sinne alter Erkelenzer Patrizier- und Schöffengeschlechter.

Bei der Frage, wie hoch sich die **E i n w o h n e r z a h l** im alten Erkelenz belief, sind wir nur auf Mutmaßungen angewiesen. Eine Notiz vom Jahre 1614 gibt für die Pfarre Erkelenz 1200 Kommunikanten, d. i. Katholiken von 12 Jahren und darüber, sowie 13 Protestanten an. Zur **P f a r r e** Erkelenz gehörten aber außer der Stadt auch die umliegenden Dörfer. Wir gehen also wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Einwohnerzahl der Stadt, auch die Kinder unter 12 Jahren mitgerechnet, im genannten Jahr 1614 die Höhe von 600=700 nicht wesentlich überschritten hatte.

Die **p o l i t i s c h e Z u g e h ö r i g k e i t** der Stadt ist aufs engste mit dem Herzogtum Geldern verknüpft gewesen und ist wechselreich wie die Geschichte dieses Herzogtums selbst. Wie schon oben erwähnt wurde, waren die Herzöge seit dem 13. Jahrhundert die Landesherren in Erkelenz geworden. Als sie gegen Ende des 14. Jahrhunderts ausstarben, übernahmen zunächst die Herzöge von Jülich ihr Erbe und damit auch Erkelenz. Als auch dieses Herrschergeschlecht im Jahre 1423 mit Herzog Reinalds Tode erlosch, fiel Geldern an Graf Arnold von Egmont. Von da an herrschten ständig Streitigkeiten zwischen Jülich und Geldern um den Besitz

von Geldern, die über ein Jahrhundert dauerten, und in denen Erkelenz als Grenzstadt zwischen beiden Herzogtümern besonders zu leiden hatte. Im Jahre 1473 kam die Stadt an Karl den Kühnen von Burgund, 1492 wieder an Geldern, 1498 wieder an Jülich. Im Jahre 1543 huldigte sie dem Kaiser Karl V., der nach der Einnahme von Düren und Jülich auf seinem Zuge nach Roermond persönlich in Erkelenz war. Die Stadt wurde nun zu den Spanischen Niederlanden geschlagen. Infolge des Spanischen Erbfolgekrieges fiel die Stadt im Jahre 1713 an den Kurfürsten von der Pfalz und kam 1794 mit dem linken Rheinufer unter französische Herrschaft.

Diese wechselreichen politischen Schicksale sind der Stadt verhängnisvoll geworden. Kriegerunruhen und Stürme mannigfacher Art sind ihr im Laufe der Jahrhunderte reichlich beschieden gewesen. Schon im Jahre 1371 wurde sie in einer Fehde des Herzogs Eduard von Geldern mit dem Grafen Engelbert von der Mark erobert und teilweise zerstört. Besonders aber ließen die jülich-geldrischen Streitigkeiten (15. Jahrhundert) sowie die Zeit der Zugehörigkeit zu den Spanischen Niederlanden (seit 1545) die Stadt nie zur Ruhe kommen. Kriegslasten, Einquartierungen, Raub und Plünderungen brachten sie fast an den Rand des Ruines. Noch im Jahre 1604 wurde sie von meuternden spanisch-niederländischen Truppen überfallen und ausgeplündert.

Das schlimmste Unglück aber, das die Stadt getroffen hat, ist wohl der Brand vom Jahre 1540 gewesen, der sie in wenigen Stunden ganz in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelte. Die Stadtchronik des Stadtschreibers und späteren Bürgermeisters Mathias Baux gibt von diesem Brande eine anschauliche und ergreifende Schilderung, die es verdient, hier wörtlich wiedergegeben zu werden.

„Id is zu wissen, dat in dem jare ons hern duisent vomf hondert und vierzig up sent Albaens dage, was der 21. dach des monat junii, ein groes onußleschlich und onoverwindlich fuyr leider bynnen der stat Erckelenz usgangen, dairdurch by nae die ganze Stadt (behalven ein geringe und klein anzall van huyseren vnd beuven eins deils an der mairporten und eins deils an der brugporten (dieselben mit menschlicher gewalt und starcker gegen weer beschuýt) asgangen vnd verbrant, wilchs fuyr ongeserlichen zwischen ein und zwee uren nae dem middage in eins armen weiffs huysgen achter dem kirchtorne op der scholerssen gassen gelegen aen und upgegangen vnd geduyrt bis zu der midder nacht und dweil am gerurtem dage, wie dan ouch ein lange zeit daer bevoern ein grosse onußsprechliche druygden von hißden der sonnen gewest, so dat auch dat gras up der erden verbrannt, boume und heggen verdorret und alle wassergraven zu grunde usgedruget zc., so is mit dem biftand dat fuyr also geweltdlichen durch einen schedelichen vnd satanischen wynt, der sich dair by erheben, fur sich gedrungen und dae her gebrant, dat men ihm gheinen wederstand hait mogen doen, dan die arme verflagen burgers haben zu erhaltung leiff und levens mit weiff vnd kindern die stat moeff verlouffen, dat ihr mit jemerlichem geschrey und weinen alles verlassen und also die ganze nacht under dem blauwen hemel erlegen; wie restlich sy gelaeffen, hait jederman zu bedencken. Vnd als nu der dach wederumb herfur brach und dat fuyr sich verzert vnd gestillet, hait ein jeder nae dem seinen getracht. Als do ist der aller meist und erbarmlich jamer und ellendt gehoirt vnd gesehen woirden an viern menschen, die dat betrieglich erdische guet niet hant willen noch konnen verlassen (als men sagt) und in einen usgegraven erden keller, als sy dat fuyr overwonnen hadt, gelauffen vnd dair inne jaemerlichen verstickt, versmoirt und verbrant, also dat men dieselbigen (als ichs gesien) in lynen tuchern vnd kleidern zu der begrefnis hait moeffen tragen. Es synt nemlich gewesen Marie, naegelassen widwe van seligem Herman Muyster mit irm einigem sohn und zween

dochteren. Got almedchtig wolle dern selen gnaede und barmherzichkeit erzeigen und ewigen frede und salicheit verlenen, dair beneven hait der almedtigit guediger gott den armen doirrechtigen menschen, Sobell genant, in sulchem fuyre und geferde ouch niet verschoent, sonder denselben up dem raethuyse laeffen verdoeren und zu pulver verbarnen und sunst syn geine menschen im fuyre mere umbkommen, got der here hab loff.“

Nur ganz allmählich und nur unter Mithilfe nachbarlicher Städte und vor allem auch durch das Bemühen der Landesherren konnte sich die Stadt von diesem schweren Unglück erholen. Noch um 1600 gab es in der Stadt Trümmerplätze von Häusern, die noch nicht wiederaufgebaut waren.

Wei der Festlegung der alten städtischen Verfassungs- und Verwaltungsform, die im wesentlichen mit der der übrigen geldrischen Städte übereinstimmt, haben die geldrischen Herzöge sicher noch mitgewirkt. Erkelenz bildete mit den Dörfern Östlich, Mennekrath, Egenbusch, Terheeg, Wockerath, Bellinghoven, Tenholt, Senehn, Oerath und Buscherhof auch nach der Stadterhebung einen einheitlichen Rechts- und Verwaltungsbereich, die „Herrlichkeit Erkelenz“. Die Bewohner der Dörfer, von den Städtlern vielfach „Buytlinge“ (Auswärtige) genannt, nahmen in gleichem Maße an den städtischen Rechten und Freiheiten teil wie die Stadtbewohner. Die Stadterhebung hatte sie alle persönlich frei und in rechtlichem Sinne zu Bürger gemacht. Von auswärts Zuziehende konnten das Bürgerrecht nur unter festgelegten Bedingungen, d. i. Ablegung des Bürgereides und Entrichtung eines Bürgergeldes, erwerben. Der neue Bürger schwor, „der stat von Ercklenz, den burgermeistern und that van gemeiner burgerchafft wegen allezeit gewertigh und gehorsamb zu sein, ihr arges zu warnen und bestes zu werben und vort alles zu doen, was ein gutter und getreuer burger schuldich ist zu doen.“ Die Dorfbewohner hatten in kriegerischen und gefährvollen Zeiten das Recht und — soweit sie städtische Wehrdienste leisten mußten — die Pflicht, sich innerhalb der Stadtmauern zu begeben, teils um sich und ihre bewegliche Habe in Schutz und Sicherheit zu bringen, teils um bei der Verteidigung der Stadt mizuhelfen. Die städtische Verwaltung hatte aber nicht selten auch ernstliche Schwierigkeiten mit den Landbewohnern, indem letztere zwar die städtischen Freiheiten mitgenießen wollten, sich aber den Lasten, besonders der Steuer und dem Wehrdienst, am liebsten entzogen hätten, und zwar mit der Begründung, daß ihr Eigentum in höherem Maße feindlichen Überfallen ausgesetzt sei und ihnen dafür eine angemessene Erleichterung zugestanden werden müßte. Diese Bemühungen der Dorfbewohner endeten allerdings stets ohne den gewünschten Erfolg.

An der Spitze der städtischen Verwaltung standen zwei Bürgermeister, ein Stadt- und ein Landbürgermeister. Der Stadtbürgermeister konnte, der Landbürgermeister dagegen mußte aus den Dörfern, deren Interessen er ja besonders wahrzunehmen hatte, gewählt sein. Dazu mußte der Bürgermeister in der Stadt oder im Landbezirk begütert sein. Die Amtszeit dauerte ein Jahr. Die Wahl war jährlich am 18. Januar, dem Feste Petri Stuhlsfeier. Wiederwahl war dabei zulässig.

Gleich mit der Wahl begann die Amtstätigkeit der Neugewählten. Sie gaben dabei ihren Amtsvorgängern und den Schöffen ein Festmahl.

Den Bürgermeister standen zwei Körperschaften zur Seite: das *Schöffen-* und das *Ratskollegium*. Das Schöffenkollegium bestand aus sieben, das Ratskollegium aus zehn Mitgliedern. Beide ergänzten sich im Bedarfsfalle selbst. Während aber als Schöffen nur solche Bürger fungieren konnten, die, wie die Bürgermeister, mit Grundbesitz begütert waren, war zum Ratskollegium jeder „Gemeinsmann“ wählbar. Das Ratskollegium hatte nur in wenigen und dabei noch untergeordneten Fragen beschließende Befugnisse. Den entscheidenden Einfluß auf die Regierung und die Verwaltung hatten die Schöffen; ja sie waren eigentlich die Regenten der Stadt. Wie einflußreich das Schöffenkollegium war und welche untergeordnete Rolle das Ratskollegium spielte, zeigt sich am deutlichsten an dem Modus, nach dem, wenigstens seit dem 15. Jahrhundert, die Bürgermeister- und Schöffenwahlen vorgenommen wurden. Eine Woche vor der Bürgermeisterwahl stellten nämlich das Schöffen- und das Ratskollegium — jedes für sich — je zwei Kandidaten auf. Aus diesen vier Kandidaten wurden nun die zwei Bürgermeister erkoren, jedoch nur durch die Schöffen und die beiden abgehenden Bürgermeister, und es war klar, daß dabei nur die vom Schöffenkollegium Aufgestellten gewählt wurden. Ähnlich ging es auch bei der Schöffenwahl, bei der auch das Schöffenkollegium selbst und das Ratskollegium getrennte Kandidaten benannten, die Schöffen aber wieder allein wählten. Hin und wieder wurde sich allerdings das Ratskollegium der untergeordneten Stellung, zu der es herabgesunken war, doch bewußt, und es kam dann nicht selten bei Gelegenheit der Wahlen zu unliebsamen Auseinandersetzungen und Streitigkeiten, so im Jahre 1487, als erst ein Schiedspruch des Amtsmannes Graf von Ruwenair den Streit schlichtete. Seit dem 17. Jahrhundert hatte der Rat tatsächlich fast nur noch repräsentativen Charakter.

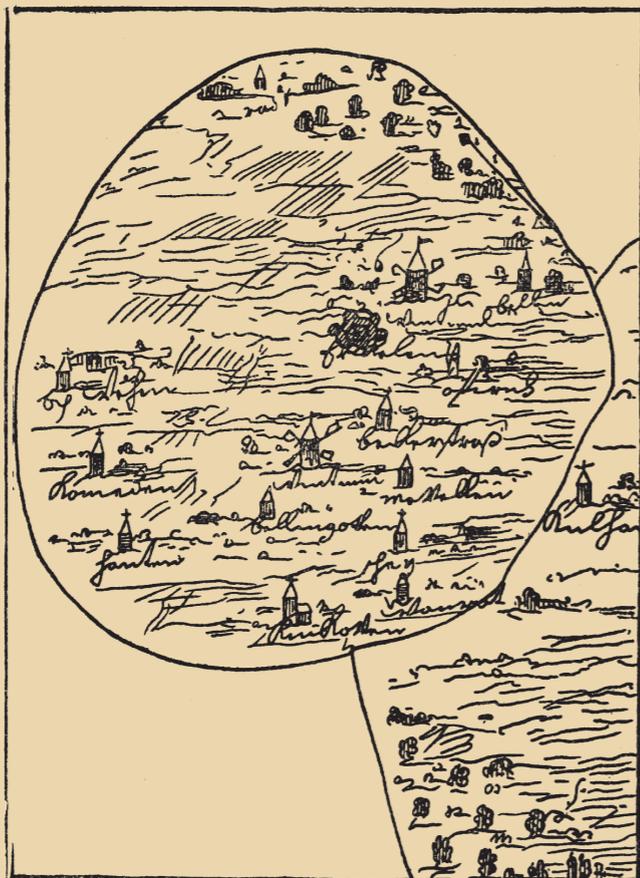
Die Schöffen und Ratsmänner bezogen für ihre Tätigkeit von der Stadt keine Entschädigung. Ihr Amt war an sich ein Ehrenamt. Seitens des Aachener Stiftes aber hatten die Schöffen doch manche Vorteile. Zunächst hatte jeder von ihnen dreißig Morgen Land zehntfrei; fünfmal im Jahre gab ihnen das Stift ein glänzendes Essen. Dazu hatten sie bei manchen ihrer Amtsgeschäfte einen Anteil an den zu zahlenden Sporteln und Abgaben. Die Bürgermeister hatten ein festes, nach unsern Begriffen allerdings recht geringes Gehalt: Der Stadtbürgermeister bezog (im 16. Jahrhundert) 10 Gulden, der Landbürgermeister 5 Gulden. Das Amt brauchte aber auch seinen Inhaber nicht zu ernähren, da die Bürgermeister aus den alteingesessenen Familien und Geschlechtern gewählt wurden, die in Stadt oder Land begütert waren, und denen weniger an den Bezügen als an der Ehre gelegen war. Nebenher hatten aber die Bürgermeister und nicht minder die Schöffen und Ratsherren manche Annehmlichkeiten und — wenigstens in normalen Zeiten — ein ganz behagliches Leben, um das sie ein Bürgermeister oder Gemeinderatsmitglied von heute beneiden könnte. Viele, selbst die offiziellen Amts- und Ratsgeschäfte waren nach der Sitte der damaligen Zeit mit vielerlei annehmbaren „Belagen“ verbunden, und die Erkelenzer Stadtrechnungen des

15. und 16. Jahrhunderts geben allenthalben ein beredtes Zeugnis davon, daß man im alten Erkelenz nach dieser Richtung hin zu leben verstand. Hatten die Bürgermeister eine amtliche Besichtigung vorzunehmen, galt es, mit den Schöffen und Ratsmännern besonders wichtige Dinge zu beraten, oder wurden die Stadtrechnungen festgestellt, so wurden diese Amtshandlungen stets mit einem kühlenden Trunk bekräftigt. Ritten die Bürgermeister oder sonstige Abgesandte in Sachen der Stadt nach auswärts, so wurde vor dem Ausritt die Angelegenheit meist noch einmal beraten und auf das gute Gelingen der „Ausfahrt“ angestoßen. Bei der Rückkehr fand man sich wieder bei einem Trunk zusammen, um den Verlauf und Erfolg der Reise zu besprechen. Bei der Bürgermeisterwahl am 18. Januar wurde der Wahlakt mit einem feierlichen Mahle beschlossen. Nicht minder freigebig zeigte sich die Stadt, wenn es galt, fremden Besuch und hohe Gäste zu bewirten und zu beherbergen. So war, um nur ein Beispiel dieser Art anzuführen, im Jahre 1491 Graf Scheiffart von Hemmersbach mit Gefolge auf der Durchreise in Erkelenz. Die Stadtrechnung berichtet uns gewissenhaft, wie man ihm im Weinhause des Heinrich Bennendey einen Willkomm seitens der Stadt spendete, wozu man aus dem Weinhause des Johann Kerff noch 8 Quart Wein holen ließ und — gleichsam, um ihm zu zeigen, daß die Stadt verschiedene Sorten des edlen Stoffes bieten könne, — aus Hermann Tynemakers' Weinhaus noch 4 Quart „romanschen“ Weins herbeischaffte. Dieser Beispiele ließen sich zahllose anführen.

Neben den Bürgermeistern, den Schöffen und dem Ratskollegium besaß — wie in den mittelalterlichen Städten überhaupt — in Erkelenz der *Stadtschreiber* eine gewisse Bedeutung. Er erledigte den amtlichen Schriftverkehr der Stadt, fertigte die Ratsprotokolle an, führte die Stadtrechnung und war zugleich Schreiber bei Gericht. Daß eine so mannigfaltige Tätigkeit von einer einzigen Person ausgeübt werden konnte, war nur dadurch möglich, daß die Verwaltung der Stadt sich in der Regel in ganz einfachen Formen bewegte. Immerhin mußte der Stadtschreiber ein vielseitig gebildeter und gewandter Mann sein. Von 1379 bis 1427 versah der Priester (und Pfarrer?) Goswin Sasse das Stadtschreiberamt, von 1544 bis 1558 Mathias Baux aus Mennekrath. Letzterer besaß sich fleißig mit der geschichtlichen Vergangenheit der Stadt und hat uns mehrere schätzenswerte Arbeiten darüber hinterlassen. Er verfaßte die „Erkelenzer Chronik“ (herausgegeben von Eckertz in den Ann. d. hist. Ver. f. d. Niederrhein, Heft 5, Köln 1857), sowie das „Erkelenzer Stadtrecht“ (herausgegeben v. Maackl in Bijdragen en Mededeelingen der Vereeniging Selre, Bd. 8, Arnheim 1905). Letzteres ist eine Zusammenstellung des (bis zum Jahre 1620 geltenden) örtlichen Gewohnheitsrechtes. Beide Arbeiten sind für unsere Kenntnis von Geschichte der Stadt außerordentlich wertvoll. Als drittes Werk schrieb Baux noch eine „Geldrische Chronik“.

Zu den *städtischen Angestellten* zählten auch zwei *Stadttore*, die die Botengänge in der Stadt und nach auswärts besorgten, ferner die *Mühlenermeister*, die die städtischen Mühlen versahen, sowie die *Torwächter* bei den vier Stadttoren. Von den letzteren bezog (im 16. Jahrhundert) jeder jährlich 6 Gulden 7 Stüber. Die Wächter am Maartor und am Oerather Tor hatten freie

Wohnungen im Tor selbst, während die Wächter am Brück- und Bellinghovener Tor keine Dienstwohnungen besaßen, dafür aber eine Entschädigung von 30 Albus bezogen. Ein *W a l l m e i s t e r* hatte die Aufsicht über den Wall und die Gräben, der *F e l d s c h ü t z* über die Felder und Büsche. Schließlich fehlten auch zwei *N a c h t w ä c h t e r* nicht, die für ihre Tätigkeit mit je 8 Gulden und ein Paar Schuhen jährlich belohnt wurden.



Schematische Darstellung des „Amtes“ Erkelenz aus dem sog. Codex Welfer vom Jahre 1723.

Die Stadt Erkelenz bildete innerhalb des Herzogtums Geldern mit den Dörfern Wegberg, Kriichten und Brempt das Amt *E r k e l e n z*, an dessen Spitze der landesherrliche *A m t m a n n*, auch *D r o s s a r d* genannt, stand. Der Amtmann von Erkelenz hatte aber selten in Erkelenz seinen Sitz, sondern in Kriekenbeck, da die beiden geldrischen Ämter Erkelenz und Kriekenbeck meist durch Personalunion verbunden waren. Den Amtmann vertrat daher der *V o g t*, der zugleich als landesherrlicher

Anwalt bei Gericht in Kriminalsachen waltete. Alljährlich verehrte die Stadt ihm zu Ostern zwei fette Kälber, wovon er eins an den Amtmann (Drossard) abliefern mußte. Dem Landesherrn selbst hatte die Stadt durch den Vogt (im 16. Jahrhundert) jährlich als feste Abgabe 62 Realen, 35 Malter Weizen und ein Quantum Pferdehafer zu entrichten. Dazu kamen aber, besonders im 16. und 17. Jahrhundert, mit mehr oder weniger Regelmäßigkeit wiederkehrende außerordentliche Schatzungen, die die Steuerkraft der Stadt nicht selten bis aufs Äußerste anspannten. Alle diese Beziehungen zum Landesherrn regelte der Vogt. Das Vogtamt blieb oft Generationen hindurch in derselben Familie. Auch später, als die Stadt unter spanische und kurpfälzische Herrschaft kam, blieb der Vogt als Beamter der jeweiligen Landesherrschaft in hohem Ansehen.

Außer dem gelegentlichen Schatzungen, deren Erträge in die landesherrliche Kasse flossen, erhob die Stadt keine direkten Steuern, sondern die *s t ä d t i s c h e n A u s g a b e n* wurden fast ganz durch die Einnahmen aus den sogenannten *A k z i s e n* gedeckt. Die Akzisen, eine in der mittelalterlichen Stadtverwaltung beliebte Steuerart, waren Verbrauchssteuern, also eine Auflage auf die verschiedensten Gebrauchsgegenstände, auf Nahrungs- und Genußmittel, besonders auf Getränke, Wein und Bier, aber auch auf die Lebensmittel des täglichen Bedarfs, auf Brot, Fleisch, Butter, Fische, ferner auf Tuche, Wolle, lebende Tiere usw. Für alle von auswärts eingeführten Waren dieser Art, die ein Gewicht von 15 Pfund und darüber hatten, oder für Getränke, die 15 Quart überstiegen, mußte in Erkelenz vom Einführer der Ware die Akzise bezahlt werden. Ausgenommen waren die durchgehenden Waren, die das Erkelenzer Gebiet nur passierten, ohne abgeladen zu werden. Aber auch jeder Kauf bzw. Verkauf einer Ware innerhalb der Stadt war mit Akzise belegt. Die Höhe der Abgabe war für die einzelnen Warenarten tarifmäßig festgelegt. Am einträglichsten war die Bier- und Weinakzise. Die Akzisen wurden nur vom Verkäufer erhoben, wenn der Käufer die gekaufte Ware zu seinem persönlichen häuslichen Gebrauch benutzte; jedoch trugen Verkäufer und Käufer die Akzise gemeinsam, jeder zur Hälfte, wenn die Ware wieder für den Weiterverkauf bestimmt war, oder bei Rohstoffen, wenn sie vom Käufer verarbeitet und als fertige Ware wieder in den Handel gebracht wurden, wie letzteres besonders bei Tuchen, Fellen, Vieh usw. der Fall war. Die Stadt zog die Akzisen nicht selber ein, sondern verpachtete sie jährlich am Stephanustag (26. Dezember) für das folgende Jahr. Die Akzisenpächter, die sogenannten *A k z i s e n m e i s t e r*, gewannen mit dem ihnen gewordenen Zuschlag das Recht, die Akzisen für ihre Rechnung zu erheben. Was sie ihnen mehr einbrachten, als die Pachtsumme betragen hatte, war zu ihren Nutzen. Aber auch eine Mindereinnahme hatten sie zu ihrem Schaden zu tragen. Die Verpachtung geschah in mehreren Losen: man unterschied eine Bäckerakzise, eine Tuch- oder Weberakzise, eine Fisch- oder Fleischakzise, eine Kornakzise, eine Salz- und Honigakzise, eine Bier- und Weinakzise und andere. Schwere Strafe bedrohte die Hinterziehung der Akzise oder die Unterlassung der Anzeige akzispflichtiger Ware, nicht minder schwere Strafe aber hatte auch der Akzisenmeister zu gewärtigen, der den Akzispflichtigen überforderte. Zu den Akzisen zählte auch das Wegegeld. Jeder

Auswärtige, der das städtische Gebiet befuhr, hatte für jedes Pferd zwei Heller zu zahlen. Erwähnenswert ist auch eine Art Fenstersteuer: Für jedes zu Geschäftszwecken eröffnete Auslagenfenster war eine Abgabe von wöchentlich vier Heller zu entrichten.

Wie schon vorher erwähnt, war die Akzise die Haupteinnahmequelle der Stadt. Ihre Einkünfte betragen im Jahre 1491 nach der Stadtrechnung rund 800 Gulden, wovon über die Hälfte auf die Bier- und Weinakzise entfiel. Außerdem brachten die beiden städtischen Mühlen, nämlich die Oerather und die Bellinghovener Mühle, sowie eine Ziegelei, die die Stadt selbst betrieb, noch bemerkenswerte Einnahmen, so daß in normalen Zeiten die städtischen Ausgaben aus den Gesamteinnahmen gedeckt wurden. Ja, um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts war die städtische Vermögenslage so günstig, daß die Stadt nicht selten freiwillige Darlehen an ihren Landesherrn geben konnte. So ist es auch erklärlich, daß sie damals die kostspielige Stadtbefestigung ausführen und den Bau und die Ausstattung der ansehnlichen Kirche ermöglichen konnte. Auch zahlreiche gemeinnützige Stiftungen entstanden damals, die auch einen Rückschluß sowohl auf die Wohlhabenheit der Stadt als auch auf den Opfergeist ihrer Bürger zulassen. In den folgenden Jahrhunderten aber, besonders seit dem Übergang der Stadt an die spanischen Niederlande, ging es mit diesem Wohlstand der Stadt mehr und mehr bergab. Kriege und unruhige Zeiten ließen eine Schatzung die andere ablösen. Erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts hat sich die Stadt allmählich von ihrem finanziellen Tiefstand wieder erholen können.

Ein Rentenverzeichnis des Aachener Stiftes aus dem 12. Jahrhundert zählt in der Umgebung von Erkelenz und Östlich bereits *f ü n f M ü h l e n* auf; sie waren Eigentum des Stiftes. Mit der Stadterhebung erhielt die neue Stadt das Mahltrecht; das Stift wurde mit einer Entschädigung dafür abgefunden. Eine städtische Mühle lag schon vor dem Bau der Stadtmauern südlich vor der Stadt. Sie war eine Windmühle und in Stein gebaut. Beim Bau der Befestigungswerke wurde sie in dieselbe derart einbezogen, daß sie ein Bestandteil derselben wurde. Im Jahre 1489 mußte aber der „Mühlenturm“ wegen Baufälligkeit niedergelegt werden, nachdem der Mühlenbetrieb in ihm anscheinend schon längere Zeit aufgegeben war.

In der Stadt selbst wurde im Jahre 1498 in der Nähe der Burg eine Ölmühle errichtet. Sie stellte offenbar einen ganz einfachen Betrieb dar, worauf der geringe Kaufpreis von 13 Goldgulden, für den sie die Stadt in Rückhoven erstand, schließen läßt. Zu gleicher Zeit war dort noch eine zweite Mühle gekauft worden, die in der Nähe der Kirche bei der Küsterei Aufstellung fand. Sie arbeitete mit Pferdekraft, weshalb die Chronik sie auch „roßmolen“ nennt. Vielleicht war auch die Mühle bei der Burg eine solche Roßmühle.

Im Jahre 1491 wird zum ersten Male die vor dem Oerather Tore liegende Windmühle erwähnt. Sie bestand aber, wie auch die vor dem Bellinghovener Tor stehende, schon längere Zeit vorher. Auch diese beiden Mühlen wurden von der Stadt im Eigenbetrieb bewirtschaftet. Auf jeder war ein städtischer „Mühlenmeister“, der ein festes Jahresgehalt bezog und zu den städtischen Angestellten zählte. Bei seiner Anstellung verpflichtete er sich in seinem Diensteid, die Mühle als städtisches

Eigentum treu zu hüten, das Mahlgut wohl zu bewahren und die der Stadt als Mahlohn zustehende Abgabe (Molter) gewissenhaft und ehrlich einzubehalten und jeden, der sein Getreide auswärtz mahlen ließe, der Stadt zur Anzeige zu bringen. Denn die Bürger und Kirchspielsleute durften nur auf den städtischen Mühlen mahlen lassen. Im Jahre 1549 wurden 10 Einwohner von Tenholt und Genehen wegen Umgehung dieses Gebots in eine Strafe von zusammen 49 Gulden 11 Stüver und 18 Quart Wein genommen.

Die beiden außerhalb der Stadt liegenden Mühlen blieben schon wegen ihrer ungeschützten Lage Schmerzenskinder der städtischen Verwaltung. Im Jahre 1505 wurden sie beide von burgundischen Truppen in Brand gesteckt. Nachdem die Stadt sie unter vielen Kosten wieder aufgebaut hatte, brannte die Oerather Mühle im Jahre 1551 durch die Fahrlässigkeit des Müllers wieder ab. Der Neubau kostete rund 500 Taler, wozu das Aachener Stift einen Betrag schenkte. Der Müller, durch dessen Schuld die Mühle abgebrannt war, mußte 60 Goldgulden dazu zahlen. „hedde er mere gehadt, er hedde auch mere moeten geven.“ Kurz nacher mußte die Bellinghovener Mühle wegen Baufälligkeit abgebrochen und wieder neu aufgebaut werden. Im Jahre 1578 wurde die Oerather Mühle durch spanische Kriegsvölker wieder niedergebrannt, und im Jahre 1637 ging auch die Bellinghovener Mühle wieder in Flammen auf. Im Jahre 1695 wurden beide Mühlen nochmals durch französische Soldaten von Grund auf zerstört. Die Oerather Mühle wurde im Jahre 1700 wieder aufgebaut; sie erhielt zugleich eine Einrichtung zum Schälen von Gerste und zum Mahlen von Rübsamen. Die Bellinghovener Mühle war schon einige Jahre vorher wieder hergerichtet worden. Im Jahre 1698 wurde auf ihr das erste Malter Roggen, und zwar für die Armen, gemahlen.

Um 1740 hörte die Stadt auf, die Mühlen selbst zu betreiben. Sie verpachtete sie auf 12 Jahre an den Meistbietenden. Im Jahre 1779 brachte die Oerather Mühle 154 Taler, die Bellinghovener Mühle 214 Taler jährlich an Pacht ein. In der französischen Zeit wurden beide Mühlen verkauft. Um diese Zeit wurde vor dem Maartor noch eine dritte Mühle, die sogenannte Neumühle, erbaut. Alle drei waren noch bis in unsere Zeit hinein in Betrieb. Dann wurde die Bellinghovener Mühle abgebrochen, die Neumühle stillgelegt. Am längsten hat noch die Oerather Mühle als stumme Zeugin einstiger städtischer Herrlichkeit für Stadt und Land das Getreide gemahlen.



Seit dem Jahre 966 war das Aachener Marienstift Eigentümer des gesamten Grund und Bodens in Erkelenz und den zugehörigen Dörfern. Die Inhaber der Güter und Ländereien blieben auch nach der Stadterhebung, obgleich persönlich frei, doch sachlich unfrei; sie hatten die Güter und Ländereien nur zu Lehen und standen somit in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Stifte. Das Stift hatte in Erkelenz einen eigenen Beamten, den *Schultheiß*, der auch noch einen *Stiftrentmeister* zur Seite hatte. Nach der Stadterhebung, von der die Erkelenzer Chronik hervorhebt, daß sie vom Aachener Stift nicht gerade freudig begrüßt wurde, ließ das Stift seine Rechte

in Erkelenz noch einmal schriftlich festlegen. Diese Rechte, die teils dem Propst allein, teils dem gesamten Kapitel zustanden, sind dem Stift im wesentlichen bis zur französischen Zeit verblieben. Von einschneidender Bedeutung war dabei das Recht auf den Zehnten.

Von allen Erträgen der Ländereien erhielt das Stift vom Inhaber derselben den zehnten Teil. Diese Zehntabgaben bestanden in Weizen-, Roggen- und Haferlieferungen. Der Schultheiß oder der Rentmeister nahm die Lieferungen entgegen und speicherte sie in der Zehntscheune, die ursprünglich in Östlich war, später aber nach Erkelenz verlegt wurde, auf, von der aus sie teils nach Aachen gebracht, teils wieder veräußert wurden. Es gab (seit dem 15. Jahrhundert) im ganzen 90 Lehen, die aber nur zum geringen Teile als ganze Lehen vergeben waren. Sie waren vielmehr meistens in Halb-, Viertel-, Halbviertel, Drittel- und Halbdrittel-Lehen geteilt, so daß die Einschätzung und Einziehung des Zehnten eine umständliche Sache war. Darum ging das Stift schon frühzeitig dazu über, den Zehnten an einen oder mehrere Pächter teils gegen Geld, teils gegen Naturallieferungen zu vergeben und den Zehntpächtern die Einziehung zu ihrem Nutzen aber auch zu ihrem Schaden zu überlassen. Nach einem Verpachtungsprotokoll vom Jahre 1527 beliefen sich damals die Zehnteinnahmen des Stiftes auf rund 250 Malter Weizen, ebensoviel Roggen und die doppelte Anzahl Hafer bzw. den entsprechenden Geldwert. Alljährlich am Sonntag nach Mariä Heimsuchung (2. Juli), wenn man den Stand der Ernte schon übersehen konnte, wurde der Zehnte durch den Schultheiß in mehreren, nach den Feldfluren abgegrenzten Teilen verpachtet. Um unsinniges Preistreiben zu verhindern, war bei jedem Gebot ein besonderes Gebotsgeld („beschüddegelt“) zu zahlen.

Der Zehnte war aber nicht die einzige Abgabe, die an das Stift zu leisten war. Jedes Lehen hatte am Gertrudistage (17. März) noch eine besondere Lieferung an Hafer, den sogenannten Lehnshofer, zu entrichten, der im 16. Jahrhundert für jedes Lehen etwas mehr als ein Malter betrug; die geteilten Lehen gaben den entsprechenden Teil dieses Satzes. Am selben Tage war auch der sogenannte Sukhafer fällig. Mit dieser eigenartigen Abgabe hatte es folgende Bewandnis. Wurde zehntpflichtiges Land mit Haus oder Hof bebaut oder — wie das Stadtrecht es ausdrückt — „betymert“, so hatte das Haus oder der Hof als Entgelt für den ausfallenden Zehnten eine jährliche Abgabe, die sogenannte Suke, zu entrichten. Im Jahre 1528 gab es 29 solcher Güter, und die Lieferungen an „Sukhafer“ betrugen 10 Malter. Zu Ostern brachte jedes Lehen ein „pachhoen“, am Feste Mariä Himmelfahrt (15. August) ein Schwein, das sogenannte Scholtzschwein, so genannt, weil es dem Schultheiß als dem Beamten des Stiftes abzuliefern war. Am selben Tage waren aus verschiedenen Gütern und Höfen insgesamt 224 Zinshühner fällig. Letzere scheinen allerdings, soweit es sich verfolgen läßt, besondere Schmerzenskinder des Stiftes geblieben zu sein; denn im Jahre 1524 blieben von ihnen 31, im Jahre 1532 sogar 71 rückständig, im Jahre 1558 wurden überhaupt nur 54 geliefert. Am Martinstage (10. November) bezog das Stift nochmals eine Anzahl Hühner, die sogenannten Dreyshühner, die so hießen, weil sie früher am

Andreastage (30. November) entrichtet worden waren. Alle diese Naturalabgaben wurden später der Einfachheit halber in eine entsprechende Geldabgabe umgewandelt. Solcher Geldabgaben standen aber dem Stift an sich auch schon eine Menge zu: ein Gut in Wockerath zahlte jährlich noch 5 Albus, ein Hof in Erkelenz 8 Albus, zwei Häuser in Östlich zusammen 17 Albus usw.

Zu alledem besaß der Aachener Propst für sich persönlich noch das Recht der sogenannten Kurmede, d. h. beim Tode eines Lehnsmanne hatte er das Recht, sich aus der Hinterlassenschaft ein Stück auszuwählen, meist ein Pferd oder sonst ein ihm brauchbar scheinendes Tier. Meist wurde aber auch diese Abgabe, besonders bei den geteilten Lehen, durch den entsprechenden Geldwert bezahlt.

Den Einkünften des Stiftes entsprachen auch einige Verpflichtungen, die allerdings in nur ungleichem Verhältnis zu ihnen standen. Vor der Stadterhebung hatten die Lehnsträger insgesamt die sogenannte Mannkammer gebildet, die bei Streitigkeiten in Lehnssachen selbst die Entscheidungen traf. Mit der Stadterhebung übernahmen jedoch die Schöffen diese Lehngerichtsbarkeit. Dafür stand dem Aachener Stift die Vereidigung der neuen Schöffen zu. Es mußte aber auch fünfmal im Jahre den Schöffen ein solennes Mahl geben, an dem auch die Bürgermeister und die Amtsträger der Stadt teilnahmen. Es bestanden genaue Vorschriften über diese Essen und die dabei zu beobachtende Speisefolge, die eine solche Reichhaltigkeit und Fülle aufwies, daß wir heute darüber nur staunen können. Die Stadtchronik hat uns gewissenhafte Aufzeichnungen darüber erhalten. Das entsprach so recht der Auffassung der damaligen Zeit. Und nach dem Essen war es den Schöffen gestattet, sich dem Schultheiß gegenüber freimütig darüber zu äußern, ob „der Mahlzeit ihr Recht geschehen“ sei. Es muß dabei manchmal zu unliebsamen Auseinandersetzungen gekommen sein, und das Stift suchte sich darum wiederholt von dieser lästigen Verpflichtung frei zu machen. Aber die Schöffen hielten zähe daran fest, und nur dann, wenn aus irgendeinem ihnen einleuchtenden Grunde die Mahlzeit nicht gehalten werden konnte, ließen sie sich von Fall zu Fall durch eine Geldsumme abfinden. Im Jahre 1589 aber, als die Stadt in Geldnöten war und von dem Kölner Bürger Bartholomäus Nyborch Geld aufnehmen mußte, verpfändeten die Schöffen diesem das Anrecht auf ihre Schöffessen, und das Stift beeilte sich, seine Verpflichtung von ihm mit Geld dauernd abzulösen.

Trotz der großen Einkünfte, die das Aachener Stift in Erkelenz hatte, war es doch unersparlich, es hatte weder zu den städtischen Lasten noch zu den landesherrlichen „Schatzungen“ die geringste Beitragspflicht. Es ist aber verständlich, daß die städtische Verwaltung, die zusehen mußte, wie die Einwohner jährlich beträchtliche Abgaben an das Stift leisten mußten, danach strebte, das Stift als Eigentümer von Grund und Boden auch zu den städtischen Lasten, wenigstens zu den außerordentlichen, heranzuziehen. Die Bürgerschaft selbst mag diese Forderung gestellt haben. Der erste Versuch dieser Art geht in das Jahr 1473 zurück. In diesem Jahre war die Stadt bei Gelegenheit der geldriscj-jüdischen Besitzstreitigkeiten durch den Herzog von Burgund eingenommen und ihr eine

Kriegssteuer von 1000 Gulden auferlegt worden. Sie verlangte nun vom Stift, daß es zu dieser Auflage einen entsprechenden Teil beitragen solle. Das Stift mußte sich diesmal noch klug aus der Gefahr, einen Präzedenzfall zu schaffen, herauszuziehen. Es bot der Stadt unter günstigen Bedingungen ein Darlehen an, das diese in ihrer augenblicklich finanziell schwierigen Lage auch annahm, so daß die Angelegenheit damit vorläufig erledigt war. In der Folge aber erneuerte die Stadt ihre Versuche, das Stift steuerpflichtig zu machen, und kurz vor dem Jahre 1540 muß es ihr auch mehrmals gelungen sein, von ihm größere Steuerbeträge zu erhalten. Als im Jahre 1540 die Stadt von dem großen Brandunglück heimgesucht worden war und die städtische Verwaltung das Stift um einen Beitrag zum Wiederaufbau anging, verweigerte das Kapitel wieder energisch jede Verpflichtung zur Beisteuer, sogar zum Wiederaufbau des Kirchendaches, wozu es als Inhaber des Zehnten an sich schon verpflichtet war. Diese ablehnende Haltung begründete das Stift u. a. damit, daß es noch in den Vorjahren bedeutende Summen zu den städtischen Lasten habe beitragen müssen. Um aber seinem „guten Willen“ zu zeigen, bot es der Stadt einen einmaligen Zuschuß von 300 Gulden an, wofür aber die Stadt einen Revers ausstellen sollte, daß aus der Leistung dieser freiwilligen Beisteuer eine Verpflichtung für die Zukunft nicht hergeleitet werden dürfe. Der geldrische Städtetag befaßte sich im Herbst desselben Jahres mit der Angelegenheit, und zwar mit dem Ergebnis, daß das Stift verpflichtet wurde, statt der 300 Gulden, die es der Stadt als Gnadengeschenk anbot, nun die Kirche in Erkelenz ganz auf seine Kosten wiederherstellen zu lassen. Es tätigte denn auch am 21. Januar 1541 mit den Werkmeistern Martin von Erkelenz und Johann Up dem Poelt einen Vertrag, nach dem die Instandsetzung des Stifts 675 Gulden und 12 Malter Roggen kostete.

Aber schon bald boten sich neue Gelegenheiten zu *st e u e r l i c h e n A u s e i n a n d e r s e t z u n g e n* zwischen der Stadt und dem Stift. Im Jahre 1570 hatten die geldrischen Landstände auf dem Landtage zu Arnheim eine allgemeine außerordentliche Schatzung beschlossen, die in vier Terminen in den Jahren 1571—74 fällig sein sollte. Während die Stadt Erkelenz nun zur Aufbringung der auf sie entfallenden Quote ihre Bürger nach dem Verhältnisse ihres Vermögens heranzog, wurde das Stift zu einer Pauschalsumme von 1000 Gulden veranschlagt. Das Stift wehrte sich. Wenn man überhaupt von einer Verpflichtung zur Beisteuer reden könne, so sei die Veranschlagung zu einer Pauschalsumme ungerecht und dazu zu hoch angesetzt. Trotzdem erklärte es sich zu einer vorläufigen ersten Terminzahlung von 225 Gulden bereit, bis ein Schiedsgericht die Angelegenheit klargestellt habe. Da dessen Entscheidung sich aber noch verzögerte, wies das Stift auch zum folgenden Fälligkeitstermin seinen Rentmeister in Erkelenz an, nochmals, aber unter Vorbehalt, 225 Gulden zu zahlen. Da nun im folgenden Jahre das Stift jegliche Zahlung verweigerte, wandte sich die Stadt beschwerdeführend an den geldrischen Statthalter in Arnheim, der das Stift zur vollen Zahlung des ihm auferlegten Anteils verpflichtete, da die Geistlichkeit bei dieser außerordentlichen Schatzung nirgends ausgenommen werde. Das Stift aber sprach dem Statthalter



Alte Stadtfiegel.



Stadtwappen

aus der Pergament-Chronik des Bürgermeisters Mathias Baux (1562).

überhaupt die Zuständigkeit einer Entscheidung ab und wandte sich an den Statthalter der spanischen Niederlande, den Herzog Alba, um eine grundsätzliche Regelung der Angelegenheit zu erlangen. Dieser beauftragte mit der Untersuchung und Regelung den Amtmann Johann von Stalberg. Durch dessen Vermittlung kam aber erst im Jahre 1574 zwischen dem Stift und der Stadt der von beiden Teilen ersehnte Vergleich zustande, nachdem das Stift inzwischen nochmals 315 Gulden zu der Steuer hatte beitragen müssen. Der Steuervergleich bestimmte: Die Stadt verzichtet auf den noch rückständigen Betrag des dem Stift auferlegten Schätzungsanteils, das Stift hingegen wird verpflichtet, in Zukunft zu allen Lasten und Schätzungen beizutragen, die mit Bewilligung der Landstände ausgeschrieben werden, und zwar soll es den achten Teil des auf die Stadt Erkelenz entfallenden Betrages zahlen; von den rein städtischen Lasten soll es befreit bleiben. Dieser Vergleich bedeutete für das Stift eine Niederlage, für die Stadt aber den nicht zu unterschätzenden Gewinn eines kräftigen Steuerzahlers, zumal in den Folgejahren wegen der Kriegswirren in den spanischen Niederlanden die Schätzungen immer häufiger und drückender, ja bald zu einer fast alljährlich wiederkehrenden Einrichtung wurden. Besonders auch die zahlreichen Einquartierungen, die oft monatelang dauerten, und von denen nicht selten die eine die andere ablöste, legten der Stadt nahezu unerhörte Lasten auf.

Gerade diese Einquartierungen ließen den alten Streit um die Steuerfrage zwischen dem Aachener Stift und der Stadt in noch heftigerer Form wiederaufleben. In dem Aufstande der spanischen Niederlande war die Stadt trotz ihrer exponierten Lage dem König Philipp treu geblieben und erbat sich nun zu ihrem Schutze eine Besatzung, die ihr vorerst jedoch nicht gewährt wurde. Vielmehr ließ der Statthalter des Herzogtums Geldern im Jahre 1567 sämtliche größere Geschütze, die die Stadt gerade vorher mit großen Kosten angeschafft hatte, nach Venlo fortführen. Aller Verteidigungsmittel entblößt, hielt die Stadt sich doch zehn Jahre hindurch. Erst im Jahre 1577 wurde eine Abteilung eines Regimentes unter dem Obristen Blasius von Jegersheim in die Stadt gelegt. Aber statt die Stadt zu schützen, quälten und brandschatzten die Soldaten dieselbe im Verein mit dem übrigen Teil des Regimentes, der in Roermond lag, in der schrecklichsten Weise. Bürger, die sich widersetzten, wurden kurzerhand erschossen, viele Häuser und die städtischen Mühlen gingen in Flammen auf, und als die Besatzung eigenmächtig, ohne Befehl, abzog, erpreßte sie von der nahezu erschöpften Stadt noch rund 14 000 Gulden. Die Stadt zahlte sie, wenn auch schweren Herzens, nur, um die rohen Gesellen loszuwerden. Der Schaden, den die Stadt in zehn Jahren erlitten hatte, wurde auf rund 100 000 Gulden veranschlagt. Zwar wurde die Stadt Schadloshaltung versprochen, auf die sie jedoch vergeblich wartete, und die auch im Jahre 1588 vom König von Spanien dem Kölner Bürger Bartholomäus Nyborch, der in persönlicher Audienz in Madrid die Angelegenheit der Stadt vertrat, zwar noch einmal zugesichert, aber dennoch nicht geleistet wurde. Vielmehr mehrten sich die Kontributionen und Einquartierungen noch von Jahr zu Jahr.

Es lag nun nahe, daß die Stadt zur Deckung der Militärlasten und Kontributionen auch das Stift, und zwar gestützt auf den Vergleich vom Jahre 1574, zur Weistauer heranzog. Das Stift aber bestritt die Beitragspflicht, da Einquartierungen und die im Zusammenhang damit entstehenden Ausgaben rein bürgerliche Lasten seien, zu denen es auch nach dem Vergleich nicht verpflichtet sei. Die Stadt aber machte kurzen Prozeß: sie legte Beschlagnahme auf den Zehnten und die Renten des Stiftes und machte sich aus ihnen bezahlt. Trotz heftigen Widerspruchs des Kapitels und trotz des Verbots des Prinzen Alexander von Parma, des Statthalters der Niederlande, verfuhr die Stadt in den folgenden Jahren ebenso. Es entspann sich nun ein langwieriger Rechtsstreit zwischen der Stadt und dem Stifte, der zunächst vor dem Gerichtshofe von Gelderland in Koermond geführt, dann aber auf Verreiben des Stiftes an den Gerichtshof von Brüssel überwiesen wurde. Inzwischen hielt sich die Stadt an den Einkünften des Stiftes in Erkelenz schadlos. Erst im Jahre 1607 fiel das Urteil: der Stadt wurde grundsätzlich das Recht zugesprochen, das Stift zu den in Frage kommenden Kontributionen und Lasten mitheranuziehen: doch sei der dem Stifte zugeschriebene Anteil zu hoch; die Stadt solle deshalb das Zuviel an Steuer, das sie sich aus den beschlagnahmten Einkünften des Stiftes angeeignet habe, wieder herausgeben. Aber zu einer Herausgabe kam es nicht. Vielmehr veranlagte die Stadt das Stift für das folgende Jahr wiederum mit 400 Gulden, die das Stift auch zahlte. Es war offenbar des langen Gaders müde. Es mochte einsehen, daß die Kosten eines neuen Prozesses, aus dem die Stadt wahrscheinlich doch wieder als Sieger hervorgehen würde, größer sein würden als die strittigen Steuerbeiträge, zumal der Stadt ja grundsätzlich das Recht zugesprochen war, das Stift auch für diese bürgerlichen Lasten zu besteuern. Zwar kam es in der Folge noch mehrmals zu bedrohlichen Differenzen wegen zu hoher Veranlagung des Stiftes; aber diese Auseinandersetzungen endeten immer damit, daß das Stift zur Zahlung verurteilt wurde und auch zahlte.

Es ist wohl verständlich, wenn das Stift sich immer hartnäckig gegen seine Besteuerung in Erkelenz wehrte; denn einerseits verteidigte es damit sein altes Recht der Steuerfreiheit kirchlichen Besitzes, andererseits mußte es befürchten — und die Zukunft hat die Richtigkeit dieser Befürchtungen gelehrt —, daß die Steuersehraube, einmal angefaßt, kein Ende nehmen werde. Der Steuerbeitrag des Stiftes betrug im Jahre 1594 rund 270 Gulden, im Jahre 1600 war er schon auf 600 Gulden, in den Jahren 1601 und 1602 auf 870 Gulden gewachsen, und er erreichte im Jahre 1604 sogar die Höhe von 1300 Gulden. Eigentlich sollte er in dem letztgenannten Jahre noch höher sein, war aber auf diese immer noch schwindelnd hohe Summe ermäßigt worden. In den folgenden Jahren sank er wieder, ging aber seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts nicht mehr unter 800 Gulden. Zwar waren seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die Einkünfte an Roggen, Hafer und Weizen wohl infolge rationeller Ausnutzung des Bodens zeitweise gestiegen, doch lange nicht in demselben Verhältnis, wie der vom Stifte zu leistende Steuerbeitrag. Vielmehr hatte das Stift infolge der Saumseligkeit mancher Zehntpächter, besonders seit dem 17. Jahrhundert, viele Ausfälle.



Erkelenz gehörte mit den Dörfern von jeher als P f a r r e zur Diözese Püttich. Auch R ü c k h o v e n, das zu den Besitzungen gehörte, die das Aachener Stift im Jahre 966 erworben hatte, war nach Erkelenz eingepfarrt. Doch erhielt es schon sehr früh eine eigene Kirche mit einem Rektor. Wohl dem Umstande, daß es im Jahre 1326 nicht, wie die übrigen Dörfer, in den Stadtbezirk einbezogen worden war, ist es zuzuschreiben, daß es im Jahre 1340 zur Pfarre erhoben wurde. Im selben Jahre wurden beide Pfarrkirchen, die zu Erkelenz und die zu Rückhoven, dem Aachener Stift „inkorporiert“, das heißt die Einkünfte fielen dem Aachener Stift zu, wohingegen dieses für die Unterhaltung des Gottesdienstes, Besoldung der Priester usw. zu sorgen hatte.

Die Erkelenzer Pfarrkirche war dem heiligen L a m b e r t u s (gestorben um 700 als Bischof von Maastricht) geweiht. Seit dem 14. Jahrhundert trat die Verehrung des heiligen Lambertus unter dem Einflusse des Aachener Stiftes, das der Mutter Gottes geweiht war, mehr und mehr in den Hintergrund, während die Mutter Gottes, als die Patronin des Stiftes, nun als erste Patronin auch der Pfarrkirche in Erkelenz geehrt wurde. Der große Marienleuchter, der im Jahre 1517 beschafft wurde und heute noch in der Pfarrkirche zu Erkelenz prangt, ist offenbar das Schlußglied in dieser Entwicklung. Er sollte die Mutter Gottes als die Patronin der Kirche verherrlichen. Wohl finden wir in dieser Zeit den heiligen Lambertus als Nebenpatron erwähnt, und ihm war auch ein Altar, aber ein Nebenaltar, geweiht. Noch das „Dekret über die neue Begrenzung der Pfarren und Einrichtung der Kirchen der Aachener Diözese“ aus dem Jahre 1804 nennt als erste Patronin der Kirche die Mutter Gottes. Erst als nach der französischen Zeit das enge Verhältnis zwischen dem Aachener Marienstift und der Stadt Erkelenz endgültig gelöst blieb, trat der ursprüngliche Patron Lambertus wieder an die erste Stelle. Übrigens haben wir einen ähnlichen Wechsel des Kirchenpatrons in Rückhoven, wo infolge der Inkorporierung der Kirche in das Aachener Stift seit dem 14. Jahrhundert die Gottesmutter als Patronin verehrt wurde. Erst seit der nachfranzösischen Zeit wird hier der heilige Servatius wieder als erster Patron gefeiert, dem die Kirche auch ursprünglich geweiht war.

Der Bau der herrlichen Erkelenzer Pfarrkirche wurde — wie schon oben erwähnt — gegen Ende des 14. Jahrhunderts begonnen. Die Arbeiten zogen sich lange Jahre hin; erst im Jahre 1418 wurde das Chor dem Gottesdienste übergeben. Im Jahre vorher hatte das Aachener Stift ein Chorfenster geschenkt. Der Kirchturm, der noch von der alten Kirche stammte, stürzte im Jahre 1457 ein und wurde in den folgenden Jahren durch einen neuen, jetzt noch stehenden, ersetzt. Weitere bedeutende bauliche Änderungen wurden im Jahre 1482 vorgenommen; vor allem wurde das Chor mit dem auch nach außen architektonisch herrlich wirkenden Umgang umgeben. In dieser Zeit wurde auch die innere Ausstattung neubeschafft, von deren Reichtum und Kostbarkeit noch manche bis auf unsere Tage erhaltende Stücke Zeugnis ablegen, vor allem das Adlerpult, eine Selbgußarbeit aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, und der prächtige Marienleuchter aus dem Jahre 1517.



Die Erkelener Pfarrkirche, vom „Wall“ aus gesehen.

Von dem Lettner, der im Jahre 1456 beschafft wurde, und dem hohen Schnitzaltar, der von Meister Statius aus Lüttich geschnitzt und im Jahre 1457 vergoldet und bemalt worden war, ist nichts mehr vorhanden. Im Jahre 1498 baute der Orgelbauer Johann von Roermond eine neue Orgel ein. Vor allem aber war der Gold- und Silberschatz der Kirche reichhaltig und bedeutend, wie noch vorhandene „Kleinodienerverzeichnisse“ beweisen. Im Jahre 1569 wurde aber die Kirche schwer bestohlen, und auch in der Folgezeit sind durch Diebstahl noch zahlreiche Stücke aus dem Schatz der Kirche in Abgang gekommen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden fast sämtliche Altäre der Kirche und die Kanzel erneuert. Diese letzteren Stücke sind zum Teil noch bis um das Jahr 1900 in der Kirche verblieben.

Ehedem hatte die Kirche zahlreiche Altäre. Der Hauptaltar war der Mutter Gottes, der Patronin des Aachener Stiftes, geweiht. Daneben gab es einen Michaelsaltar, einen Georgsaltar, einen Katharinenaltar, einen Crispinus- und Crispinianusaltar, einen Lambertusaltar, einen Kreuzaltar, einen Sakramentsaltar, einen Annaaltar, einen Altar zu Ehren aller Heiligen und noch einen besonderen Muttergottesaltar unter dem Turme. Entsprechend der Anzahl der Altäre war auch die Zahl der Priester, die die Altäre „bedienten“ und aus dem Dotations-einkünften ihren Unterhalt hatten, ziemlich groß. Zwar wurden im 17. Jahrhundert mehrere Altäre zu einem Benefizium vereinigt, doch sind in dieser Zeit außer dem Pfarrer immerhin noch sechs bis sieben „Benefiziaten“ zu gleicher Zeit bei der Kirche nachweisbar. Außer dem Altardienst verrichteten sie als Hilfspriester des Pfarrers auch Seelsorgdienste in der Pfarre und im Gasthaus sowie in den Kapellen zu Terheeg und Tenholt; teils waren sie auch in der Schule mittätig.

Der Propst des Aachener Stiftes hatte das Präsentationsrecht auf die Pfarrstelle, d. h. bei Erledigung der Stelle konnte er dem Bischof einen ihm geeignet erscheinenden Priester vorschlagen, dem dann der Bischof die Pfarre übertrug. Von den Pfarrern der älteren Zeit sind uns nur wenige namentlich bekannt: Gerhard von Rennenberg (1308), Agidius von Werda (1330), Gottfried von Heinsberg (um 1340=1345), Johann von Hilderad (1448), Johannes Krysch (1493=1498), Martinus Sibenius, Goswin von Wockerath (1529=1555) und Martinus Busch (1559). Vollständige sind uns die Namen der Pfarrer seit dem 17. Jahrhundert erhalten: Gerhard Berck (1602=1629), Norbert Velden (1630 bis 1647), Winand Steumels (1647=1657), Johann Nyssen (1657=1680), Crucius Hauten (1681=1701), Andreas Knippenberg (1707=1726), Franz Wimar Moers (1726=1767), Philibert Vinzenz Ganser (1768=1779) und Heinrich Bartholomäus Claessen (1780=1802).

Bei der Neuordnung der Diözesen in den spanischen Niederlanden im Jahre 1558 wurde Erkelenz von der Diözese Lüttich abgetrennt und dem neuerrichteten Bistum Roermond überwiesen und bildete hier mit den Pfarren Rückhoven, Wegberg, Nieder- und Oberkrüchten das Dekanat Erkelenz. Um diese Zeit kam das Dorf Maßerath, das bis dahin zur Pfarre Schwanenberg gehört hatte, zur Pfarre Erkelenz. Bei der Diözese Roermond verblieb Erkelenz bis zum Jahre 1801,

wo es als sogenannte Kantonalpfarre zum neuerrichteten Bistum Aachen kam. Bei der kirchlichen Neuordnung wurde es 1825 der Erzdiözese Köln zugeteilt.

Das Präsentationsrecht des Aachener Propstes wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Gegenstand eines unerquicklichen Streites zwischen dem Propst Johann von Blatten und dem Bischof Heinrich Cuyckius von Koermond. Der Bischof wollte nämlich im Jahre 1600 den Pfarrer von Erkelenz seiner Stelle entsetzen, weil er ihm der Stelle nicht mehr gewachsen schien, und hatte schon zu seinem Nachfolger einen gewissen Peter von Groeningen bestimmt. Der Propst aber verwahrte sich gegen die ohne seine Zustimmung ausgesprochene Absetzung des Pfarrers und vor allem gegen die Ernennung eines Nachfolgers, bevor er von seinem Vorschlagsrecht Gebrauch gemacht habe. Die Folge dieses Protestes war, daß der alte Pfarrer in seiner Stelle verblieb. Als er 1602 starb, beabsichtigte der Bischof den Lizentiaten der Theologie Heinrich Coffräus, einem geborenen Erkelenzer, die Pfarrstelle zu übertragen. Dem Propste war die Person des Heinrich Coffräus recht, verlangte aber, um sein Vorschlagsrecht zu wahren, daß Coffräus „förmlich und schriftlich“ bei ihm als dem Patronats Herrn einkommen solle. Statt dessen aber verzichtete Coffräus von vornherein auf die Annahme der Pfarre. Nun präsentierte der Propst dem Bischof einen Kandidaten, auch einen geborenen Erkelenzer, Heinrich Sutoris, den aber der Bischof nicht annahm, da er ein Mönch sei, ein unpriesterliches Leben geführt habe und dazu noch im Verdacht stand, der remormatorischen Lehrer zuzuneigen. Heinrich Sutoris versuchte trotzdem in Erkelenz seine Tätigkeit als Pfarrer aufzunehmen. Der Bischof ernannte jedoch, indem er die dem Propst zustehende Vorschlagsfrist als verfallen erklärte, ohne Rücksicht auf den Propst den Gerhard Berck zum Pfarrer, der auch nach Erkelenz kam, um die ihm vom Bischofe übertragene Pfarre zu versehen. Er veranlaßte den Heinrich Sutoris, die Stadt zu verlassen, und bat den Propst um Anerkennung, die dieser ihm aber mit der Begründung verweigerte, daß von einem Verfall seiner Vorschlagsfrist keine Rede hätte sein können, daß vielmehr der Bischof selbst durch sein umständliches Verfahren die Verzögerung verschuldet habe. Der Propst ließ sich auch durch die Beteuerung des Bischofs, er habe durch die Ernennung des Berck sein Präsentationsrecht nicht verletzt wollen, sondern nur das Beste der Pfarre im Auge gehabt, nicht erweichen. Und selbst als der Pfarrer und Dechant von Sittard, Franziskus Agricola, auf den der Bischof und der Propst sich als Schiedsrichter geeinigt hatten, dem Propste riet, für dieses eine Mal nachzugeben, blieb der Propst hart und gebot seinen Erkelenzer Beamten, den Gerhard Berck nicht als rechtmäßigen Pfarrer zu betrachten. Dieses unwürdige Verhältnis dauerte vier volle Jahre, während welcher Zeit der erwähnte Agricola noch mehrmals, aber ohne Erfolg, bemüht war, zwischen Bischof und Propst zu vermitteln. Endlich fand sich im Jahre 1607 eine Einigung: Der Pfarrer Berck resignierte formell auf die Pfarrstelle, erkannte in einem Schreiben an den Propst ausdrücklich dessen Vorschlagsrecht an und wurde nun vom Propst dem Bischof als Pfarrer von Erkelenz vorgeschlagen, worauf der Bischof ihn zum zweiten Male als Pfarrer von Erkelenz ernannte. Nach seinem Tode (1629)

wiederholten sich die Besetzungstreitigkeiten in anderer Form wieder. Der Bischof von Koermond, Jakobus de Castro, ließ eine Aufforderung an würdige Geistliche an die Kirchthüre zu Erkelenz heften, sich bei ihm um die Pfarrstelle zu bewerben und ihre Qualifikationen in Koermond durch ein Examen zu beweisen. Der Aachener Propst fühlte sich naturgemäß durch dieses Vorgehen wieder in seinem Vorschlagsrecht verletzt und legte beim Bischof Verwahrung ein. Doch sind wir über den Ausgang dieses neuen Streites nicht unterrichtet.

Auch die Dorfbewohner oder Kirchspielsleute, wie sie meist hießen, besuchten, wie noch heute, den Pfarrgottesdienst in Erkelenz. Doch strebten sie immer danach, wenigstens in der Woche durch einen der zahlreichen Benefiziatpriester in Erkelenz Gottesdienste in ihren Kapellen zu erhalten. Teregg, das im Jahre 1676 eine Kapelle erhielt, wurde durch den zeitigen Pastor oder einen von ihm beauftragten Priester versehen, ebenso Tenholt. Maerath hatte einen eigenen Rektor; Östlich, das vor dem Dorfe, am sogenannten „Kahler“, eine Kapelle zu Ehren Karls des Großen hatte, wurde vom Rektor des Kreuzaltars bedient. Alle seelsorgerischen Funktionen im engeren Sinne, wie Taufen, Trauungen und Spendung der Sterbesakramente, wurden immer von der Pfarrkirche aus verrichtet. Auch begruben die Kirchspielsleute ihre Toten auf dem Friedhofe in Erkelenz, der dort rings um die Kirche herum lag. Erst in der nachfranzösischen Zeit ist der Kirchhof von Erkelenz außerhalb der Stadt verlegt worden.

Im übrigen vollzog sich das kirchliche Leben in Erkelenz in den üblichen Formen. Eine gewisse Rolle spielten dabei auch die kirchlichen Bruderschaften. Am ältesten sind die Sakramentsbruderschaft und die Bruderschaft Unserer Lieben Frau, die beide schon im Jahre 1462 als lange bestehend genannt werden. Seit dem Jahre 1619 bestand eine Rosenkranzbruderschaft. Mit dem Aufblühen der Handwerkerzünfte traten allerdings diese rein kirchlichen Bruderschaften wieder mehr in den Hintergrund, da auch die Zünfte in Erkelenz auf bruderschaftsähnlicher Grundlage aufgebaut waren und sogar kurzweg Bruderschaften genannt wurden.

Überhaupt kannte das Mittelalter die scharfe Scheidung nicht, die heute die bürgerlichen Angelegenheiten von den kirchlichen trennt; das bürgerliche Leben war durchdrungen und getragen von kirchlichem Geiste, und umgekehrt trug die Kirche den bürgerlichen Bedürfnissen ihrer Gläubigen durchweg verständnisvoll Rechnung. Zwischen der städtischen Verwaltung (den Bürgermeister, den Schöffen und dem Rat) einerseits und der Kirche andererseits bestand denn auch in Erkelenz das beste und friedlichste Einvernehmen. An den besonderen kirchlichen Feierlichkeiten nahmen die städtischen Beamten offiziell teil, zumal an den hohen Feiertagen und bei den feierlichen Prozessionen. Unter letzteren nahm die Sakramentsprozession am Fronleichnamstage eine besondere Stelle ein. Als Entgelt für die offizielle Beteiligung der Stadt gab die Kirche im 15. und 16. Jahrhundert den städtischen Beamten am folgenden Tage ein Essen mit Freitagskost. Umgekehrt ließ die Stadt am Palmsonntage den Geistlichen, die die Passion gesungen hatten, eine Erquickung reichen, und spendete noch im 16. Jahrhundert an den drei hohen Feiertagen den sogenannten Kommunikantenwein und am Feste Johannes des Täufers

den Johanneswein. Städtische Verfügungen und Bekanntmachungen wurden in der Kirche von der Kanzel herab verkündet. Die Stadt wirkte auch bei der Anstellung des Küsters und der Wahl der Kirchmeister, deren es zwei gab, mit, wobei allerdings der Pastor die letztentscheidende Stimme hatte. Zu dem Gehalte des Küsters trug die Stadt bei; dafür musste der Küster von Stadt wegen gewissenhaft die Kirchuhr stellen und bei Gewittern nach damaligem Brauch das „Wetter beläuten“. Die Kirchenrechnungen und überhaupt das kirchliche Vermögen unterlagen der Aufsicht der Bürgermeister, dafür verteidigte aber auch die Stadt die Interessen der Kirche, besonders, wenn es galt, das Aachener Stift, wie im Jahre 1540 nach dem Brande der Kirche, an seine Pflichten der Erkelener Kirche gegenüber zu erinnern.

Im Jahre 1643 ging vom Bischof von Roermond die Anregung aus zu einer *Niederlassung der Franziskaner* aus der niederdeutschen Ordensprovinz. Im folgenden Jahre erteilten Bürgermeister und Rat ihre Zustimmung und am 17. April 1645 kam der P. Guardian aus Roermond, Ägidius Walravens, mit mehreren Mitbrüdern in Erkelenz an, wo ihnen zunächst ein Teil des Gasthauses als Wohnung und die Gasthauskirche als Gotteshaus angewiesen wurde. Im Jahre 1651 begannen sie den Bau des Klosters, das schon im folgenden Jahre bezogen werden konnte. Am 28. August 1656 folgte die feierliche Grundsteinlegung zu der geräumigen, dem hl. Antonius von Padua geweihten Kirche, der heutigen sogenannten „Paterskirche“. Dabei benedizierte der Ordensdefinitur P. Bartholomäus Moonen den Grundstein, und der Bischof von Aachen, Siegmund Tröster, legte ihn in den Erdgrund. Den zweiten Stein legte namens des Königs von Spanien (die Stadt gehörte damals noch zu den spanischen Niederlanden) der Kommandant der spanischen Besatzung in Erkelenz, Graf Collins. Ihm folgten die Bürgermeister, der Rat und die Schöffen, sowie zahlreiche Bürger der Stadt. Der Bau der Kirche machte zunächst nur langsame Fortschritte. Der Prokurator des Klosters, P. Antonius Gonzales, erreichte im Jahre 1658 vom Magistrat in Roermond, von wo er Baumaterialien für die Kirche bezog, Zollfreiheit für dieselben, geriet aber mit dem genannten Magistrat in langwierige Differenzen, da er anscheinend mehr Material zollfrei nach Erkelenz hatte bringen lassen, als für den Bau notwendig war. Erst im Jahre 1662 war der Bau der Kirche so weit gefördert, daß er am 10. September desselben Jahres durch den Bischof Eugenius Albertus d'Allemont von Roermond feierlich eingeweiht und konsekriert werden konnte. Kurz nach der Fertigstellung der Kirche richteten die Franziskaner, im Erkelener Kloster das Noviziat für ihre niederdeutsche Ordensprovinz ein. Im Jahre 1680 zählte das Kloster 11 Patres, 4 Laienbrüder und 10 Novizen.

Der Grund und Boden, auf dem das Kloster lag, war dem Aachener Stift zehntpflichtig, und zwar bezog es von ihm jährlich 14 Tsch Hafer. Bis zum Jahre 1669 mußte das Kloster diese Abgabe an das Stift leisten. Am 3. September des genannten Jahres traf jedoch das Kloster mit dem Stift die Vereinbarung, statt der jährlichen Hafertlieferung in der Klosterkirche für die Verstorbenen des Aachener Stiftes ein feierliches Anniversar zu halten, wozu der Schultheiß und der Stiftstrentmeister eingeladen werden mußten.

Der schon genannte Prokurator P. Antonius Gonzales unternahm im Jahre 1664 eine Reise nach Jerusalem, deren Verlauf er in einem zu Antwerpen 1673 erschienenen Reiseverke ausführlich beschrieben hat. Als er im Jahre 1671 heimkehrte, wurde ihm in Erkelenz durch seine Ordensbrüder, die Geistlichkeit, den Magistrat und selbst das Militär ein fast fürstlicher Empfang bereitet. Überhaupt erfreuten sich die Franziskaner in Erkelenz einer außerordentlichen Beliebtheit beim Volke, auf das sie durch ihren feierlichen Gottesdienst, ihre Predigten und Katechesen großen Einfluß gewannen. Sie hatten in ihrer Kirche eine Bruderschaft vom Gürtel des hl. Franziskus, die zahlreiche Mitglieder aus Stadt und Land zählte. Besonders nahmen sie sich der Jugend eifrig an. Sie erteilten Sonntags nachmittags religiöse Unterweisungen an dieselbe. Mit der „Katechismusjugend“ veranstalteten die Patres entsprechend der damaligen Sitte hin und wieder öffentliche Prüfungen, bei denen Fleißprämien ausgeteilt wurden und am Schlusse meist eine „Komödie“, von den Schülern gespielt, über die Bretter ging. Im Jahre 1659 wurde eine solche Schülerkomödie Anlaß zu unangenehmen Differenzen zwischen den Patres und der in der Stadt liegenden spanischen Besatzung, die sich wegen einiger in dem Stücke vorgekommener Szenen verletzt fühlte. Es handelte sich um einen Soldatenschwank, in dem französische und spanische Soldaten eine Rolle spielten. Dabei, so klagt die Beschwerdeschrift über diesen Fall, hätte der „König von Frankreich“ den „König von Spanien“ unter beleidigenden Worten zu Boden geworfen; ferner hätten „französische Hauptleute“ spanischen Soldaten ins Gesicht gespien und sie durchgeprügelt, und das alles unter dem Beifallsgelächter eines zahlreich anwesenden Publikums. Der Rat mußte die Angelegenheit untersuchen und vernahm eine Anzahl von Zeugen, die aber alle erklärten, sie wären zwar dabei gewesen, hätten aber — nichts gesehen.

Die Franziskaner hielten zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes in der Stadt, den Kirchspielsdörfern und auch in den Ortshaften des weiteren Umkreises, selbst bis ins Jülicherland hinein, ihre „Termine“ ab, bei denen die Gaben für sie meist reichlich flossen, woraus es auch erklärlich ist, daß sie ihren Erkelener Konvent so weitläufig in verhältnismäßig kurzer Zeit ausbauen konnten. Auch die Stadt gab dem Kloster jährlich für „kolenbrant“ und „kerzen, om des nachts in dem chor en goddelicken dienst te gebruiken“, eine Beisteuer, die 1780 rund 21 Rheintaler ausmachte.

Im Jahre 1802 wurde das Kloster bei der allgemeinen Säkularisation aufgehoben. Die Klostergebäude fielen an die Stadt, die später eine Lateinschule darin eröffnete. Die Kirche wurde bei der Einrichtung der Diözese Aachen durch den Bischof Verdolet als Nebenkirche der Pfarrkirche erklärt.

Immerhin erwähnenswert ist, daß der am 31. März 1844 zu Antwerpen im Rufe der Heiligkeit gestorbene Franziskaner-Pater Heinrich Thyssen in den Jahre 1775/76 im Erkelener Kloster seine Noviziatszeit verbrachte. Er war geboren zu Sangelt am 5. Dezember 1755, legte 1776 in Erkelenz sein Ordensgelübde ab, studierte dann in Löwen, wurde 1780 Priester und war 1782=1797 Professor der Theologie im Franziskanerkloster zu Antwerpen, später Beichtvater und Prediger an der St. Karlskirche daselbst.

Wir besitzen nur spärliche Nachrichten darüber, inwieweit die r e f o r m a t o = r i s c h e n I d e e n d e s 16. J a h r h u n d e r t s in Erkelenz Boden gewannen. Doch wird das Beispiel des nahen Schwanenberg, das um 1560 geschlossen, mit Ausnahme des Dorfes Maßerath, zur reformierten Lehre übertrat, auch auf Erkelenz nicht ohne Einfluß geblieben sein. Im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts scheint die Reformation sogar zahlreiche Anhänger in der Stadt gehabt zu haben; denn der Bischof von Roermond, Heinrich Cuyckius, der im Jahre 1599 auf einer Visitationsreise durch seine Diözese auch nach Erkelenz kam, sah sich veranlaßt, über einige Gemeindeglieder wegen des Verharrens bei der neuen Lehre die Exkommunikation zu verhängen und zahlreiche andere mit Hilfe der weltlichen Macht aus der Stadt zu verweisen. Im Zusammenhang damit steht auch die Absicht des Bischofs, im Jahre 1600 den alten Pfarrer von Erkelenz seines Amtes zu entheben, da er seiner Aufgabe gegenüber der in der Stadt sich ausbreitenden neuen Lehre nicht gewachsen schien. Der Bischof vermochte zwar die Amtsentsetzung des Pfarrers gegenüber dem Probst von Aachen nicht durchzusetzen, verlangte aber zwei Jahre später, als die Pfarrstelle durch den Tod des Pfarrers erledigt war, daß ihm der Propst einen tüchtigen Geistlichen präsentierte, der unter den „Häretikern“ gut zu wirken verstände; da „die von Erkelenz allerley gesinnet und mit dem neuen glauben ziemlich angestochen“ seien. Eine Aufzeichnung zum Jahre 1614 gibt die Zahl der Reformierten in Erkelenz auf 13 an. Doch verzeichnet diese Zahl offenbar nur die öffentlich zur neuen Lehre übergetretenen, während es sicher außer ihnen noch manche stille Anhänger der Reformation gab, die aus mancherlei Gründen öffentlich mit dem Glauben ihrer Väter nicht brechen mochten. Selbst der vom Propste im Jahre 1603 für die Pfarrstelle präsentierte Heinrich Sutoris, ein geborener Erkelenzer, stand im Ruße, sich heimlich zur neuen Lehre zu bekennen. Das Bestreben des Bischofs von Roermond, die Stadt dem alten Glauben zu erhalten, bekundet sich auch darin, daß er im Einverständnis mit den Bürgermeistern und dem Rat sowie dem Propst zu Aachen die Niederlassung der Franziskaner veranlaßte, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, der immer mehr um sich greifenden reformatorischen Lehre Einhalt zu tun. Tatsächlich waren am Ende des 17. Jahrhunderts keine Reformierten mehr in der Stadt, sei es, daß sie in den Schoß der alten Kirche zurückgekehrt waren, oder daß sie — was wahrscheinlicher ist — es vorgezogen hatten, die Stadt zu verlassen. Öffentlicher Gottesdienst nach der neuen Lehre hat im 16. bis 18. Jahrhundert in der Stadt überhaupt nicht stattgefunden, sondern es scheint, daß die Reformierten, soweit ihrer in der Stadt waren, die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse auswärts, besonders im nahen Schwanenberg gesucht und gefunden haben.



Im Unterrichtswesen stand die Stadt hinter den anderen Städten des Selderlandes nicht zurück. Schon im Jahre 1467 wird eine Schule und ein an ihr tätiger „Meister Rirstgen (Christian)“ erwähnt. Das Schulhaus, nach den Rechnungen über die an ihm vorgenommenen Reparaturarbeiten zu schließen, ein schlichter Fachwerkbau, war Eigentum der Stadt und lag damals in der nach ihm benannten „Scholersengassen“, der heutigen Schulgasse. Außer der Wohnung des Schulmeisters, war in ihm nur ein Raum für den Unterricht. Durch den Stadtbrand im Jahre 1540 wurde auch die Schule zerstört — das Feuer hatte in nächster Nähe der Schule seinen Anfang genommen —, und erst im Jahre 1549 konnte ein Neubau errichtet werden, zu dem die Stadt aus ihren Ziegelofen die Steine lieferte. Über den inneren Schulbetrieb sind wir nur wenig unterrichtet; das Lateinische war aber die Grundlage des Unterrichts, wobei aber doch auch das Lesen und Schreiben in der Muttersprache sowie Rechnen die entsprechende Berücksichtigung fand. Der Schulmeister betätigte sich auch in der Kirche, besonders als Organist und Chorsänger, war jedoch nicht zugleich auch Küster, wie es anderorts vielfach der Fall war. Im Chorgesang unterstützten ihn seine Schüler, die in besonderen Gesangstunden darauf vorbereitet wurden. Im Jahre 1467 beschaffte die Kirche für den Gesangunterricht in der Schule ein Gesangpult und eine besondere Tafel, „dae man den jongen den sanck up schryfft“. Gelegentliche Rekreationen seitens der Kirche an die sangesfrohe Jugend spornte diese zu dauerndem Eifer an. Jährlich zu Peter und Paul erhielten sie eine solche „Rekreation“, die der Kirche (1468) 2 Albus kostete. Am Tage der Sakramentsprozession bekamen sie für ihre Mithilfe, die außer in Gesang auch in Fahren- und Pichtertragen bestand, ebenfalls eine Stärkung, die meist in „weggen“ bestand. Der ernste Schulbetrieb fand aber auch sonst im Laufe des Jahres hin und wieder eine den Schülern willkommene Unterbrechung, so besonders bei dem jährlich wiederkehrenden sogenannten Bischofspiel, das, wie an den mittelalterlichen Schulen überhaupt, so auch in Erkelenz unter Anteilnahme der Bürgerschaft begangen wurde. An einem Tage des Jahres — in Erkelenz war es am Kirmestage, dem Sonntag nach Sakramentstag — wählte die Schuljugend aus ihrer Mitte einen Mitschüler zum „Bischof“, der mit „bischoflichen“ Gewändern angetan wurde, sich mit einem „geistlichen“ Hofstaat umgab und nun die Rolle des „Bischofs“ den ganzen Tag versah. Nicht selten erschienen selbst die Bürgermeister und Würdenträger der Stadt in der Schule, um den „Bischof“ zu huldigen. Die Stadt sowohl als die Kirche steuerten immer zu der Feier einen Geldbetrag bei.

Die Anstellung des Lehrers stand der Stadt zu, doch hatte der Pfarrer das Vorschlagsrecht. Der obenerwähnte Meister Rirstgen hat jahrzehntelang an der Erkelenzer Schule gewirkt. Er wird im Jahre 1496 noch genannt. Außer seiner Schulmeister-, Organisten- und Gesangstätigkeit half der dem Küster auch noch bei besonderen Anlässen. So reinigte er mehrmals zu Kirmes die „taeffel“, womit wohl der auch in der Chronik erwähnte, von dem Lütticher Meister Statius geschnitzte Altaraufsatz gemeint ist. Im Jahre 1549 war „Meister Peter“ Schulmeister, 1554 Christian Romant, 1576 Johann Buix. Im Jahre 1624 wurde

Winand Steumels „Iudimagister“; 1631 wurde er Priester und 1647 Pfarrer in Erkelenz. Im Jahre 1657 war der Pfarrer Johannes Nyssen zugleich rector scholae. 1702 wurde der Kandidat der Theologie Johannes Petrus Nyssen, wohl ein Verwandter des vorgenannten Pfarrers, als „magister artium liberalium“ angestellt. Er bezog an Gehalt von der Stadt 1 Malter Roggen, 18 Gulden und 3 Karren Kohlen zum Heizen der Schulstube, von der Kirche 1 Malter Roggen, aus Stiftungen 5 Malter Roggen und 12 Taler. Außerdem hatte er noch einige kleine Jahrrenten. Als er sich im Jahre 1704 zum Priester weihen ließ, verlieh ihm die Stadt in Anerkennung seiner geleisteten Dienste die Schulrenten als Weihetitel. Im Jahre 1714 aber streikte er, da ihm sein Gehalt nicht mehr genügte. Er entließ seine Schüler und erklärte, seine Dienste nicht eher wieder aufzunehmen, als bis die Stadt seine Bezüge um 40 Rheintaler erhöht habe. Durch Vermittelung des Pfarrers Andreas Knippenberg kam ein Vergleich zustande, wonach der Rat dem Schulmeister einen Zuschuß von jährlich 32 Rheintalern gewährleistete. Dafür mußte er aber, wenn sich die Notwendigkeit eines Unterlehrers herausstellen sollte, diesen selbst besolden. Um diese Zeit bestand übrigens neben der „lateinischen“ Schule auch eine „deutsche“, an der der Lehrer Mathias Nelles tätig war. Die lateinische Schule lag an der Nordseite der Kirche (jetzige Küsterei), die deutsche in der alten „Schülergasse“. Während die lateinische Schule mehr oder weniger eine Gelehrtenschule war, war die deutsche Schule die Schule des niederen Volkes, eine ausgesprochene Volksschule, freilich ohne Schulzwang.

War so die Bildungsmöglichkeit im alten Erkelenz auch verhältnismäßig bescheiden, so genügte sie doch immerhin für die Bedürfnisse der Stadt, und wir können mit Genugtuung feststellen, daß sie entsprechend fleißig in Anspruch genommen wurde. Schon früh finden wir zahlreiche Erkelenzer in Ämtern und Stellungen, die eine mehr oder weniger wissenschaftliche Bildung zur Voraussetzung hatten. Manche Erkelenzer Pfarrer, besonders aber die Benefiziaten und Hilfspriester, waren geborene Erkelenzer. Aber auch der Laienstand der Stadt hatte zahlreiche „studierte“ Leute. Mögen sie sich auch ihre letzte Ausbildung von auswärts geholt haben, wie der Erkelenzer Schöffe Johannes Spiegels (1427), der auf der Universität Paris die Magisterwürde erworben hatte, oder Wymar von Senaspen, der im Jahre 1472 in Basel studierte, oder zahlreiche andere Mitglieder der alten Schöffenfamilien, so hatten sie doch auf der heimatischen Schule den Grund gelegt. Manche dieser alten Erkelenzer sind draußen in der Welt zu Ehren und Ämtern gelangt, so besonders der spätere Stiftsdechant von Aachen Peter Wimars und der als Bischof von Antwerpen gestorbene Dominikus de Sents.

Das Geburtsjahr des Peter Wimars ist nicht bekannt, ebensowenig, wo er seine Studien vollendet hat. Bevor er Kanonikus am Aachener Stifte wurde, war er Sekretär des berühmten Kardinals Nikolaus von Cues, mit dem er zeit= lebens in engster Freundschaft verbunden blieb. Dieser hohen Verbindung verdankt er auch wohl seine späteren angesehenen Stellungen. Im Jahre 1457 wurde er

als Kanonikus des Aachener Stiftes aufgenommen, zehn Jahre später finden wir ihn — anscheinend zu längerem Aufenthalte — in Rom. In dieser Zeit starb der Aachener Stiftsdechant Johann von dem Bongart, und der Papst, dem die Ver= leihung dieser Würdenstelle vorbehalten war, übertrug sie unserem Peter Wimars. Im Auftrage des Papstes weilte er im Jahre 1467 am Hofe des Königs Kasimir von Polen, um ihn zu einem Kreuzzug gegen den gebannten, widerspenstigen Böhmenkönig Georg von Podinbrad zu bewegen. Von 1471 ab war er in Aachen und waltete seines Amtes als Stiftsdechant. Als solcher nahm er am 9. April 1486 am Krönungsmahl des Kaisers Maximilian I. im Kaisersaal des Aachener Rathauses teil. Im Jahre 1488 wurde er Rektor des von seinem väterlichen Freunde, dem Kardinal Nikolaus des Cues, zu Cues an der Mosel gestifteten Hospitals. Es war damals keine Seltenheit, daß zwei oder noch mehr kirchliche Ämter in einer Hand waren. Aber schon nach zwei Jahren gab Wimars das Amt als Rektor in Cues wieder auf, 1491 verzichtete er auch auf seine Dechantenstelle in Aachen und zog sich in die Stille des Hospitals nach Cues zurück. Was ihn zu diesem Schritte stiller Weltentfugung bewog, ist uns nicht bekannt. Wenige Jahre später, am 16. Februar 1419, starb er in seiner Ab= geschiedenheit zu Cues und wurde auf dem dortigen Spitalskirchhof begraben. Sein Grabstein befindet sich dort noch an der Außenseite des Kreuzganges ein= gemauert. In der Pfarrkirche zu Erkelenz hatte er sich vor seinem Tode selbst ein Denkmal, kostbarer als aus Stein, gesetzt: Er stiftete ein Altarbenefizium zu Ehren der Mutter Gottes, mit dem eine ansehnliche Armenstiftung verbunden war. Auch das Aachener Suermondtmuseum bewahrt als interessante Erinnerung an unseren Landsmann eine niedliche, silbervergoldete Tischglocke mit der Aufschrift: Petrus Wimari de Ercklens, decanus Aquensis, 1485.

D o m i n i k u s d e S e n t i s ist am 10. März 1696 in Erkelenz getauft; er war der Sohn der Eheleute Martin Sents und Sibilla Hendrichs, seine Taufnamen waren Wilhelm Philipp. Im Jahre 1711 trat er bei den Dominikanern in Köln ein und erhielt bei seiner Profess den Klosternamen Dominikus, den er auch später immer beibehielt. Kurz nach der Priesterweihe wurde er 1724 Regens des Kölner Klosters, 1736 promovierte er an der Kölner Universität zum Doktor der Theologie und bekleidete mehrere Jahre eine Professur daselbst. Dann wurde er nacheinander Prior in Wesel und in Halberstadt und endlich im Jahre 1745 als Ordenskonsultor nach Rom berufen, wo er zugleich Bibliothekar beim Kardinal Casanate war. Im Jahre 1748 sollte der bischöfliche Stuhl von Roermond frei werden, indem der dortige Bischof Johannes Antonius de Robiano nach Ant= werpen transferiert werden sollte. Als sein Nachfolger wurde sogleich Dominikus Sents in Aussicht genommen. Diese Bevorzugung verdankte er dem persönlichen Bemühen der Kaiserin Maria Theresia. Wie es heißt, soll er kurz vorher im Auftrage der Kaiserin in Rom einen Prozeß für sie so geschickt geführt haben, daß sie auf ihn besonders aufmerksam wurde und nun ihren ganzen Einfluß geltend machte, um ihn auf den bischöflichen Stuhl von Roermond, das ja in ihren Niederlanden lag, zu erheben. Der Bischof von Roermond aber wünschte

in seinem liebgewordenen Koermond zu bleiben, und nun wurde im Konsistorium vom 5. Mai 1749 Dominikus Sentis selbst zum Bischof von Antwerpen bestimmt. Schon am 11. Mai empfing er in Rom die Bischofsweihe und verließ am 19. Juni die Ewige Stadt, um sich zunächst nach Wien zu begeben, wo er seiner hohen Gönnerin, der Kaiserin Maria Theresia, seine Aufwartung machte. Am 15. Oktober hielt er seinen feierlichen Einzug in die Kathedrale zu Antwerpen und übernahm die Leitung seiner Diözese, der er seine ganze Kraft widmete. 1752 ernannte ihn die kaiserliche Regierung in Wien zum Staatsrat und erhob ihn damit in den Adelsstand. Seit der Zeit führte er zu seinem Namen das adelige „de“, wie ihn die belgische Literatur denn auch immer als Dominikus de Sentis bezeichnet. Er starb am 5. Juli 1759 zu Antwerpen und wurde in der Kathedrale in der Gruft seiner Vorgänger beigesetzt. Seine Wahlspruch lautete: *Sine ungue et spina* = Ohne Dorn und Sporn, womit er wohl ausdrücken wollte, daß er in Güte und Milde seine Diözese zu regieren beabsichtigte. Sein Wappen zeigt auf goldenem Grund einen roten Sparrnen, oben und unten eine Wildgans (wohl eine Anspielung auf seinen Namen: *genta* = Wildgans), in der rechten und linken oberen Ecke eine Rose (oder mit Bezug auf das Erkelenzer Stadtwappen eine Mispelblüte?)

Die Lage der Stadt mitten in ländlicher Gegend, umgeben von dem Kranze ihrer zugehörigen Dörfer, kennzeichnet ihre Eigenschaft als ausgesprochene Landstadt, in der der Ackerbau noch eine bedeutende Rolle spielte. Wenn auch die Außendörfer den größten Anteil an der Landwirtschaft hatten, so lagen doch auch innerhalb der Stadt noch zahlreiche ackerbautreibende Gutshöfe. Außer den üblichen landwirtschaftlichen Produkten, wie Roggen, Weizen und Hafer, wurde besonders Hopfen und Flachs gebaut. Letzterem verdankt der ganze Erkelenzer Landstrich die Bezeichnung Flachsland.

Gleichwohl fehlten der *H a n d e l* und das *G e w e r b e* nicht. Die Absatzmöglichkeiten für beide boten besonders die *M a r k t t a g e*, deren die Stadt eine erhebliche Anzahl besaß. Die ältesten und bedeutendsten Märkte, deren Verleihung durch die Herzöge von Geldern wohl noch mit der Stadterhebung erfolgte, waren der siebentägige Markt zu Simon und Juda (23. Oktober), sowie der ebenfalls sieben Tage dauernde Markt zu Johannes (24. Juni), d. h. drei Tage vorher, am Tage selbst und drei Tage nachher. Der Amtmann „freite“ die Märkte, d. h. er eröffnete sie und ließ ihnen seinen Schutz angedeihen, wofür ihm jährlich ein fetter Ochse von der Stadt verehrt wurde. Im Jahre 1422 bewilligte Herzog Reinold IV. von Geldern der Stadt zur Belohnung für die stets treu geleisteten Dienste und in Anerkennung ihrer Hilfe beim Erweiterungsbau der herzoglichen Burg zu Montfort sogar einen ständigen Donnerstag=Woche markt sowie zwei dreitägige Märkte, einen auf Christi Himmelfahrt, den andern zu Sakramentstag, und gewährte allen Krämer und Kaufleuten, die diese Märkte besuchten, in seinen Ländern Zollfreiheit. Die beiden letzteren Märkte wurden später miteinander vereinigt in der Sakraments=

(Tronleichnams=)woche gehalten. Endlich verließ Herzog Adolf im Jahre 1465 noch einen Markt für Sonntag und Montag nach Mariä Geburt (8. September), dem Herzog Wilhelm noch einen eintägigen für das Fest Kreuz=Erfindung (3. Mai) hinzufügte. Der Grund für diese häufigen und weitgehenden Privilegien, mit denen die geldrischen Herzöge die Stadt bedachten, lag vielfach in der mißlichen Geldverlegenheiten, in denen sich die Herzöge oft genug befanden, und bei denen die Stadt in den Zeiten ihrer Wohlhabenheit bereitwillig half. So erhielt die Stadt im Jahre 1445 durch den Herzog Arnold gegen ein Darlehen von 2500 Gulden auch Zollfreiheit auf allen seinen Flüssen, mit Ausnahme des Zolles bei Venlo, der zur Zeit verpfändet war. Diese Vergünstigungen sollte so lange dauern, bis das geliehene Kapital durch ihn oder seine Nachfolger zurückerstattet sei. Zugleich sollte die Stadt so lange von allen außerordentlichen Schatzungen und Abgaben frei bleiben. Weder der Herzog selbst noch sein Nachfolger haben dieses Privileg je wieder einlösen können, aber bei den wenig ausgedehnten auswärtigen Handelsbeziehungen der Stadt hat es für sie auch eine besondere Bedeutung gehabt. Hingegen ist die Stadt trotz der getroffenen Abmachung später oft genug zu den besonderen Schatzungen und Abgaben herangezogen worden. Erwähnenswert ist, daß in Anlehnung an die alten Markt tage zu Sakramentstag (Tronleichnam) und Mariä Geburt heute noch in Erkelenz an den Sonntagen nach den genannten Tagen die jährlichen Kirmessen gehalten werden.

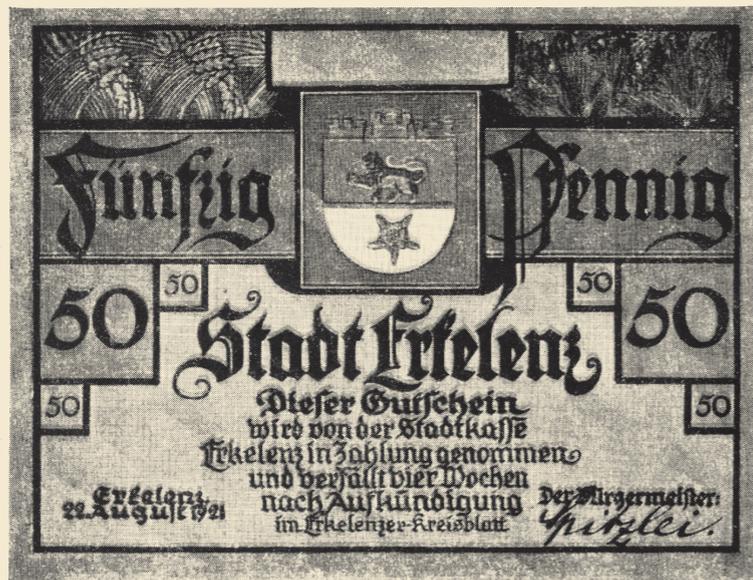
In das gewerbliche Leben der Stadt griffen, wie schon oben erwähnt wurde, die städtischen Verbrauchssteuern, die Akzisen, schneidend ein; besonders der Kleinhandel wurde von ihnen erheblich betroffen. Doch war die Stadt andererseits auch wieder dauernd bemüht, Handel und Gewerbe auf alle Weise zu schützen und zu fördern. Für Brot, Fleisch, Bier und Wein, überhaupt für die lebenswichtigen Artikel, ordnete sie wenigstens in den wirtschaftlich=kritischen Zeiten, Richtpreise an. Vor allem überwachte sie die Maße und Gewichte. Als örtliches Längenmaß galt die Elle und der Fuß, als Trockenholmaß das Malter = 6 Sümmer = 24 Kop, als Flüssigkeitskleinmaß die Ranne = 4 Quart. Die Gewichte stimmten mit denen der Kölner überein. Alle Maße und Gewichte mußten von Stadt wegen geeicht sein. Auf den Markttagen wachte der „Marktmeister“ über den Gebrauch der richtigen Maße und Gewichte. Die Strafen für den Gebrauch von falschen Massen und Gewichten waren hoch. Als im Jahre 1549 ein Krämer, Klaes von Rettwig, auf dem Markte zu Simon und Juda mit falschem Maß betroffen wurde, nahm ihn der Marktmeister in eine Geldbuße von 35 Gulden, und da er nicht gleich zahlen wollte oder konnte, nahm man ihm einfach seinen ganzen Kram weg. Aber auch sonst griff die Stadt nötigenfalls ein. Im Jahre 1491 wurde in einer Ratsversammlung über mangelhaftes Brot eines Bäckers geklagt. Um die Sache gleich klarzustellen, ließ man kurzerhand einen Brotlaib aus dem Bäckerladen aufs Rathaus holen, zerschnitt ihn in Stücke und teilte sie an die Anwesenden aus, die ihr Urteil darüber abgaben. Als Wirich Tenengierter im Jahre 1502 faule Seringe feilhielt, wurden sie beschlagnahmt und, gleichsam zur Warnung für andere, öffentlich auf dem Markte verbrannt.

Die amtliche städtische Währung war der Gulden = 20 Stüver = 240 Heller. In dieser Währung zählen auch die städtischen Rechnungen. Die nahen Beziehungen der Stadt mit Aachen brachten es mit sich, daß auch in der Aachener Währung (1 Mark = 12 Schilling = 72 Heller) viel gerechnet wurde. Außerdem waren aber noch die verschiedensten anderen Geldsorten in Kurs. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts begegnen uns in der Stadt an Goldmünzen noch der Philippsgulden, der Geldrische Rittergulden, der Ungarische Dukaten, der Hornsche Gulden, die Sonnenkrone und der Goldene Löwe, an Silbermünzen der Silbertaler, der Schleifer, der Geldrische und der Rütticher Schnapphahn, der Turnose, der Waßen, der Albus, der Brabantische Stüver usw. Die Mannigfaltigkeit dieser geltenden Münzen und die ständigen Schwankungen, denen ihr Kurs unterworfen war, geben uns ein Bild von der Verworrenheit, in der sich damals der Geldverkehr befand, und lassen uns die Schwierigkeiten ermessen, denen die Verrechnung im Handel und im Wirtschaftsleben überhaupt unterworfen war.

Bei der großen Bedeutung, die im Leben des Menschen vergangener Jahrhunderte der Wein und das Bier genöß, ist es immerhin für uns von Interesse, zu erfahren, wie es damit im alten Erkelenz stand. Im 15. Jahrhundert gab es in der Stadt sechs Weinstuben; die bedeutendste war die des Johann Tegger, der im Jahre 1492 von nicht weniger als 16 Fudern Weinakzise zahlte. Außer ihm verakziste die Weinstube Ludwig 6 Fuder, Heinrich Venendey 5 Fuder, Johann Kerf 4 Fuder, Heinrich Neve 2 Fuder und Hermann Cyenemeicker 1 Fuder. In Wockerath hatte der „junge Goetzen“ noch einen kleinen Ausschank in Wein. Zahlreicher waren aber die B i e r h ä u s e r. Namentlich sind uns bekannt das Haus „zum Bock“, das „Römpchen“, der „goldene Löwe“, die „goldene Traube“, das „schwarze Pferd“, das „weiße Kreuz“, der „Schwelversterz“ u. a. Die Brauereien versorgten nicht nur die Wirtschaften mit ihrem Bier, sondern brauten auch auf „feilen Kauf“, d. h. verkauften dasselbe auch selbst im Ausschank. Durchweg wurde zweierlei Bier gebraut, dickes und dünnes. Im Jahre 1492 gab es sieben Brauereien; die bedeutendsten waren die des Mevis in dem Pandel und des Rütger von Byesel, die beide je 21 Gebräu Dickbier und 2 Gebräu Dünnbier anfertigten. Die übrigen brauten in dem genannten Jahre zusammen 42 Gebräue. Die Größe der Gebräue schwankte zwischen 5 und 10 Faß. Die Akzise wurde nach der Menge des Verbrauchs an Malz erhoben. Größer noch als die Zahl der Brauereien war die der Bierhäuser ohne eigenen Braubetrieb. Elf von ihnen reichten im Jahre 1492 nicht einmal mit dem von den heimischen Brauereien gelieferten Stoff aus, sondern bezogen noch Bier von auswärts, für das die städtische Abgabe allerdings besonders hoch war. So bezog der Bierwirt Anold Meyer noch 32 Faß Bier von auswärts, Peter Spaer noch 23 Faß, Heinrich Neve, der auch Wein verzapfte, 30 Faß „merk Bier“ usw. Aber auch damit war noch keineswegs das Bierquantum, das in der Stadt verzehrt wurde, erschöpft. Die Bürger durften für den eigenen Gebrauch in ihren Häusern auch selber brauen und machten von diesem Rechte auch weitgehend Gebrauch. Allerdings wurde auch vom Privatbrauer die Akzise erhoben. Im Jahre 1492 brauten in der Stadt



Erka Mirago.
(Nach einem Ölbild des 17. Jahrhunderts.)



Notgeldscheine der Stadt Erkelenz aus dem Jahre 1921.
(Nach Entwürfen von O. Buhmann.)

und im Kirchspiel nicht weniger als 25 Leute für ihren Privatbedarf bei sich zu Hause, davon einige ganz erkleckliche Mengen, z. B. der Vogt Eilmann Meuter und der Bürgermeister Heinrich Middelman je 6 Faß, Hubert Kerff 10 Faß usw. Das Bier zählte eben damals zu den lebenswichtigen Artikeln; manche Bezahlungen und Entlohnungen für Dienstleistungen wurden vielfach in Bier geleistet.

Bei den wenig ausgedehnten Handelsbeziehungen der Stadt, sowie bei ihrem Charakter als Landstadt, in der neben dem Ackerbau das Handwerk und Gewerbe nur eine begrenzte Rolle spielte, ist es erklärlich, daß sich die *Zünfte* hier erst verhältnismäßig spät bildeten. Die ersten Ansätze finden sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Die mittelalterlichen Zünfte suchten die Förderung ihrer sozialen Standesinteressen vielfach in enger Anlehnung an die Kirche, an kirchliches Leben und kirchliche Einrichtungen. Diese Erscheinung finden wir auch in Erkelenz besonders ausgeprägt. Die *Organisation der Zünfte* entsprach hier fast vollständig derjenigen der damals üblichen kirchlichen Bruderschaften; sie wurden auch fast ausschließlich *Bruderschaften* genannt, trotzdem ihre Ziele ganz andere waren, als die der eigentlichen Bruderschaften. Es gab ihrer sieben: die Brauer- und Wirtebruderschaft, die Leineweberbruderschaft; die Krämerbruderschaft, die Schneiderbruderschaft, die Schmiede- und Schlosserbruderschaft, die Schuhmacher- und Hamacherbruderschaft und die Bäckerbruderschaft. Von diesen waren die Brauerbruderschaft und die Leineweberbruderschaft die bedeutendsten, die erstere wegen der zahlreichen Brauereien, die letztere im Zusammenhang mit dem umfangreich betriebenen Flachsbau. Abgesehen von kleineren Abweichungen war die Organisation der Bruderschaften bei allen die gleiche. An der Spitze stand der „Bruderschaftsmeister“, der für ein Jahr gewählt war, und der die laufenden Geschäfte führte, die Einnahmen und Ausgaben regelte, nötigenfalls die „Brüder“ zusammenrufen ließ („vergaderte“) usw. Jährlich am Tage des Bruderschaftspatrons war ein „Bruderschaftstag“. Die Wirte und Brauer feierten den heiligen Apostel Jakobus (25. Juli), die Leineweber den heiligen Severus (2. Juni), die Krämer den heiligen Nikolaus (6. Dezember), die Schneider das Fest Kreuzerfindung (3. Mai), die Schmiede und Schlosser den heiligen Eligius (1. Dezember), die Schuhmacher die Heiligen Crispinus und Crispinianus (25. Oktober). Die Teilnahme an den Veranstaltungen des Bruderschaftstages war streng verpflichtend, und nur sehr wichtige Gründe entschuldigten das Fernbleiben. Morgens war gemeinsamer Kirchgang. Auf den Gottesdienst folgte in einem Wirtshause die „Morgensprache“, bei der die geschäftlichen Angelegenheiten besprochen wurden. Der Brudermeister legte über das verflossene Jahr Rechnung ab, und der neue Bruderschaftsmeister wurde gewählt; Wiederwahl war erst für das übernächste Jahr möglich. Der Gewählte mußte die Wahl unter schwerer Strafe annehmen und konnte, wenn er bei seiner Weigerung verharrte, aus der Bruderschaft ausgeschlossen werden, was für ihn zugleich den wirtschaftlichen Boykott bedeutete. Auch die Aufnahme neuer Mitglieder erledigte der Bruderschaftstag. Mit einem gemeinsamen Mahl wurden die Verhandlungen beschlossen.

Der Zweck der mittelalterlichen Zünfte war die Förderung der gewerblichen Standesinteressen, vor allem durch Schaffung ehrlicher Qualitätsarbeit, durch Ausschaltung unliebsamer Konkurrenz sowie durch Sorge für einen gediegenden Nachwuchs. Auf diese Ziele war denn auch in Erkelenz ihre ganze Organisation eingestellt. Die Bruderschaftsmeister hatten ein Aufsichtsrecht über die Arbeiten ihrer Zunftgenossen, und da innerhalb der Stadt und des Kirchspiels nur der sein Handwerk ausüben durfte, der Mitglied der Bruderschaft war, so stand tatsächlich das ganze Handwerk und Gewerbe unter einer gedeihlichen Kontrolle. In gewerblichen Streitigkeiten der Mitglieder entschied der Brudermeister unter Hinzuziehung von zwei weiteren Meistern; sein Schiedsspruch war endgültig. Der Brudermeister der Krämer revidierte, sooft er es für nötig erachtete, die Maße und Gewichte innerhalb seiner Zunft. Unter besonders scharfer Aufsicht standen die Bäcker und Brauer. Von letzteren mußte jedes Gebräu, soweit es nicht bloß für den eigenen häuslichen Gebrauch bestimmt war, dem Brauerbrudermeister angezeigt werden, der es mit zwei anderen Meistern „besichtigte“ und jeweils den Preis festsetzte. Damit fremde Konkurrenz beim örtlichen Handwerk und Gewerbe nicht gefährlich wurde, mußte jeder fremde Meister, der in der Stadt oder im Kirchspiel sein Amt ausüben wollte, sich mit einer erheblichen Summe in die Bruderschaft einkaufen. Im Jahre 1612 wurde den auswärtigen Krämern nur noch der Besuch des wöchentlichen Donnerstagsmarktes gestattet, und auch dann nur gegen Zahlung einer Gebühr an die Stadt. Allerdings wurde zugleich den heimischen Krämern eingeschärft, ihre Preise so zu stellen, daß die Bürger sich nicht veranlaßt sähen, fremden Krämern nachzulaufen.

Besonderen Wert legten auch in Erkelenz die Zünfte auf die Heranbildung der Lehrlinge und Gesellen. In der Stadt und im Kirchspiel durfte ein Meister nur einen Gesellen haben, damit er ihm allein seine ganze Aufmerksamkeit widmen konnte. Die Lehrzeit bestimmte der Meister; sie mußte aber wenigstens zwei Jahre dauern. Der Lehrling zahlte ein Lehrgeld, und zwar die Hälfte zu Beginn der Lehrzeit, den Rest nach zurückgelegter halber Lehrzeit. Das Lehrgeld floß halb in die Zunftkasse. Verließ ein Lehrling vor vollendeter Ausbildung böswillig die Lehre, so durfte kein anderer Meister den „fortgelaufenen“ ohne Einwilligung des ersten Meisters nehmen. Kam der Lehrling zu seinem Meister zurück, so mußte er, wenn der Meister inzwischen einen neuen Lehrlingen eingestellt hatte, so lange mit der Fortsetzung der Lehre warten, bis der neuangenommene seine Lehrzeit vollendet hatte. Ähnliche Bestimmungen bestanden auch für die Gesellen, die „Meisterknechte“. Um Geselle zu werden, hatte der Lehrling ein „Gesellenstück“ zu machen, über das der Brudermeister und zwei von ihm zugezogene Meister ihr Urteil abgaben. Ein schwierigeres Stück hatte der Geselle zur Erreichung des Meistergrades zu leisten. Er zahlte dabei 2 Goldgulden an die Zunft und 1 Pfund Wachs an die Kirche. Die Meistersöhne, die überhaupt mancherlei Vorzüge genossen, zahlten nur die Hälfte. Vollgültige Mitglieder der Zunft waren nur die Meister.

Die Zünfte haben in Erkelenz auf das innerpolitische Stadtregiment keinen nennenswerten Einfluß gehabt, wie das die Zünfte in größeren Städten, z. B. in Aachen und Köln, erstrebt und zeitweise auch erreicht haben. Dagegen war die Stadt bestrebt, die Zünfte nicht zu mächtig werden zu lassen und nicht zu dulden, daß sie sich allzu vieler Rechte erfreuten. Darum überwachte sie auch ihre Vermögensverwaltung. Jährlich mußte jede Zunft über ihre Vermögenslage, die Einnahmen und Ausgaben, vor dem Rat Rechenschaft ablegen. Wohl war allen Zünften eine gewisse Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder eingeräumt. Nicht nur in gewerblichen Uneinigkeiten, sondern auch bei privaten Streitigkeiten war, bevor das Schöffengericht mit der Angelegenheit befaßt wurde, das Bruderschaftsgericht, bestehend aus dem Brudermeister und zwei anderen Meistern, als Vorinstanz anzurufen. Erst wenn das Bruderschaftsgericht die Streitigkeit nicht schlichten konnte, durfte das Schöffengericht angegangen werden.

Selbstverständlich wachte die Zunft selbst über die Beobachtung der Zunftsaßungen durch ihre Mitglieder. Sie pflegte das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Zunftgenossen und ein gesundes Standesbewußtsein. Es wurde auf ein würdevolles, gefittetes Betragen besonders bei den Zusammenkünften gesehen. Wenn allerdings im Jahre 1626 die Krämerzunft sich veranlaßt sah, zu verordnen, daß in Zukunft diejenigen, „so kannen und potten moettwillig brechen, die krugen oder potten dubbel bezahlen“ sollten, so läßt das wohl den Schluß zu, daß es bei den Versammlungen doch manchmal hoch herging. Mitunter waren — besonders in der Zeit des Niederganges im 18. Jahrhundert — die Bruderschaften auch die Abladestelle für kleinstädtischen Klatsch und die Arena, in der kleinliche Eifersüchteleien und Zänkereien der Bruderschaften untereinander ausgetragen wurden. So entspann sich — um nur ein Beispiel anzuführen — im Jahre 1666 zwischen den Schuhmachern und den Schmieden ein größerer Prozeß, der mehrere Jahre die Mitglieder der beiden Bruderschaften und selbst die ganze Stadt in Spannung halten konnte. Auf Fastnachtdienstag des genannten Jahres hatte der Schmied Rutger Vohmanns den Schuhmachern am Viertisch zu Oestrich, mehr im Scherz als im Ernst, Vorstellungen wegen ihre Zunftpatrone gemacht. „Ihr Schuhmacher“, so hatte er gesagt, „ihr habt saubere Patrone! Crispinus stahl das Feder und machte den Armen Schuhe draus!“ Drob große Entrüstung bei den Schuhmachern, Schlägerei und gerichtliche Klage, die nach drei Jahren mit der Feststellung endete, daß beide Teile an dem fraglichen Tage uner dem Einflusse reichlichen Biergenusses gestanden hatten und nun eine erkleckliche Summe an Gerichts- und Anwaltskosten zu zahlen hatten. Indes leisteten die Bruderschaften in Erkelenz der gesamten Bürgerschaft aber auch wieder unschätzbare Dienste bei Bränden und Feuersbrünsten. Jeder, der Meister wurde, mußte außer seiner sonstigen Taxe einen ledernen Brandeimer stiften. Auch die Feuerhaken und Brandleitern beschafften und ergänzten die Bruderschaften, und in Brandfällen griffen sie vor allem helfend und rettend ein.

Im Jahre 1738 ließ der Freiherr Bernhard von Francken, der Pfandinhaber der Stadt, eine *Neuordnung der Zünfte* in der Stadt vornehmen. Er ließ

die Statuten gründlich revidieren und beschränkte die Festlichkeiten, die inzwischen häufiger geworden waren, auf den jährlichen Bruderschaftstag. Auch die Gerichtsbarkeit durfte sich nur noch auf die Übertretung der Statuten erstrecken. Nicht ohne Murren und Protest nahmen die Bruderschaften, die zähe ihre altüberkommenen Gepflogenheiten und Satzungen zu hüten suchten, diese Neuordnung hin. Selbst die Stadt betrachtete das Vorgehen des Freiherrn als einen unberechtigten Eingriff und unterließ es nicht, ihm Vorstellungen darüber zu machen. Doch mußte auch sie sich bescheiden.

Außer den gewerblichen Bruderschaften gab es in der Stadt noch zwei weitere, die mehr geselligen Charakter trugen: die St. Annenbruderschaft und die Schützenbruderschaft. Die erstere scheint ehedem die Bruderschaft der Bäcker gewesen zu sein, die sich aber schon früh mit den Wirten und Brauereien zu einer Bruderschaft vereinigt hatten. Sie war eine unseren heutigen Karnevalsgeellschaften nicht unähnliche Vereinigung, die mehrmals im Jahre „bei bast und violin unter allerley verkleydungen exzessive zehrte“ und Feste veranstaltete. Sie wurde, „da in- und ausheimische sich darüber nicht wenig geärgert“, bei der Neuordnung der Bruderschaften im Jahre 1738 aufgehoben.

Ernster war das Wesen der Schützenbruderschaft. Ihre Entstehung geht wohl noch in das 15. Jahrhundert zurück. Sie hatte wohl immer nur geselligen und repräsentativen Charakter, da der eigentliche Sicherheits- und Wachdienst, aus dem heraus die meisten Schützenbruderschaften sich entwickelten, in Erkelenz von jeher städtischerseits in besonderer Weise geordnet war. Bei weltlichen und kirchlichen Anlässen übernahmen die Schützen den Ehrendienst; besonders entfalteten sie ihre Pracht und ihren Schneid bei der Sakramentsprozession, wo sie in nächster Nähe des Allerheiligsten marschierten, und beim jährlich wiederkehrenden Schützenfeste. Bei letzterem wurde außer dem Königsvogelschießen ein Wettbewerb mit den Schützenbruderschaften der Nachbarschaft, ein „Schießspiel“ veranstaltet. Überhaupt bestand zwischen der Erkelenzer Schützenbruderschaft und den Bruderschaften der näheren und weiteren Umgebung ein gutes Verhältnis. Sie besuchten sich gegenseitig zu ihren Bruderschaftsfesten und suchten sich dann durch ihre Leistungen zu überbieten. Die Stadt, die überhaupt die Schützenbruderschaft allerwegen förderte, leistete zu diesen „Schützenfahrten“ gewöhnlich einen Zuschuß. Die Erkelenzer Bruderschaft hatte, wie die meisten ihrer Art, den heiligen Sebastianus als Patron. Eine noch erhaltene Schwenkfahne aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts zeigt allerdings nur die beiden Pfarrpatrone, die Mutter Gottes und den heiligen Lambertus. Nach der französischen Zeit ist die Erkelenzer Schützenbruderschaft nicht wieder zu neuem Leben erstanden.



für die Armen und Kranken war im alten Erkelenz mannigfach und reichlich gesorgt. Vornehmlich spendete nach altem Herkommen die Kirche an bestimmten Tagen des Kirchenjahres regelmäßig aus ihren Einkünften an die Armen. Schon im 15. Jahrhundert gab sie an den Samstagen der Fastenzeit jedesmal 1 Malter Roggen, am „guten Freitag“ (d. i. Karfreitag) und am Samstag vor Pfingsten je 1 Malter Weizen, an den sechs Samstagen nach Ostern je ½ Malter Weizen und am Tage vor Mariä Geburt (Liebstraudentag) ½ Malter Weizen und dazu noch eine Geldspende. Auch fanden im Laufe des Jahres bei verschiedenen kirchlichen Anlässen (Leichenbegängnissen, Hochzeiten usw.) Brotspenden statt, meist freilich auf Kosten dessen, dem die kirchliche Feier galt.

Außer diesen rein kirchlichen Spenden gab es aber auch noch bedeutende Armenstiftungen. Die älteste ist die Kreuzstiftung, meist einfach das Kreuz genannt. Sie wird im Jahre 1439 zuerst genannt, bestand aber da schon lange. Im 15. Jahrhundert errichtete die Schöffenfamilie Genaspen eine größere Armenstiftung, der Schöffe Wolter und seine Ehefrau Katharina eine kleinere für drei Hausarme. Diese Stiftungen wurden selbstständig, jede für sich, durch einen von der Stadt auf Lebenszeit bestellten „Meister“ verwaltet, der jährlich am Tage des Bürgermeisterwechsels Rechenschaft vor dem Rat ablegte. Im Jahre 1490 machte der ehemalige Aachener Stiftsdechant Peter Wimars, ein geborener Erkelenzer, eine Stiftung für 13 Hausarme, deren Verwaltung er dem zeitigen Rektor des von ihm ebenfalls gestifteten Benefiziums zu Ehren der Mutter Gottes übertrug. Auch über diese Stiftung führte die Stadt die Aufsicht. Die Einkünfte der genannten Stiftungen waren zum Teil recht bedeutend und wurden im Laufe der Jahre noch durch Zuwendungen opferfreudiger Bürger vermehrt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte z. B. das Kreuz ein jährliches Einkommen von rund 66 Malter Roggen, 2 Malter Weizen und 12 Gulden, die Stiftung des Schöffen Wolter ungefähr 17 Gulden, die Stiftung des Dechanten Wimars 19 Malter Roggen und 60 Gulden, die Genaspen-Stiftung sogar 70 Malter Roggen, 5 Malter Weizen und 14 Gulden. Die Einkünfte wurden meist in natura oder als Brot verbacken den Armen zugeteilt. Der Stiftungsbrief des Dechanten Wimars bestimmte letzteres ausdrücklich.

Neben den Stiftungen diente noch ein Gasthaus und ein Siechenhaus oder Leprosenhhaus der Armen- und Krankenpflege. Das Siechenhaus, im Volksmund „Siekes“ genannt, lag außerhalb der Stadt am sogenannten Lindchen zwischen Oerath, wo heute noch ein Kapellchen zu Ehren des heiligen Rochus, des Patrons der Siechen und Ausfägigen, die Erinnerung dran bewahrt. Es diente nur bei Seuchen und ansteckenden Krankheiten seiner eigentlichen Bestimmung. Schon im 17. Jahrhundert ging es ein, und die Renten wurden jährlich an Arme und Kranke in der Stadt und im Kirchspiel verteilt.

Das Gasthaus lag in der Stadt, in der jetzt noch nach ihm benannten Gasthausstraße. Es bestand aus einem Hauptgebäude, dem „Prinzipalhaus“, wie es meist genannt wurde, und einer Reihe kleiner Einzelwohnungen, die nach Art der

Beguinen einen länglichen, viereckigen Binnenhof einschlossen. Das „Prinzipalhaus“ war das eigentliche Hospital und enthielt außer den kleinen Wohnungen für den „Gasthausbewahrer“ und die „Gasthausfrau“ sowie den Krankenstuben zur Hauptsache einen größeren, allgemeinen Krankensaal, den „Beyert“. Die Einzelwohnungen, die einstöckig waren und nur einige Kammern enthielten, waren armen, alleinstehenden Personen meist weiblichen Geschlechts zugewiesen, die hier ihren kleinen Haushalt nach Möglichkeit selbst besorgten. Eine Seite der ganzen viereckigen Gebäudeanlage nahm die Kirche ein, die, nach den aus ihr noch erhaltenen Ausstattungsgegenständen zu schließen, recht geschmackvoll ausgestattet war.

Die Verwaltung des Gasthauses, besonders seines Vermögens, lag in den Händen des Gasthausmeisters, der, wie die „Meister“ der anderen Armenstiftungen, auf Lebenszeit bestellt war. Die häusliche Leitung hatte der „Gasthausbewahrer“, dem für die weiblichen Insassen die „Gasthausfrau“ zur Seite stand. Beide hatten im Gasthaus selbst Wohnung und bezogen für ihre Mühewaltung außer kleinen, gelegentlichen Entschädigungen je ein Malter Roggen. Die Gasthausfrau besorgte auch die Küche. Den Gottesdienst versah der Rektor des Michaelsaltars der Pfarrkirche.

Die Einkünfte des Gasthauses bestanden im Jahre 1545 in 32 Malter Roggen, 1 Malter Weizen und 30 Gulden jährlich. Dazu bezog es unentgeltlich ein größeres Quantum Holz aus dem Löwenicher Busch. Zur Aufspeicherung der Fruchtrenten und des Holzes stellte die Stadt den Speicher des Bellinghovener Tores zur Verfügung. Vor dem Tore hatte das Gasthaus auch noch einen Garten, der nur zur Hälfte für das Haus bewirtschaftet wurde, zum andern Teil verpachtet war.

Durch den allgemeinen Brand im Jahre 1540 wurde auch das Gasthaus stark in Mitleidenschaft gezogen. Der Dachstuhl der Kirche mit dem Glockentürmchen und der Glocke sowie ein Teil des Hauptgebäudes fiel den Flammen zum Opfer; doch konnte der Betrieb des Hauses aufrechterhalten werden. Der Aufbau wurde erst nach mehreren Jahren vorgenommen. Im Jahre 1545 wurde zunächst mit Meister Philipp ein Vertrag zur Wiederherstellung des Dachstuhls getätigt, 1548 wurde der abgebrannte Teil des Hauses neugebaut, wozu die Stadt die Steine stellte. Zugleich wurde eine neue Glocke durch den Glockengießer Gregorius von Trier in Aachen gegossen. In dieser für das Gasthaus schweren Zeit war die Gasthausfrau Neesken zugleich auch Gasthausbewahrerin. Sie scheint eine tatkräftige und tüchtige Frau gewesen zu sein und sich besonderen Ansehens im Gasthaus und in der Stadt erfreut zu haben. Als sie 1551 starb, wurde sie unter Anteilnahme der ganzen Stadt in der Gasthauskirche begraben.

Der i n n e r e B e t r i e b des Gasthauses war einfach. Die alten Leuten wurden vielfach mit Flachspinnen beschäftigt, wofür sie kleine Entschädigungen erhielten. Auch sonst wurden manche häusliche Berrichtungen, auch die Bewirtschaftung des Gartens und der Betrieb einer kleinen, nur den Zwecken des Hauses dienenden Brauerei von den Hausinsassen versehen. Außer ortseingesessenen Armen und Kranken gewährte das Gasthaus auch armen Durchreisenden vorübergehend



Antoniuskirche, Porta.

H. Tillmanns sk.

Hainrich Tillmanns

Obdach und Pflege. Nicht selten fanden auch Soldaten, fahrende Studenten und Flüchtlinge Aufnahme. Mit diesen Durchreisenden machte allerdings das Haus nicht immer gute Erfahrungen. Sie ließen es sich oft im Hause gut sein und dachten nicht daran, weiterzureisen. So mußte noch im Jahre 1737 die Stadt einen in das Gasthaus „eingeschlichenen“ Mann „nebst seinem Eheweib“, die auf der Durchreise mitleidig aufgenommen worden waren, nun aber das Haus nicht mehr verlassen wollten, gewaltsam auf die Straße setzen. Im übrigen war aber das Leben im Gasthause angenehm. Bei bestimmten Anlässen wurden den Insassen noch besondere Rekreationen geboten, „umb die armen vrolich zo machen“, so am Agathatag (5. Februar), am Feste des Gasthauskirchenpatrons, des heiligen Leonhard (6. November), am Kirmestage und am Martinsabend. Wie groß die durchschnittliche Zahl der Gasthausarmen und =kranken war, ist nicht ersichtlich. Doch scheint das Haus selten ganz besetzt gewesen zu sein, da man im Jahre 1645, als die Franziskaner nach Erkelenz kamen, im Gasthause noch Raum hatte, mehrere von ihnen über 6 Jahre lang zu beherbergen, ohne daß der Betrieb des Hauses eingeschränkt zu werden brauchte.

Das Gasthaus hat bis zur französischen Zeit bestanden. Im Jahre 1802 wurde die Kirche unterdrückt und der Stadt zugesprochen, die darin später eine Schule einrichtete. Die übrigen Gebäulichkeiten wurden abgebrochen mit Ausnahme einiger Einzelwohnungen, die noch bis in unsere Zeit bestanden haben.

Erkelenz hatte neben den genannten Stiftungen und Wohlfahrtseinrichtungen auch eine Reihe S t u d i e n s t i f t u n g e n, die zwar vorwiegend für Verwandte der Stifter, später aber in Ermangelung geeigneter Verwandten auch zahlreichen sonstigen Erkelenzern bei ihren Studien zugute gekommen sind. Die älteste ist die des Gerichtsschreibers W a l t e r R i n c k h a u s e n, der durch Testament vom 18. Oktober 1597 die Mittel dafür bereitstellte. Der Stipendiat konnte die Einkünfte 12 Jahre lang beziehen, und zwar für die Gymnasialstudien (ursprünglich auf dem Montaner Gymnasium zu Köln) und für das theologische oder juristische Universitätsstudium. Ebenfalls für die Gymnasialstudien sowie zum Studium der Philosophie und Theologie errichteten eine Stiftung die beiden aus Erkelenz gebürtigen Gebrüder H e i n r i c h C o f f e r e n (C o f f r ä u s), Doktor der Theologie und Kanonikus an den Kollegialkirchen St. Gereon und St. Ursula und Pfarrer an St. Columba in Köln († 1634), und J o h a n n e s C o f f e r e n, Kanonikus an St. Severin in Köln († 1639). Es sind dieselben Gebrüder Cofferen, denen der Aachener Geschichtsschreiber Koppius seine im Jahre 1632 erschienene „Aacher Chronick“ widmete. Das ursprüngliche Vermögen der Stiftung Cofferen betrug 2000 Rheintaler; die Erträge wurden in 3 Portionen vergeben. Die Verwaltung und Verleihung sowohl der Stiftung Rinckhausen als auch der Stiftung Cofferen besorgte der Regens des Montaner Gymnasiums in Köln, an dessen Stelle seit Anfang des 19. Jahrhunderts der Verwaltungsrat der Gymnasial- und Stiftungsfonds in Köln getreten ist. Im Jahre 1723 stiftete der Rektor der Kapelle zu Maßerath, Peter Gehlen, ein Studienbenefizium für Gymnasial- und Universitätsstudien, im Jahre 1727 Wilhelm Schaphausen ein solches, mit dem auch noch ein Altar-

benefizium in der Pfarrkirche verbunden war. Eine der bekanntesten Erkelenzer Studienstiftungen ist die der im Jahre 1773 verstorbenen Jungfer Sibilla Ohoven. Sie bestimmte durch Testament vom 3. Oktober 1772 einen bedeutenden Teil ihres Vermögens für zwei Studienstipendien (später ist noch ein drittes dazu gebildet worden) für Studierende ihrer Verwandtschaft vom 8. Lebensjahre ab bis zum vierten Jahre der Theologie. Als Collator der Stiftungen Gehlen, Schaphausen und Ohoven fungierte nach den Bestimmungen der Stifter der jeweilige Pfarrer von Erkelenz. Im Jahre 1761 beabsichtigten auch die Eheleute Hieronymus Stelßen und Maria Eitzen eine Stiftung für Studierende zu machen, Hieronymus Stelßen starb aber, bevor er seinen Willen in rechtskräftige Form festgelegt hatte, und so ist die Stiftung nie in Kraft getreten. Übrigens sind auch die meisten anderen Erkelenzer Studienstiftungen, nachdem sie hin in unsere Zeit hinein segensreich gewirkt und manchem talentvollen jungen Manne das Studium ermöglicht haben, zum großen Teile der allgemeinen Vermögensentwertung der letzten Jahre zum Opfer gefallen.



Vor der Stadterhebung hatten die aus den Lehnsträgern gebildete Mannkammer in Lehnssachen selbst gerichtet und entschieden. Kurz nach der Stadterhebung übernahmen die Schöffen auch diese An= gelegenheiten, so daß von da ab die gesammte S e r i c h t s b a r k e i t, Zivil= und Strafsachen, in ihren Händen lag. Bei Gericht führte der älteste Schöffe den Vorsitz; als Schreiber und Protokollführer fungierte der Stadtschreiber. In Streitigkeiten, die Grund und Boden betrafen, wurde der Schultheiß zugezogen, in Strafsachen war der Vogt der öffentliche Ankläger. Es gab zwei vom Gericht für dauernd bestellte und vereidigte „Jürsprecher“, d. i. Anwälte, deren sich die Parteien zur Durchführung ihrer Angelegenheiten bedienen konnten. Doch stand es jedem Manne frei, sich auch selbst zu verteidigen; eine Frau mußte sich durch den Jürsprecher verteidigen und konnte auch nur durch ihn klagen. Die Vereidigung der Zeugen geschah bei brennenden Kerzen, indem man dem Schwörenden eine Eidestafel, die das Bild des Sekreuzigten zeigte, vorhielt. Die Sitzungen waren meist öffentlich, in der älteren Zeit vielfach unter freiem Himmel. Bis zum Jahre 1620 galt das zum Teil uralte örtliche Gewohnheitsrecht, das in dem genannten Jahre mit dem allgemeinen geldrischen Landrecht vertauscht wurde. Das städtische Gefängnis war auf dem Brücktor, das landesherrliche auf der Burg. Die Strafen bestanden in Geld, Gefängnis, Auspeitschung und Verbannung, Henkung an den Galgen, Stehen am Schandpfahl auf öffentlichem Marktplatz usw. Überhaupt war die Rechtsanschauung und damit auch die Sühne für begangene Strafen vielfach schärfer als heute. Auf Diebstahl stand unter Umständen schon die Todesstrafe am Galgen. Als Mittel zum Geständnis wurde noch im 17. Jahrhundert die Folter angewendet. Daß uns die erhaltenden Gerichtsakten auch für Erkelenz gelegentliche Hexenverfolgungen und =bestrafungen oder sonstige abergläubische Verirrungen bezeugen, braucht uns bei dem damals herrschen=

den Zeitgeist nicht besonders wunderzunehmen. — Wie alle größeren Kirchorte hatte Erkelenz auch ein geistliches Gericht, ein sog. Sendgericht, das hauptsächlich in den kirchlichen Angelegenheiten (Entheiligung des Sonntags, öffentliche Mißachtung der kirchlichen Gebote usw.) richtete. Es fand in der Kirche statt, und seine Sitzungen, die öffentlich waren, wurden durch das Läuten der Glocke eingeleitet. Der Pfarrer, oft auch ein Vertreter des Bischofs, führte den Vorsitz; die Sendarbischen, die meist aus den Schöffen der Stadt genommen waren, waren die Beisitzer. Das Sendgericht fand in Erkelenz im 16. Jahrhundert nur viermal im Jahre, in der Quatemberzeit statt; im 17. Jahrhundert verlor es mehr und mehr an Bedeutung und scheint um 1700 überhaupt nur noch bei Gelegenheit der bischöflichen Visitation getagt zu haben.

Die staatlichen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts bahnten auch in Erkelenz eine neue Zeit an. Die Jahrhunderte alte Form des Gemeinwesens ging aus den Fugen, und die französischen Machthaber, die zunächst vorübergehend, später dauernd das linke Rheinufer besetzt hielten, führten die französische Verwaltungsordnung ein. Im folgenden Artikel wird davon ausführlicher die Rede sein. Teils plötzlich und rücksichtslos, teils allmählich und kaum merklich, wurde mit vielen Einrichtungen und Herkommen, die Jahrhunderte hindurch unverrückbar und unabänderlich gegolten hatten, gebrochen. Gewiß war manches am Bau des alten städtischen Gemeinwesens morsch und darum verbesserungsbedürftig geworden, manches mochte auch nicht mehr mit den neuen Idee, die besonders die Aufklärung gebracht hatte, im Einklang stehen. Aber immerhin hatte die mittelalterliche Stadt ihr Gutes: sie schlang um ihre Bürger ein festes Band inniger Zusammengehörigkeit und weckte im einzelnen ein starkes Gefühl der Verantwortung gegenüber der Gesamtheit. Und wenn wir heute mit Stolz bewundernd auf unser mittelalterliches Erkelenz zurückschauen, so sollten wir es nicht tun, ohne damit das stille Gelübde zu verbinden, treu und unverbrüchlich das hegen und pflegen zu wollen, was uns von unseren Altvordern überkommen ist: Liebe, unauslöschliche Liebe zu unserer Heimat, zu unserem lieben alten Erkelenz!

Anhang.

Die Bürgermeister von Erkelenz bis zum Jahre 1789.

Vor bemerkung: Aus der Zeit vor dem Stadtbrande (1540) sind nur vereinzelte Namen von Bürgermeistern bekannt. Dagegen ist von da ab eine fast lückenlose Reihenfolge möglich. Die nachstehenden Namen sind aus den Stadtrechnungen, städtischen Protokollen oder sonstigen gelegentlichen Erwähnungen zusammengestellt. Der erste Name bezeichnet den Stadtbürgermeister, der zweite den Landbürgermeister. Die Amtszeit dauerte vom Feste Cathedra Petri, d. i. vom 18. Januar bis zum demselben Tage des folgenden Jahres. Vom Jahre 1754 ab war der Stadtbürgermeister zugleich auch Landbürgermeister. Die überlieferte Namenform ist im Druck überall beibehalten auch da, wo es sich bei verschiedener Schreibweise desselben Namens um dieselbe Person handelt.

1491/92 Heinrich Middelman	— Jakob von Sheneyen.
1498/99 Leonhard Swalenberg	—
1510/11 Johann Tonemehers	—
1521/22 Johann Jackensticker	—
1522/23 Peter van Senaspen	—
1526/27 Peter van Senaspen	—
1529/30 Heinrich Middelman	— Jakob van Gruytbusch.
1546/47 Martin van Venraid	—
1547/48 Johann van Syborch	— Johann van Lobbroidch.
1548/49 Peter van Beeck	— Goswin van Wouckraid.
1549/50 Hubert Kerff	— Johann Kerff.
1550/51 Johann van der Hart	— Johann van Lobbroidch.
1551/52 Johann Spegels	— Goswin van Wouckraid.
1552/53 Martin van Venraid	— Johann Kerff
1553/54 Martin van Senaspen	— Goswin van Wouckraid.
1554/55 Paulus Joncker	— Johann van Lobbroidch.
1555/56 Heinrich Middelman	— Goswin van Wouckraid.
1556/57 Johann van Syborch	— Johann Kerff.
1557/58 Martin van Venraid	— Johann van Lobbroidch.
1558/59 Johann Haen	— Goswin Claessen van Wouckerodt.
1559/60 Martin van Senaspen	— Mathias Meyer.
1560/61 Konrad Spegels	— Johann Kerff.
1561/62 Mathias Baux	—
1563/64 (fehlt).	—
1564/65 Mathias Middelman	— Mathias Meyer.
1565/66 Johann Haen	— Johann van Lobbroidch.
1566/67 Martin van Senaspen	— Mathias Meyer.
1567/68 Peter Oidtman	— Johann Kerff.
1568/69 Konrad Spegels	— Adam Daemen.
1569/70 Peter van Jnden	— Mathias Meyer.

1570/71 Konrad Haen — Johann van Lobberich.
 1571/72 Martin van Senaspen — Konrad Middelman.
 1572/73 Mathias Middelman — Mathias Meyer.
 1573/74 Martin van Venraedt — Peter Buyx.
 1574/75 Lubbert Proff — Mathias Meyer.
 1575/76 Peter van Inden — Peter Buyx.
 1576/77 Conrad Haen — Mathias Meyer.
 1577/78 Conrad Syborgh — Konrd Middelman.
 1578/79 Martin Senaspen — Gerhard Hollender.
 1579/80 Jakob Vogels — Mathias Meyer.
 1580/81 Mathias Middelman — Gerhard Hollender.
 1581/82 Peter Daemen — Mathias Meier.
 1582/83 Johann Woickran — Gerhard Hollender.
 1583/84 — Heinrich Baux.
 1584/85 Konrad Middelman — Mathias Meier.
 1585/86 Nicolaus Raemberg — Gerhard Hollender.
 1586/87 Paulus van der Hart — Mathias Meier.
 1587/88 Goswin von Herckraedt — Gerhard Hollender.
 1588/89 Johann Dobbelsstein —
 1589/90 Nicolaus Raemberg — Simon Iven.
 1590/91 Goswin von Serckraedt —
 1591/92 Peter Udman — Mathias Meier.
 1592/93 Heinrich Baux — Gerhard Hollender.
 1593/94 Johann Dobbelsstein — Goswin van Gruibusch.
 1594/95 Wilhelm Palant — Gerhard Hollender.
 1595/96 Peter Udman — Lambert van Siberg.
 1596/97 Goswin van Gruibusch — Gerhard Hollender.
 1597/98 Goswin von Serckraedt — Lambert van Siberg.
 1598/99 Heinrich Baux — Johann Broich.
 1599/1600 Goswin van Gruibusch — Lambert van Siberg.
 1600/01 Konrad van Brüngen — Johann Broich.
 1601/02 Johann Spegels — Lambert van Siberg.
 1602/03 (fehlt).
 1603/04 Goswin van Gruibusch — Lambert van Siberg.
 1604/05 Konrad van Brüngen — Johann Broich.
 1605/06 Johann Grevenbroich — Peter Vohler.
 1606/07 (fehlt).
 1607/08 Konrad van Brüngen — Heinrich van Lentholt.
 1608/09 Christian Olleff — Heinrich Baux.
 1609/10 Christian Lehmen — Heinrich Wilhelms.
 1610/11 Heinrich Tempel — Johann Broich.
 1611/12 Christian Olleff — Heinrich Wilhelms.
 1612/13 (fehlt).

1613/14 Johann Siberg — Konrad Palandt
 1614/15 Christian Olleff — Augustin Heinrichs.
 1615/16 bis 1617/18 (fehlen).
 1618/19 Heinrich Siepman — Gerhard Welter.
 1619/20 Johann Olleff — Peter Vohler.
 1620/21 Heinrich Rütten — Heinrich Wilhelms.
 1621/22 Heinrich Siepman — Johann Wilhelms.
 1622/23 bis 1624/25 (fehlen).
 1625/26 Niederich Vogel — Heinrich Baux.
 1626/27 Johann Olleff — Heinrich Wilhelms.
 1627/28 Johann Wilhelms — Peer Vohler.
 1628/29 Niederich Vogel — Heinrich Wilhelms.
 1629/30 (fehlt).
 1630/31 Heinrich Siepman — Heinrich Baux.
 1631/32 Johann Wilhelms — Heinrich Wilhelms.
 1632/33 Konrad Serckraedt — Gerhard Weiß.
 1633/34 Balthasar Helthausen — Anton Tempel
 1634/35 Heinrich Siepman — Heinrich Wilhelms.
 1635/36 Anton Tempel — Gerhard Weiß.
 1636/37 Johann Vossens — Heinrich Wilhelms.
 1637/38 Heinrich Siepman — Konrad Vogel.
 1638/39 Konrad Vogel — Anton Tempel.
 1639/40 Anton Tempel — Heinrich Welter.
 1640/41 (fehlt).
 1641/42 Konrad Vogel — Anton Tempel.
 1642/43 Heinrich Siepman — Peter Vohler.
 1643/44 Clemens von Bischel — Anton Tempel.
 1644/45 (fehlt).
 1645/46 Tillmann Hommersheim —
 1646/47 Anton Tempel —
 1647/48 Tillmann Hommersheim — Peter Vohler.
 1648/49 Clemens von Bischel — Peter Vohler.
 1649/50 Heinrich Siepman — Peter Vohler.
 1650/51 Lubert Meier — Tillmann Hommersheim.
 1651/52 Clemens von Bischel — Peter Vohler.
 1652/53 Tillmann Hommersheim — Lubert Meier.
 1653/54 Clemens von Bischel — Tillmann Hommersheim.
 1654/55 Tillmann Hommersheim — Lubert Meier.
 1655/56 Konrad Junker —
 1656/57 Lubert Meier — Konrad Junker.
 1657/58 (fehlt).
 1658/59 Lubert Meier — Augustin Serckraedt.
 1659/60 Augustin Serckraedt — Konrad Junker.

1660/61 Konrad Juncker — Peter Muiser.
 1661/62 Lubert Meier — Peter Vogel.
 1662/63 Gerhard Welter — Kaspar von Thoor.
 1663/64 Kaspar von Thoor — Paul Meier.
 1664/65 Peter Vogel — Peter Muiser.
 1665/66 Paul Meier — Peter Vogel.
 1666/67 Peter Vogel — Peter Muiser.
 1667/68 Paul Meier — Peter Vogel.
 1668/69 Peter Vogel — Peter Muiser.
 1669/70 Paul Meier — Peter Muiser.
 1670/71 Jakob Klump — Johann Bossems.
 1671/72 Johann Bossems — Peter Vogel.
 1672/73 Heinrich Juncker — Peter Muiser.
 1673/74 Jakob Klump — Johann Bossems.
 1674/75 Peter Muiser — Heinrich Juncker.
 1675/76 Heinrich Juncker — Peter Muiser.
 1676/77 Jakob Klump — Heinrich Juncker.
 1677/78 Christian Siepman — Jakob Klump.
 1678/79 Heinrich Juncker — Christian Siepman.
 1679/80 Jakob Klump — Heinrich Juncker.
 1680/81 Christian Siepman — Jakob Klump.
 1681/82 Heinrich Juncker — Christian Siepman.
 1682/83 Heinrich Oidtmann — Christian Siepman.
 1683/84 Christian Siepman — Heinrich Oidtmann.
 1684/85 Heinrich Juncker — Christian Siepman.
 1685/86 Christian Siepman — Heinrich Juncker.
 1686/87 Gerhard Sudderath — Christian Siepman.
 1687/88 Gerhard Sudderath — Christian Siepman.
 1688/89 Paul Meier — Gerhard Sudderath.
 1689/90 Gerhard Sudderath — Rainer Claudt.
 1690/91 Rainer Claudt — Johann Heinrich Thoor.
 1691/92 Johann Heinrich Thoor — Rainer Claudt.
 1692/93 Gerhard Sudderath — Johann Heinrich Thoor.
 1693/94 Rainer Claudt — Johann Heinrich Thoor.
 1694/95 Johann Heinrich Thoor — Gerhard Sudderath.
 1695/96 Heinrich Welters — Johann Heinrich Thoor.
 1696/97 Gerhard Sudderath — Heinrich Welters.
 1697/98 Johann Heinrich Thoor — Gerhard Sudderath.
 1698/99 Heinrich Welters — Johann Heinrich Thoor.
 1699/1700 Gerhard Sudderath — Johann Heinrich Thoor.
 1700/01 (fehlt).
 1701/02 Heinrich Welters — Johann Heinrich Thoor.
 1702/03 Wilh. van der Straeten — Gerhard Sudderath.

1703/04 Heinrich Welters — Wilhelm van der Straeten.
 1704/05 Wilh. van der Straeten — Heinrich Welters.
 1705/06 Serckrath — Wilhelm van der Straeten.
 1706/07 Serckrath — Wilhelm van der Straeten.
 1707/08 Wyler — Serckrath.
 1708/09 Vogel —
 1709/10 Wyler — Vogel.
 1710/11 Meier — Vogel.
 1711/12 Aretz — Meier.
 1712/13 Meier — Aretz.
 1713/14 Heinrich Siepman — Meier.
 1714/15 Meier — Heinrich Siepman.
 1715/16 Heinrich Siepman — Meier.
 1716/17 (fehlt).
 1717/18 Konrad Esser — Heinrich Siepman.
 1718/19 Heinrich Siepman — Konrad Esser.
 1719/20 Konrad Esser — Heinrich Siepman.
 1720/21 Heinrich Siepman — Konrad Esser.
 1721/22 Johann van Boxmeer — Heinrich Siepman.
 1722/23 Wilhem Everts — Johann van Boxmeer.
 1723/24 Matthias Sudderath — Wilhelm Everts.
 1724/25 Wilhelm Everts — Johann van Boxmeer.
 1725/26 Mathias Sudderath — Wilhelm Everts.
 1726/27 Johann Gerhard Müller —
 1727/28 Mathias Sudderath — Heinrich Siepman.
 1728/29 Peter Rütger Oidtmann — Heinrich Siemann.
 1729/30 Peter Rütger Oidtmann — Heinrich Siemann.
 1730/31 Peter Rütger Oidtmann — Heinrich Siemann.
 1731/32 Johann van Boxmeer — Heinrich Siepman.
 1732/33 Godfried Peers — Johann Eckarts.
 1733/34 Johann Eckarts — Godfried Peers.
 1734/35 Heinrich Meier — Johann Eckarts.
 1735/36 Godfried Peers — Heinrich Meier.
 1736/37 Johann Eckarts — Godfried Peers.
 1737/38 Godfried Peers — Johann Eckarts.
 1738/39 Johann Eckarts — Godfried Peers.
 1739/40 Godfried Peers — Johann Eckarts.
 1740/41 Johann Eckarts — Godfried Peers.
 1741/42 Godfried Peers — Johann Eckarts.
 1742/43 Johann Eckarts — Godfried Peers.
 1743/44 Godfried Peers — Johann Eckarts.
 1744/45 Johann Eckarts — Godfried Peers.
 1745/46 Godfried Peers — Johann Eckarts.

- 1746/47 Johann Eckarts — Godfried Veers.
 1747/48 Heinrich Thomas Vogel — Johann Eckarts.
 1748/49 Heinrich Thomas Vogel — Johann Gerhard Meier.
 1749/50 Johann Gerhard Meier — Heinrich Thomas Vogel.
 1750/51 Heinrich Thomas Vogel —
 1751/52 Johann Joseph Oidtmann — Heinrich Thomas Vogel.
 1752/53 Heinrich Thomas Vogel — Johann Friedrich Reul.
 1753/54 Johann Friedrich Reul — Johann Joseph Oidtmann.
 1754/55 Johann Joseph Oidtmann.
 1755/56 Johann Joseph Oidtmann.
 1756/57 Johann Joseph Oidtmann.
 1757/58 Wilhelm Mertens.
 1758/59 Johann Joseph Oidtmann.
 1759/60 Wilhelm Mertens.
 1760/61 Johann Joseph Oidtmann.
 1761/62 Theodor Büschgens.
 1762/63 Johann Joseph Oidtmann.
 1763/64 Theodor Büschgens.
 1764/65 Johann Joseph Oidtmann.
 1765/66 Theodor Büschgens.
 1766/67 Johann Joseph Oidtmann.
 1767/68 Theodor Büschgens.
 1768/69 Johann Joseph Oidtmann.
 1769/70 Heinrich Joseph Jansen.
 1770/71 Johann Theodor Esser.
 1771/72 Johann Heinrich Byll.
 1772/73 Josef Heinrich Jansen.
 1773/74 Johann Theodor Esser.
 1774/75 Johann Heinrich Byll.
 1775/76 Johann Theodor Esser.
 1776/77 Joseph Mertens.
 1777/78 Paul Winand Dreling.
 1778/79 Johann Peter Houben.
 1779/80 Johann Heinrich Byll.
 1780/81 Johann Werner Hasenbach.
 1781/82 Heinrich Joseph Jansen.
 1782/83 Johann Joseph Oidtmann.
 1783/84 Johann Theodor Esser.
 1784/85 Joseph Mertens.
 1785/86 Paul Winand Dreling.
 1786/87 Johann Peter Houben.
 1787/88 Johann Heinrich Byll.
 1788/89 Johann Werner Hasenbach.



Notgeldscheine der Stadt Erkelenz aus dem Jahre 1921.
 (Nach Entwürfen von O. Büßmann.)



Notgeldscheine der Stadt Erkelenz aus dem Jahre 1921.
(Nach Entwürfen von O. Busmann.)

Für die vielgestaltige Geschichte der Stadt bildet das S t a d t a r c h i v eine reiche Fundgrube. Es enthält in seinem jetzigen Bestande Teile des alten Ratsarchivs und des Schöffensarchivs. Das erstere wurde immer auf dem Rathause aufbewahrt, das letztere, wenigstens im 16. Jahrhundert, in der Sakristei der Kirche. Die Vereinigung beider stammt erst aus der Zeit der Auflösung der alten Ordnung am Ende des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1902 hat Oberlehrer Josef Maeckl die Archivbestände großzügig geordnet und inventarisiert, wobei er die beiden Teile (Rats- und Schöffensarchiv) ineinander verarbeitet hat. Jetzt sind sie im Bürgermeisteramt untergebracht.

Das U r k u n d e n a r c h i v enthält 329 Urkunden von 966 bis 1807, davon 1 aus dem 10. Jahrhundert, 1 aus dem 13. Jahrhundert, 7 aus dem 14. Jahrhundert, 49 aus dem 15. Jahrhundert, 163 aus dem 16. Jahrhundert, 89 aus dem 17. Jahrhundert, 17 aus dem 18. Jahrhundert, 1 aus dem 19. Jahrhundert. Es sind teils Originale, teils Abschriften. Die ältesten Originale sind 2 Urkunden von 1377 Bez. 22. In der einen bestätigt Herzog Wilhelm von Geldern, nachdem alle städtischen Urkunden zu Lebzeiten seines Vorgängers, des Herzogs Eduard, durch den Herrn von Heinsberg-Blankenheim vernichtet worden waren, der Stadt ihre alten Rechte und Privilegien, die sie bisher besessen und ausgeübt hat. In der anderen fordert er die Stadt auf, seiner Mutter Anna, der Herzogin von Jülich, als Herrin zu huldigen, da er ihr die Stadt mit den Städten Venlo, Koermond und Nienstadt auf Lebenszeit übertagen hat. Die vor 1377 liegenden Stücke (4) sind Abschriften, darunter auch die Urkunde, in der Kaiser Otto I. im Jahre 966 dem Aachener Stift seine Besitzungen in Erkelenz bestätigt. Die sonstigen Urkunden betreffen — außer etwa 150 Rentverschreibungen — meist Privilegienbestätigungen und sonstige Beziehungen der Stadt zu ihrem Landesherrn. Das jüngste Stück ist eine Abschrift des französischen Präfekturbeschlusses von 1807 Mai 16, wonach der Zehnte des Aachener Stiftes in Erkelenz als feudalen Ursprungs erklärt und daher das Stifte bei seinem Ersuchen um Hilfe bei der Einbringung desselben abgewiesen wird.

Das A k t e n a r c h i v setzt zur Hauptsache erst mit der Zeit nach dem Stadtbrande ein. Soweit es vor diesem Zeitpunkt zurückreicht, handelt es sich durchweg um solche Akten, die erst nachträglich — wohl erst am Ende des 18. Jahrhunderts — aus anderen Verwaltungsgebieten (Kirche, Schultheißen- und Rentmeisteramt, Stiftungen) an die Stadt gekommen sind. Die großen Abteilungen betreffen die Beziehungen der Stadt zum Landesherrn und zum Aachener Marienstift, Landtagsachen, die städtische Verfassung und Verwaltung, Militär- und Gerichtsachen u. a.

Eine besondere Abteilung des Archivs bilden noch die Akten, die in keiner Beziehung zur Stadt stehen. Sie sind durch den Freiherrn Bernhard von Francken, der von 1727 bis 1762 Pfandinhaber der Stadt war und längere Zeit in Erkelenz selbst residierte, hierhin gebracht worden.

Spezielle Literatur über Erkelenz.

- V o l t e n**, K., Geschichte und Beschreibung der Pfarrkirche zu Erkelenz. In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 7 (Aachen 1885), S. 49 ff.
- B r ü c k m a n n**, J., Der Kreis Erkelenz; Vinnich 1905 (J. Offermann, J., Geschichte usw.).
- C l a e s s e n**, Statistische Darstellung des Kreises Erkelenz, insbesondere über die Jahre 1859, 1860 und 1861, Erkelenz 1863.
- C o r s t e n**, Beitrag zur Geschichte der Stadt Erkelenz; Erkelenz 1851. (Programm des Progymnasiums.)
- E k e r t s**, G., Die Chronik der Stadt Erkelenz. In: Ann. des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 5 (Köln 1857), S. 1 ff.
- E r k e l e n z e r** G e s c h i c h t s - u n d A l t e r t u m s v e r e i n. Heft 1: Gründungsbericht — Geschichtliches; Erkelenz 1920. — Heft 2: Sels, L., Sagen des Erkelenzer Flachsgeländes, Erkelenz 1921. — Heft 3: Gaspers, J., Hexenglaube und Hexenwahn in Erkelenz; Erkelenz 1921. — Heft 4: von Oidtmann, E., Zur Geschichte der Erkelenzer Schöffenfamilien; Erkelenz 1922. — 1. Sonderheft: ter Meer, P., Ortsnamen des Kreises Erkelenz; Erkelenz 1924. 2. Sonderheft: Sels, L., Beiträge zur Geschichte der Bürgermeistereien Kleingladbach, Serderath und Schwanenberg; Erkelenz 1925.
- v o n d e r** **H a r t**, J., Geschichte und Sagen des Erkelenzer Flachsgeländes, 2 Hefte; Erkelenz 1874. — Vers., Die Reformation des Erkelenzer Landes. In: Historisch-politische Blätter, Bd. 96 (München 1835), S. 749 ff.
- H e i m a t b l ä t t e r**. Monatschrift für Heimatkunde. Beilagen zum Erkelenzer Kreisblatt; Erkelenz 1921 ff.
- R a l t e n b a c h**, J. H., Der Regierungsbezirk Aachen; Aachen 1850.
- M a e k l**, J. Einige Urkunden aus dem Archiv der Stadt Erkelenz. In: Bijdragen en Mededeelingen der Vereeniging Gelre, Bd. 6 (Arnheim 1902), S. 249 ff. — Vers., Das Erkelenzer Stadtrecht. Ebenda, Bd. 8 (Arnheim 1905), S. 319 ff. — Vers., Audienz des Bartholomäus Nyborch bei Philipp II. von Spanien in Angelegenheiten der Stadt Erkelenz 1588. In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Bd. 24 (Aachen 1902), S. 343 ff.
- O f f e r m a n n**, J., Geschichte der Städte, Flecken, Dörfer, Burgen und Klöster in den Kreisen Jülich, Düren, Erkelenz, Seilenkirchen und Heinsberg. Vinnich 1854. (Kreis Erkelenz in Neubearbeitung herausg. von Brückmann, J., Vinnich 1905.)
- v o n** **O i d t m a n n**, E., Rechnungsbericht über Erneuerungsarbeiten an der Burg und Stadtbefestigung von Erkelenz 1500—1501. In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 34 (Aachen 1912), S. 102 ff.
- P a u l s**, E., Stiftung eines Glasfensters in der Pfarrkirche zu Erkelenz. In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 24 (Aachen 1902), S. 339 ff.
- P i n k e m e y e r**, Erkelenz als Festung; Erkelenz 1913.
- R e n a r d**, E., Die Kunstdenkmäler der Kreise Erkelenz und Seilenkirchen. In: Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd. 8 (Düsseldorf 1904).
- R i t s**, Elmpf, Krüchten, Wegberg und Erkelenz, ehemals zum Herzogtum Geldern gehörig. In: Ledebur, Allg. Archiv für Geschichtskunde des preuß. Staates, Bd. 7 (Berlin 1832).
- S t e c k l e r**, H. J., Das Progymnasium zu Erkelenz; Erkelenz 1865. (Programm des Progymnasiums.)
- T e i c h m a n n**, E., Das Aachener Marienstift und die Pfarrei zu Erkelenz. In: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 26 (Aachen 1904), S. 93 ff.



Die Franzosenzeit

(1794—1814).

Von Bürgermeister Leo Sels, Coerrenzig.



Der Freiheitstaumel der Französischen Revolution machte vor den Landesgrenzen nicht Halt. Das Geschrei von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit drang bis an den Rhein und fand hier deutlichen Widerhall. Erkelenz stand wie Jülich, Berg und die rheinische Pfalz fast ein halbes Jahrhundert unter der Herrschaft des prachtliebenden und verschwenderischen Kurfürsten Karl Theodor. Er war, wie ihn das gut gelungene Kniebild in dem prächtigen Rokokorammen im heutigen RathausitzungsSaale zeigt, willenschwach, sinnlich und dem Luxus ergeben. Die Aufbringung der Gelder für seine kostspielige Hofhaltung fiel seinen Vätern schwer. Alljährlich gegen Ende Januar begab sich der Bürgermeister der Stadt Erkelenz auf die Reise nach Düsseldorf, um persönlich, meist noch von einem Schöffen oder Ratsverwandten begleitet, die 400 Reichstaler Subsidiengelder (Schutzgelder) bei der kurfürstlichen Kasse abzuliefern. Mißbrauch und Ämterhacker erregte die Gemüther. Es gab viel Armut. Jeder neunzehnte Mensch war ein Bettler. Kein Wunder, daß Verbrechen und Eigentumsdelikte in ungeahnter Weise zunahmen. Im Februar 1785 mußte der Magistrat in Erkelenz ein Dekret veröffentlichen, daß alles Schiefen in der Stadt verboten sei, auch die schändlichen Reden und das unziemliche Betragen in den Wirtschaftshäusern. Einige Monate später verordnete Bürgermeister Dreiling, daß bei Prozessionen keine „Meien“ an den Häusern gesetzt werden dürften, mit Ausnahme der Stationshäuser, weil es nur zu Buschdiebereien Anlaß gäbe. Er ging im Sommer noch weiter und verbot das Nachlesen der Ähren (Sümmern) und das willkürliche Abholen von Lehm von den Stadtwällen, weil bereits große Löcher entstanden seien. Endlich, um der fortschreitenden Trunksucht Einhalt zu tun, untersagte er den Wirten, Bier zu einem geringeren als dem festgesetzten Maßpreis auszuschenken bei Strafe von 6 Goldgulden. An Wirtschaften mangelte es in der Stadt nicht. Noch im Jahre 1784 hatte der Drossart Johann Werner Adolf Hasenbach 4 neue Konzessionen erteilt, d. h. gegen eine Gebühr von 1 Reichstaler 40 Stüber die Erlaubnis zum Aushang von Wirtschaftsschildern gegeben: Dem Jakob Hilger für den goldenen Ring, dem Franz Josef Peters für das schwarze Pferd (Bellinghoverstraße), dem Johannes Esser für das weiße Kreuz und dem Peter Chevissen für den goldenen Löwen. Letzterer unterhielt das angesehenste Haus. Der goldene Löwe auf blauem Grund stand bekanntlich im Wappen der Stadt. Daher stiegen bei ihm die hohen Regierungsbeamten und sonstige vornehme Gäste ab.

Auch die letzte Verurteilung zum Galgen in Erkelenz fällt in diese gärende, vorrevolutionäre Zeit. 1784 wurde das Urteil „zum Schlitten und Galgen“ an Dionis Verwer vollstreckt. Sein Bruder und Mitschuldiger Balthasar Verwer wurde ausgepeitscht, dessen Ehefrau Agnes Aretz und der Bruder Bernhard Verwer mit ewiger Verbannung bestraft. Im Oktober gab es in Rückhoven einen kleinen Aufruhr bei Gelegenheit der Rüstwahl. Die Tumultanten, darunter angesehen Leute des Dorfes, drangen mit Gewalt in den Pfarrhof ein und zerstörten eine Anzahl Gegenstände. Wieder mußte der Drossart scharf vorgehen, um die Autorität des Gesetzes zu wahren.



Überfall der Jülicher Besatzung durch die spanischen Truppen im Jahre 1610, im Hintergrunde Ansicht von Erkelenz. Aus Hogenbergs Geschichtsbildern, Nr. 374.

Die kommenden kriegerischen Ereignisse warfen bereits im Jahre 1790 ihre Schatten voraus. Auf Veranlassung des Aachener Kapitels errichtete der Magistrat in Erkelenz ein Korn- und Brotmagazin. Zu diesem Zweck wurden in der Stadt und Umgegend die Scheunen und Speicher revidiert und die vorhandenen Vorräte aufgeschrieben. Diese Maßnahme entsprang weiser Voraussicht. Sie bewährte sich in den kommenden Zeiten der Kriegs- und Hungersnot.

Am 20. April 1792 hatte die Legislative in Paris den Krieg gegen Österreich beschlossen. Mit Österreich ging Preußen. Die Heeresvölker der beiden Mächte marschierten im Sommer am Rheine auf. Offiziere und Soldaten dachten an einen frischfröhlichen, militärischen Spaziergang nach Paris. Der Vormarsch ging zwar bis Valmy, schlug dann aber in einen verlustreichen Rückzug um. Nach der Schlacht bei Jemappes (5. November 1792) fiel Belgien in die Hände der französischen Republikaner. Die Österreicher gingen

auf Aachen zurück und gaben, als sie durch den Fall von Nurmond ihre rechte Flanke bedroht fühlten, das ganze Gebiet bis an die Nur den Franzosen preis. Diesseits der Nur machten sie Halt und brannten, um ganz sicher zu gehen, die Brücken ab. Auf die Pinnicher Brücke wurde am heiligen Abend Holz und Stroh aus dem ganzen Amt Boslar beigefahren, 2 Tonnen Teer darüber geschüttet und die hölzerne Brücke dann angezündet. Am Weihnachtstag selbst mußten die Coerrenziger Einwohner nach Hilfarth, um beim Abbruch der dortigen Brücke mitzuhelfen. Am rechten Rurufer blieben österreichische Reiter (Ungarn und Kroaten) zurück. Sie lagen in Coerrenzig, Xurich, Baal bis nach Doveren hinunter, während sich hinter diesem Kavallerieschleier die geschlagene österreichische Armee von neuem sammelte. Außer kleinen Reitergefechten, bei denen es nur ein paar Hieb- und Stichwunden gab, ereignete sich den Winter hindurch nichts.

Auch die Stadt Erkelenz wurde in die Kriegsbewegung hineingezogen. Die von Nurmond auf Köln zurückflutenden kaiserlichen Truppen passierten die Stadt. Sie ließen hinter sich nur schwache Husarentruppen zur Deckung des Rückzuges. Schon am 31. Januar 1793 machte sich das Vorgehen der reorganisierten und neu aufgestellten österreichischen Truppen in der Stadt bemerkbar. Ungefähr 1000 Mann vom Regiment Laudon und 12 Kompanien (über 2000 Mann) Esterhazy-Infanterie rückten in Erkelenz ein. Bei dem Drossart Hasenbach (jetzigen Haus Noë-Bürgens, Aachenerstraße 22) waren der Chef dieser Truppen General Mickorini, der Kommandeur der Esterhazy-Infanterie Oberst von Legrets und die Adjutanten von Viliendael und de la Mase 4 bis 5 Tage einquartiert. Nach ihnen kam der Husarenmajor von Uetz mit seinen Adjutanten Bertoldi und koburgischen Dragonern. Allmählich rückte das Gros der österreichischen Armee nach. Der Oberkommandierende, Feldzeugmeister Graf von Clairfait, erschien am 19. Februar mit seinem Stab in Erkelenz und nahm ebenfalls bei dem Drossart Wohnung. Graf und Drossart bestiegen zusammen den hochragenden Erkelenzer Kirchturm. Der österreichische General hatte eine Offensive auf der ganzen Linie gegen die Franzosen beschlossen und verschaffte sich von der luftigen Höhe des Turmes aus einen Überblick über das kommende Schlachtfeld.

Am 1. März überschritten die Österreicher gleichzeitig bei Pinnich unter Latour, bei Jülich unter Graf Clairfait und bei Düren unter Erzherzog Karl von Österreich und dem Prinzen von Württemberg die Nur, schlugen die Franzosen bei Aldenhoven entscheidend und drängten sie über Aachen nach Belgien zurück. In Erkelenz war der österreichische General Wenckheim mit einer nur aus Österreichern bestehenden Kolonne zurückgeblieben. Er bildete den linken Flügel einer von dem preußischen General Herzog Friedrich August von Braunschweig-Öls kommandierten, aus Preußen und Österreichern gemischten Heeresgruppe, deren Hauptquartier sich in Dülken befand. Diese Gruppe hatte die Aufgabe, die von den Franzosen stark besetzte und befestigte Schwalmlinie zu nehmen und gegen Nurmond vorzustößen. Am 2. März versammelte sich in Erkelenz die Gruppe des Generals von Wenckheim, bestehend aus 3 Bataillonen Infanterie, 2 Kompanien Tiroler Jäger, 2 Schwadronen Husaren und 3 Kanonen, um über Serderath nach Wassenberg vorzurücken,

welches von den Franzosen zu einem befestigten Stützpunkt ausgebaut worden war. Die Österreicher erreichten Wassenberg, ohne einen Gegner anzutreffen. Rechts von Wenkheim stand die Kolonne des Generalleutnants von Rospoth, die von Rheinlanden aus auf Ursbeck angelegt wurde. Sie war aus Preußen und Österreichern zusammengestellt. Ihr schloß sich nach Norden eine dritte Kolonne unter dem preußischen Generalleutnant von Reppert an, deren Marschziel von Dülken über Waldniel nach Niederkrüchten ging. Bei ihr befand sich das Oberkommando. Die Kavallerie dieser Kolonne kommandierte der Oberst von Blücher, der spätere Feldmarschall. Die gesetzten Ziele wurde ohne Kämpfe erreicht. Weiter nördlich schlug am 3. März der preußische General von Knobelsdorf die Franzosen bei Swalmen. Diese räumten auf Druck der Österreicher von Wassenberg her das von ihnen befestigte Blodrop, und als der Herzog von Braunschweig seine Truppen am 5. März zum Angriff auf Kurmond ansetzte, fand er die Stadt vom Feind verlassen. Das Tor nach den Niederlanden stand offen.

In Erkelenz war die Siegeszuversicht groß. Man glaubte den Krieg zu Ende. Am 1. Mai 1793 ließ Bürgermeister Esser zu Erkelenz und Rückhoven bekanntmachen, daß der gesamte Vorrat des Magazins verkauft werde. Man glaubte der angesammelten Lebensmittel nicht mehr zu bedürfen. Wie bitter sich die Erkelenzer getäuscht hatten, sollte die nächste Zukunft lehren.

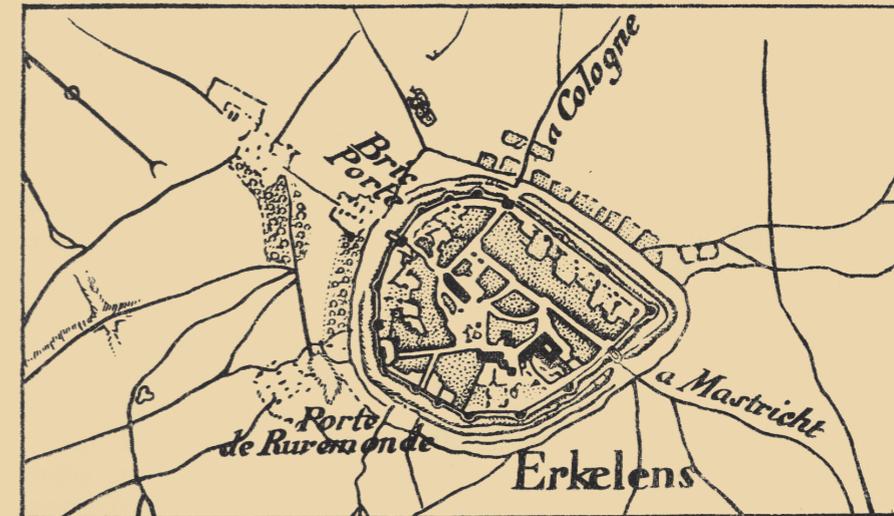


Ohne besondere Ereignisse zog sich der Krieg in Belgien hin. Die Truppen verbrachten ihre Zeit damit, die Bauern zu brandschatzen, wie sich eine zeitgenössische Kurischer Chronik kurz und treffend ausdrückt. Da fiel im Sommer 1794 in den Niederlanden eine wichtige Entscheidung. Die französischen Revolutionsarmeen schlugen die Österreicher bei Fleurus (26. Juni 1794) und warfen sie an die Maas zurück. Im Juli kamen bereits österreichische Flüchtlinge durch Erkelenz, sowie Kranke und Verwundete. In Pinnich lagen alle Kirchen voll. Die Bänke waren herausgesetzt, der Boden mit Stroh belegt. Wenn eine Messe gelesen werden konnte, standen die Gläubigen bis zum Knie im Stroh. Auf dem angrenzenden Friedhof wurde gekocht. Am 27. September gingen die Österreicher bis an die Kur zurück. Noch einmal versuchten sie, wie zwei Jahre zuvor, auf dem rechten Kurufer Fuß zu fassen und Widerstand zu leisten. Auf den Breitenbender Ramp, nahe beim Pinnicher Schlagbaum, wurde eine Batterie errichtet, und alle Bäume von Breitenbend bis Pinnich wurden weggehauen. Dreihundert Bauern aus dem Amt Boslar arbeiteten drei Tage an der Befestigung dieses Stützpunktes. Die Pinnicher Brücke, die kaum ein Jahr stand, wurde wieder abgebrochen. Ebenso erging es dem sogenannten Coerrenziger Steg, einer schmalen Holzbrücke.

Am 2. Oktober 1794 entbrannte der Kampf auf der ganzen Kurlinie von Nideggen bis Wassenberg. Die Österreicher konnten sich gegenüber den fanatischen Revolutionstruppen unter General Jourdan nicht behaupten. Bereits um 11 Uhr mittags gingen sie bei Pinnich zurück. Die Franzosen folgten auf dem Fuße.

Um den Rückzug zu decken, schossen die österreichischen Batterien bei Breitenbend und den Glimbacher Höhen die Stadt Pinnich in Brand. 130 Häuser gingen in Flammen auf und brannten vollständig nieder.

Am 3. Oktober morgens überschritt das französische Heer bei Pinnich und Coerrenzig die Kur, nachdem bei Coerrenzig eine Pontonbrücke geschlagen worden war („aus sechs kupfernen Schiffen“). Die Österreicher zogen sich auf Köln zurück und versuchten noch einmal erfolglos bei Odenkirchen Widerstand zu leisten. Vor Sonnenuntergang des gleichen Tages rückten französische Truppen durch das Maastrichter oder Mahr Tor in die Stadt Erkelenz ein. An Widerstand war



Stadtplan von Erkelenz aus dem 18. Jahrhundert.

nicht zu denken. Erkelenz hatte bereits seit der Belagerung von 1674 aufgehört, eine wirkliche Festung zu sein. Wohl waren die Tore vorhanden, welche von ihren Hütern jeden Abend abgeschlossen wurden. Aber die Mauern waren zerfallen, die Stadtgräben versumpft, und auf den Wällen wuchs dichtes Schlagholz. Auch hatten die brutalen Requisitionen der Kroaten und Ungarn bei der Erkelenzer Bevölkerung keine Sympathie gefunden. Man sah sie nicht ungern scheiden. So ergab sich Erkelenz ohne Widerstand der hereinbrechenden französischen Flut. Vom 3. Oktober 1794 bis zum 15. Januar 1814 blieb die Stadt französisch. In der Umgebung von Erkelenz deuten noch mancherlei Flurnamen auf die damalige Zeit der Fremdherrschaft. Eine Senkung in der Nähe von Gut Haberg bei Lövenich heißt heute noch die Franzosenschlucht und eine Anhöhe bei Coerrenzig der Franzosenberg.

Die Besatzungstruppen führten zunächst ihrem eigenen Heere, welches großen Mangel litt, die nötigen Lebensmittel zu. Rücksichtslos wurde aus der Bevölkerung herausgeholt, was zu finden war. Vieles davon floß in die Tasche der französischen Volkskommissare. Die Kuricher Chronik des Bürgermeisters Mertens berichtet, daß diesem für 4360 Rationen Heu eine Quittung über 1700 Rationen ausgestellt wurde, „denn die Kommissare waren alle Betrüger“.

Abgesehen von diesen Bedrückungen entfalteten die französischen Truppen eine eifrige Propaganda für die Ideen der Revolution. Vor allen gehörte dazu die Errichtung des *F r e i h e i t s b a u m e s*. Wie es in Erkelenz zugegangen ist, zeigt uns eine Schilderung der gleichen Feierlichkeit in Pinnich von dem vorerwähnten Kuricher Chronisten:

„Am 15. November 1794 wurde zu Pinnich auf dem Fohlenmarkt ein Freiheitsbaum errichtet. Der Baum war eine Tanne, mit Krone („May“) und Wurzeln aufgesetzt und ober darauf eine rote Kappe. Draußen vor dem Kirchtor wurde der Baum abgeholt und im feierlichen Zuge zurück auf den Markt getragen. Voran ritten 10 Dragoner in zwei Reihen mit entblößten Säbeln. Dann kamen die Musikanten und danach die Beamten und die Munizipalität. Die Musikanten spielten und die Trommeln wurden gerührt, bis der Baum aufstand. Dann ritten die Dragoner um den Baum herum, ihnen folgten die Musikanten und die Herren und alle schrien und riefen: *Vivat die Republik*. Dies geschah dreimal. Ein alter Mann aus Pinnich trug eine neue Fahne und schwenkte sie allemal, wenn sie riefen. Es war ein großes Traktament (Festessen) im Beginge(Nonnen)-Kloster angestellt. Dazu waren Herren und Bürger eingeladen, wie auch alle Maires der Umgegend. Ein jeder Maire war gehalten, Hühner, Enten, Truthühner, Gänse, Eier, Speck und Butter für das Traktament zu liefern. So waren wir alle dabei. Als die Zeremonie mit dem Baum vorbei war, zogen sie in der Ordnung zur Kirche. Da wurde das *Te Deum Laudamus* gesungen und vom Herrn Pastor der Segen gegeben. Als das vorbei war, gingen sie wiederum rund um den Baum und danach zum Kloster zum Essen. Alles Volk wie Bauern und Bürger fiel mit hinein, und ich kann sagen, mein Lebtag nichts Abgeschmackteres gesehen zu haben, als wie diejenigen, die dazu berufen waren, nichts bekamen, denn der Pöbel schnappte alles mit Händen aus den Schüsseln. Das eine wurde hier, das andere dort gestohlen, an Servietten, Messern und Bestecken. Ich habe alles zugeesehen und nichts bekommen. Die Musikanten spielten immer fort, dann wurde gesungen und gerufen: *Vivat die Republik*.“

Ein echt revolutionäres Festessen. Die mit soviel Geschrei und Förmlichkeiten gepflanzten Freiheitsbäume brachten es nur zu einer kurzen Lebensdauer. Schon zu Napoleons Zeiten, als sich der französische Freiheitsbegriff stark gewandelt hatte, verschwanden sie still und geräuschlos und hinterließen keine Spuren.

Erkelenz erhielt eine ständige *B e s a t z u n g s t r u p p e*. Teile des französischen 6. Jägerregiments zu Pferde hatten fast dauernd in Erkelenz ihren Standplatz. 1796 starb in Oerath ein Sergeant dieser Truppe, 1797 ein Soldat in Erkelenz am Schlage und am Weihnachtstage desselben Jahres der Leutnant (Vice=Capitaneus) Christian Arsenaux vom gleichen Regiment und wurde in der Kirche begraben. Im Mai 1797 hatte der französische Stadtkommandant Capitaine Petrache von demselben Jägerregiment eine Anzahl der Mitglieder der Räuberbande des Damien Hessel, die im Wirtshaus „Zum Lämmchen“ eingekehrt waren, festnehmen und der Zivilbehörde überantworten lassen. Der Erkelenzer Richter sperrte die Kerle in das Gefängnis am alten Burgturm, woraus sie aber bald wieder wegen sträflichster Nachlässigkeit der Wachen entflohen. Über die schwere Einquartierung klagt der Magistrat in einem Beschluß vom 25. Januar 1798: „Die Stadt sei bis dato mit Einquartierungen von Kavallerie und Carretiers (Fuhrleuten) so überhäuft und beladen gewesen und habe daher so häufig Fourage beschaffen müssen, daß aller Vorrat an Heu und Hafer vollends aufgerieben worden.“ Im April 1797 kam zu den bisherigen Truppen noch die 1., 2. und 6. Kompanie der französischen 1. Dragonerregiments. Die 6. Kompanie lag halb zu Oerath, halb zu Grambusch, ein Teil der 2. Kompanie in Maßerath. Wenn man bedenkt, daß zu der eigentlichen Stadt Erkelenz damals nur der Teil innerhalb des Promenadenringes gehörte, so war die Einquartierung außerordentlich hoch und bedrückend. Das Verhältnis zwischen Besatzung und Bevölkerung blieb trotzdem reibungslos. Ereignisse, welche das durch die Not erzwungene gegenseitige Einvernehmen stören konnten, traten nicht ein.

Die *Z i v i l g e w a l t* in den eroberten Ländern lag in den Händen von Volksbeauftragten, welche die Revolutionsarmeen begleiteten. Von diesen wurde am 14. November 1794 eine Zentralverwaltung in Aachen als oberste Regierungsbehörde für die eroberten Länder zwischen Maas und Rhein eingerichtet. Die Zivilverwaltung teilte ihr Gebiet in Bezirksverwaltungen und diese gliederten sich in Kantone. Erkelenz gehörte zum Kanton Jülich und zur Bezirksverwaltung Aachen. Die Bezirksregierung bestand aus 14 Mitgliedern und einem Nationalagenten. In Aachen war Setes Nationalagent, Kantonsverwalter ein gewisser Emunds in Jülich. Die bisherigen Gemeindebehörden blieben fortbestehen. 1796 hatte Erkelenz drei Munizipalitätsmitglieder, welche gemeinsam die Geschäfte der Stadtverwaltung führten: Theodor Büschgens, J.P. Nix und Hermann Josef Wimmers. Sie wechselten sich im Vorsitz jede Woche ab (Wochenpräsident). Ihre Hauptarbeit bestand darin, die von den Franzosen ausgeschriebenen bedeutenden *R e q u i s i t i o n e n* beizuschaffen. Als die Stadt ihren Anteil an der vom Bezirksverwalter von Aachen ausgeschriebenen Zwangsanleihe in Höhe von 150 000 Livres nicht bezahlen konnte, kam ihr ein Erkelenzer Bürger, Dr. Büschgens, zu Hilfe und ließ das Geld, sonst

hätte die Stadt die gefürchtete und kostspielige Exekution durch französische Truppen über sich ergehen lassen müssen. Die Naturalienlieferungen wurden zum Rathauspeicher gebracht und dort gesammelt. Bei der Ablieferung war der Empfänger Knorrs zugegen, um die von den einzelnen Gemeindeangehörigen zu zahlenden Beiträge zu kontrollieren. Die Steuern und Beischläge legte man gewöhnlich in Form von einer bestimmten Menge Roggen oder Weizen auf den Landbesitz um. War die Stadt gezwungen, bares Geld zu bezahlen, so mußte sie die Früchte verkaufen. Durch die Aufspeicherung und den Verkauf entstand ihr erheblicher Schaden. Im Jahre 1797 betrug das gesamte Kontributionsquantum der Stadt Erkelenz einschließlich Beischlag für die Landesverwaltung 16371 Reichstaler. Manchmal stieß die Verwaltung bei der Bevölkerung auf Widerstand. Als Ende Mai 1796 der Munizitätsdiener Jakob Bungart den Vorsteher von Rückhoven aufforderte, die im Jülicher Fuhrpark befindlichen Karren ablösen zu lassen, erklärte ihm dieser, er würde niemand aufbieten, denn er wüßte, daß die Aufzubietenden doch nicht fahren würden. Die Verwaltung ließ den widerständigen Vorsteher streng vorladen und ihm Leibeshaft im Falle fortgesetzter Weigerung androhen. Wenn die auferlegten Requisitionen und Lieferungen nicht pünktlich ankamen, wurden die Mitglieder der Munizipalität nach Jülich beordert, um sich zu verantworten. Eine solche Reise war meistens nicht beliebt, und die Herren suchten, sich nach Möglichkeit davon zu drücken. Als im Juni 1796 wieder einmal eine solche Aufforderung des Kantonsverwalters eingegangen war, richtete der Wochenpräsident Wimmers die Frage an seine Kollegen, wer nun fahren würde. Büschgens erklärte rundheraus, nicht gehen zu wollen. Kix behauptete, er könne diesmal die Reise nicht machen, weil er mit sehr empfindlichen Rückenbeschwerden behaftet sei.

Andererseits ließen die französischen Offiziere und Soldaten mit sich handeln, wenn die Kontributionen allzu unerträglich wurden. Sie hatten alle ohne Ausnahme Verständnis für „Douceurs“ jeder Art. So berichtet das Beschlußbuch der Stadtverwaltung 1796 von einem Sergeanten Ries, dem verschiedentlich Geschenke in Form von Kronentalern gewilligt wurden. Der Empfänger Kaspar Knorrs zahlte unter der Hand eine Summe an zwei Fuhrparkoffiziere in Jülich, und der Bürger Stadtsekretär Francken machte dem Kriegskommissar ein Geschenk. Die Munizipalität erstattete den beiden die ausgelegten Gelder zurück.

Anerkannt werden muß die Fürsorge der Franzosen für die Instandhaltung der öffentlichen Wege und Straßen. Sie folgten dabei ihren besonderen militärischen Interessen und gingen rücksichtslos gegen säumige Beamte vor. Im Jahre 1796 beschloß der Erkelenzer Magistrat auf Grund eines scharfen Schreibens des Kommandierenden Generals, „allen Dorfbürgermeistern auf ihre eigene Verantwortung der des Ends entstehenden Straf aufzugeben, die unbrauchbaren Wege in guten Stand innerhalb 24 Stunden zu setzen“. Schon 1795 hatten Franzosen begonnen, die unter dem Kurfürsten Karl Theodor bereits geplante große Heerstraße von Aachen über Erkelenz, Gladbach, Krefeld nach Duisburg auszubauen, im Volksmund damals die neue Straße oder der neue Weg genannt. Hierzu

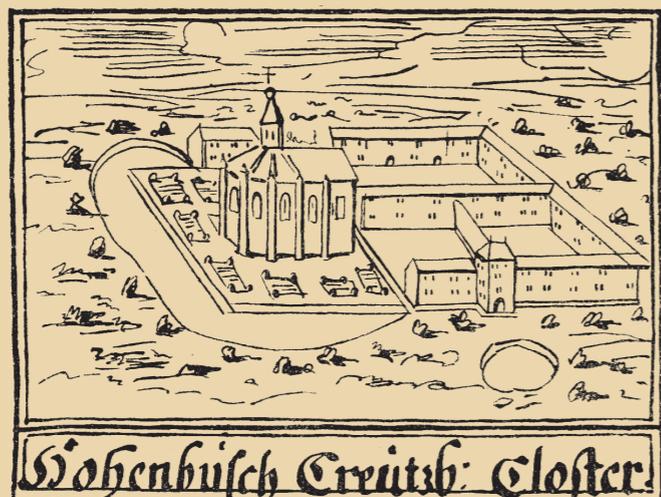
mußte die Stadt Arbeitsmannschaften, Karren, Pferde und Fuhrleute stellen. Bis nach Brügggen und Gereonsweiler gingen die Erkelenzer damals zur Fronarbeit. Hinzu kam noch der Beitrag zum Jülicher Festungsbau, welcher der Stadt viel Geld und Leute kostete.

Wie in früheren Jahrhunderten, so wurden auch zur Franzosenzeit die Stadttore jeden Abend zur eigenen Sicherheit der Bürger geschlossen. 1796 stellte die Stadt zwei neue Pfortner ein, den Küster Josef für das Oerather Tor und Joachim für das Brücktor mit der Einschränkung, daß Joachim „einen Reichsthaler vom Gehalt der Oerather Pfort genießen sollte“. Die Pfortner wurden auch zu Botengängen und Bestellungen genutzt. Sie waren städtische Beamte und mußten den Eid auf die Stadt leisten. Wer nach Coreschluß noch die Stadt verlassen oder in sie hinein gelangen wollte, mußte einen Stüber Torgeld an den Pfortner zahlen. Ausgenommen davon waren nur Pastor, Arzt und Hebamme und diejenigen, welche sie rufen kamen.

Von September 1796 bis Anfang 1798 hatte der Bürger Advokat Dr. Gorman den Vorsitz in der Munizipalität. Als Sekretär diente ihm der frühere Bürgermeister Franz Sigismund Serkrath.

Seit dem Frieden von Campoformio (17. Oktober 1797) waren die linksrheinischen Länder endgültig in die Hände der Franzosen übergegangen, welche rücksichtslos ihre französische und republikanische Verfassung und Verwaltung einführten. Das Direktorium ernannte am 4. November 1797 den Elsässer Küdler, Richter am Kassationshof in Paris zum Gouvernementskommissar der Länder zwischen Maas und Rhein, um diese Gebiete in Departements mit ihren Unterabteilungen zu zerlegen und die nötigen Beamten einzusetzen. Schon am 23. Januar 1798 hatte dieser seine Neueinteilung fertig. Das ganze Gebiet gliederte sich in vier Departements, welche zum größten Teil nach Flüssen benannt waren. Departement der Roer (Hauptstadt Aachen), der Saar (Hauptstadt Trier), Rhein und Mosel (Hauptstadt Koblenz), Donnersberg (Hauptstadt Mainz). Das Roerdepartement, an dessen Spitze ein Präfekt stand, zählte vier Arrondissements: Aachen, Köln, Krefeld, Cleve und zunächst 40 Kantone. Erkelenz gehörte anfangs zum Kanton Wassenberg. Bei der Neueinteilung des Roerdepartements am 15. Juni 1798 wurde die Zahl der Kantone auf 42 gebracht und Erkelenz als selbstständiger Kanton dem Arrondissement Krefeld zugeteilt. Der Umfang des damaligen Kantons Erkelenz deckte sich nicht genau mit den heutigen Kreisgrenzen. Nicht zu Erkelenz gehörten das Gut Kleinküchel in der Bürgermeisterei Doveren und die ganze Bürgermeisterei Coerrenzig (Kanton Vinnich, Arrondissement Aachen), ferner die Bürgermeistereien Elmpt, Niederkrüchten und Teile der Bürgermeisterei Wegberg, welche den Kanton Niederkrüchten (Arrondissement Roermond, Niedermaas=Departement) bildeten. Zu Erkelenz hinzu kamen dagegen noch die Dörfer Spenrath und Ruckum, welche mit der heutigen Bürgermeisterei Reyenberg zur Gemeinde Ruckum zusammen-

geschlossen waren. Es gehörten also damals zum Ranton Erkelenz 10 Gemeinden: Beek, Doveren, Erkelenz, Serderath, Immerath, Kleingladbach, Ruckum, Lövenich, Schwanenberg und ein Teil von Wegberg. Nach van Alpen, Geschichte des fränkischen Rheinuferes, was es war und was es jetzt ist, Köln 1802, 1. Teil, s. 87 ff., zählte der Ranton im gleichen Jahre 49 Dörfer, 19800 Seelen, 1895 Häuser und 34928 Morgen Land. Der etwas überschwengliche protestantische Pfarrer von Stolberg, van Alpen, fügt seinen statistischen Angaben noch eine Schilderung der Landschaft hinzu: „Auf einer weiten lachenden Ebene blühen Felder und Wiesen, Gärten und Baumzucht. Handlungen, Viehzucht, Fabriken und Ackerbau. Wohlhabende glückliche Bewohner. Der Hauptort des 11. Rantons Erkelenz ist



Ansicht von Kloster Hohenbusch. Aus dem Codex Weller 1723.

eine kleine, aber uralte Stadt, deren Festungswerke geschleift sind. Die Lage dieses Rantons ist ebenfalls die fruchtbarste, er gehört zu den goldenen Fluren des Jülichischen. Eine schöne Chaussee führt von Erkelenz auf Pinnich und Aachen. Man hat hier die Aussicht wie auf der großen Düsseldorferstraße. In perspektivischer Ferne blickt bald ein Schloß, bald ein Dorf aus Bäumen, Wiesen und Feldern. Die Gebirgskette dampft mit leichten, durchsichtigen Nebel in die Höhe. Rechts und links sind die fruchtbaren Äcker. Hier zur rechten ist das fruchtbare Dorf Schwanenberg, eine Herrschaft, welche dem Grafen Wickrath gehört und lauter reformierte Einwohner hat. Neben diesem Dorfe die Chaussee herauf prangt wie verinselt in dem Kornmeer das schönste Mönchskloster im ganzen Jülichischen, Hohenbusch oder Hombusch genannt. Das kostbarste Gebäude, umgeben mit Alleen, Gärten und unabsehbaren Gefilden, macht einen großen Eindruck. Im Linken sieht man die goldene Flur des Jülichischen in unermesslicher Ferne bis an die Stolberger Gebirge geschüttet, auf deren Fläche hier eine Gruppe von

Bäumen, dort eine Gruppe von Häusern liegt. Östlich führt der Weg von Erkelenz nach Wegberg, einem angenehmen Dorfe, welches ehemals zu dem Geldrischen Quartier von Roermond gehörte. Es ist berühmt durch seinen helldenkenden Prior, der es trotz aller Verfolgungen wagte, ein Gesangbuch mit Sellertschen Liedern in die Hände seiner Pfarrkinder zu bringen.“ Nach dem Annuaire du Département de la Roer für das Jahr 1809 umfasste der Ranton im Jahre 1808 rund 100 Dörfer, Weiler und Gehöfte.

An der Spitze eines jeden Rantons stand die Municipalverwaltung, ein Municipalrat von 12 Mitgliedern mit einem vom Direktorium in Paris ernannten Kommissar. In Orten unter 5000 Seelen hatte ein Municipalagent (als erster in Erkelenz Johann Anton Chevissen) als Organ der vollziehenden Gewalt die Leitung, an dessen Stelle durch das Gesetz vom 17. Februar 1800 der Maire oder Bürgermeister trat. Dem Municipalagenten standen je nach Einwohnerzahl ein oder mehrere Beigeordnete (Adjoints) in der Verwaltung zur Seite. Die Stadt Erkelenz hatte zwei Beigeordnete, davon stets einer aus Rückhoven. Seit 1808 war Franz Josef Serkrath aus Erkelenz Erster und Peter Wilhelm Corsten aus Rückhoven Zweiter Beigeordneter. Beide, Municipalagent oder Maire und Beigeordnete, wurden vom Präfekten ernannt. Die Ausdehnung eines Municipalbezirks sollte in der Regel zwei Stunden im Durchschnitt nicht übersteigen.

Der Vollständigkeit halber gebe ich hiermit die Liste der Erkelenzer Bürgermeister von 1789 bis 1814. Die Bürgermeister vor der französischen Besetzung wurden alljährlich am Feste Petri Stuhlfeier (22. Februar) für eine einjährige Amtszeit gewählt.

- 1789/90 Heinrich Josef Jansen,
- 1790/91 Johann Josef Oidmann,
- 1791/92 Franz Siegismund Serkrath
- 1792/93 Josef Mertens,
- 1793/94 Johann Theodor Esser,
- 1794-96 Theodor Büschgens
Johana Peter Nix,
Hermann Josef Wimmers,
- 1796-98 Advokat Dr. Gormanns,
- 1798-1803 Johann Anton Chevissen als Municipalagent,
- 1803-08 Theodor Büschgens,
(als 1. Beigeordneter Peter Josef Frenzen 1798=1808),
- 1808-14 Johann Adam Gormanns,
(als 1. Beigeordneter Franz Josef Serkrath).

Als aufsichtführender Kommissar des Direktoriums erhielt der Ranton Erkelenz den Advokaten Winand Constantin Porten von Haus Rippingen bei Kurich. Später folgte ihm als Rantonskommissar der Notar Gormanns von Erkelenz.

Zu dem in Krefeld bestehenden Arrondissementrat gehörte als Vertreter von Erkelenz Franz Josef Dreiling.

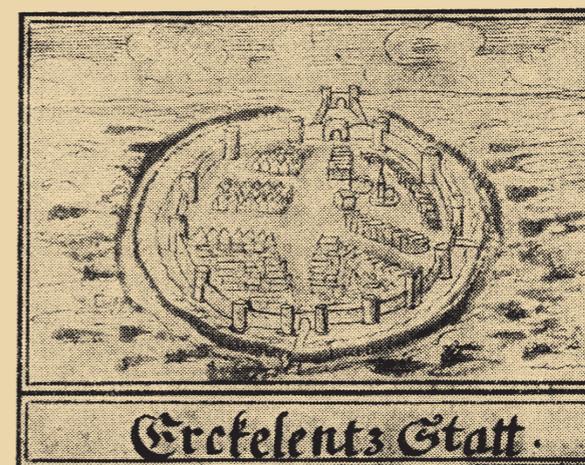
Für die R e c h t s p f l e g e in kleineren Rechts- und Kriminalsachen wurde für jeden Kanton ein Friedensrichter bestellt, welcher aus der Zahl der Bürger mehrere Beisitzer (Assesseurs) erhielt. Der Erkelenzer Friedensrichter hieß Jnderfurth. Als Beisitzer werden genannt für das Jahr 1808 Sigmund Serkrath und Hermann Wimmers. Gerichtschreiber des Friedensgerichts war Holz. Zum Tribunal erster Instanz in Krefeld gehörte aus Erkelenz Dr. Gormanns als Advokat und Cryst (1809), Eskens (1811) als Gerichtsvollzieher.

Im Koerdepartement befand sich eine Kompanie französischer Gendarmen, die aus 32 Brigaden bestand, davon vier zu Fuß, die übrigen zu Pferde, jede Brigade zu sechs Mann. In Erkelenz war eine Brigade mit dem Gendarmerie-wachtmeister Dufour untergebracht (1808).

Die von Koblenz aus im Jahre 1797 einsetzende Bewegung zugunsten einer Z i s r h e n a n i s c h e n R e p u b l i k oder nach dem Tode des Generals Horche zugunsten des Anschlusses an Frankreich fand auch in unserer Stadt Erkelenz Widerhall. Besonders setzte sich für diese Bewegung ein der damalige Erkelenzer Advokat Winand Constantin Porten (geb. zu Ripplingen bei Kurich am 8. Januar 1766). Nach beendetem Studium der Rechts-wissenschaft war er 1796 zum Advokaten in Caster ernannt worden. Schon frühzeitig galt er als die Seele der Anschlußbewegung im Kanton Erkelenz. Seine Beredsamkeit überzeugte viele, die noch schwankend waren. Er wanderte von Haus zu Haus und sammelte Unterschriften für den Anschluß an die Republik, um eine Volksabstimmung wenigstens vorzutäuschen. Für ihn war es die heiligste Überzeugung, daß für das durch die Kriegswirren zerrissene Rheinland eine bessere Zukunft nur im Schoße Frankreichs zu erhoffen sei. Im Frühjahr 1798 ging überall in den vier rheinischen Departements eine Adresse an die französische Republik rund, um die Bevölkerung durch Unterschrift zum Ausdruck ihres Anschluß-willens zu veranlassen. Dem Eifer Portens gelang es, im Kanton Erkelenz, 825 Adressenzeichner zu gewinnen. Das waren bei einer Zahl von 19800 Einwohnern stark 16 Prozent der erwachsenen Männer. Also herzlich wenig. Der Kanton Xanten z. B. hatte mehr als 30 Prozent Unterschriften. Aber auch diese Zahlen gaben keineswegs ein Bild der wirklichen Meinung der Bevölkerung. Französische Regierungsstellen waren die Drahtzieher, und einheimische Feuertöpfe ließen sich zum Vorspann brauchen. Zu den letzteren gehörte Porten. In den Akten des Koblenzer und Düsseldorfer Staatsarchivs und des Pariser Nationalarchivs wird sein Name häufig erwähnt. Insbesondere besorgte er die Aufhebung und Räumung eines Frauenklosters bei Düren und vielleicht auch andere Klöster, worüber die Archive nach ihrer endgültigen Öffnung genauere Auskunft geben dürften. Zur Belohnung für seine Dienste um die französische Republik wurde er von Küdler am 16. September 1798 zum Notar in Erkelenz und später auf sein Betreiben

durch den Justizminister in Paris zum Notar in Pinnich mit dem Wohnsitz in Ederen benannt. Weitere ehrenamtliche Ernennungen zum Mitglied des Wahlkollegiums des Arrondissements Krefeld erfolgten 1805 und zum Wahlkollegium des Koerdepartements am 10. November 1809. Sein Amt als Notar legte Porten am 28. Juni 1810 nieder.

Porten gab als Vollziehungskommissar des Kantons Erkelenz die vor-erwähnte Adresse, welche die Wiedervereinigung mit der großen Nation verlangte, persönlich an den Bezirkskommissar weiter. Mehr als ihr politischer Inhalt, welcher dem Wortlaut einer von dem Aachener Daußenberg verfaßten Adresse nachgebildet ist, interessiert die Tatsache, daß in den einzelnen Ortschaften des



Schematische Ansicht der Festung Erkelenz. Aus dem Codex Weller 1723.

Kantons Erkelenz die Angehörigen der auch heute noch bekannten und führenden Familien unterschrieben. Die meisten waren den materiellen Lockungen der Republik erlegen. Die Aussicht der Aufhebung aller auf dem bäuerlichen Grundbesitz lastenden Zehnten und Renten, die Lösung der Lehnsverbände und die Übertragung der bisher als Lehn besessenen Grundstücke zum freien Eigentum der bisherigen Lehnsleute brachte Verwirrung in die Reihen der Besten.

Übrigens stand auch der Erkelenzer Notar J o h a n n A d a m G o r m a n n s (geb. 1764 zu Westrich bei Reyenberg) dem Anschlußgedanken freundlich gegenüber. Am 26. Mai 1801 berichtete der Präfekt des Koerdepartements von ihm und Porten an den Gouvernementskommissar wie folgt: Leurs capacités et leurs moralités leurs ont acquis l'estime public. (Ihre Fähigkeiten und ihre Führung haben ihnen die öffentliche Wertschätzung erworben.) am 3. Februar 1808 wurde Gormanns vom Präfekten zum Maire von Erkelenz ernannt, ebenfalls bekleidete er das Amt des Kantonskommissars, welches ungefähr der Stellung des heutigen Landrats entspricht.

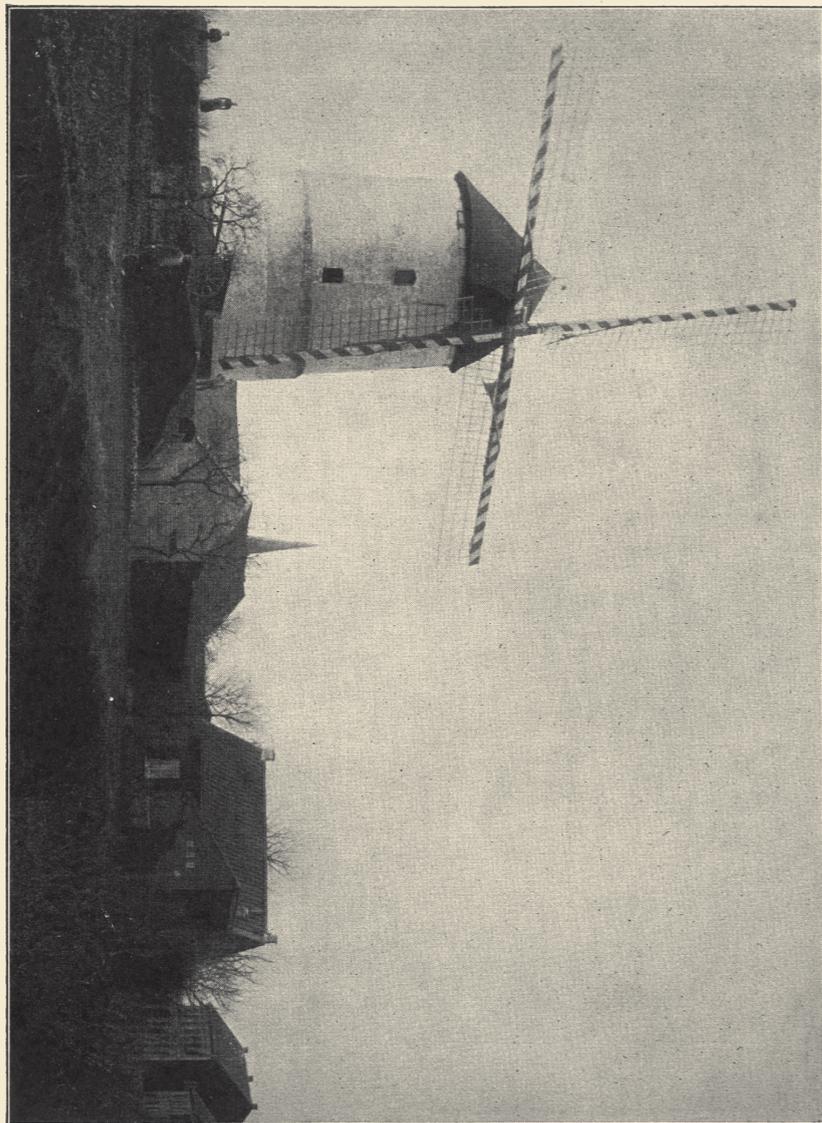
Jeder der neuen Beamten mußte in die Hände des Kommissars den Eid der Treue und Anhänglichkeit an die französische republikanische Verfassung und Haß dem Königtum und der Monarchie schwören. Das Volk aber blieb trotz allem in der Mehrzahl deutsch gesinnt. Es hat sich auch später, selbst als die Begeisterung für Napoleon bei unseren Urgroßvätern auf höchste gestiegen war, nie ganz mit der französischen Herrschaft ausgeöhnt. Das Gesehrei bei den nationalfranzösischen Festen war mehr oder minder bestellte Arbeit. Beamte, Soldaten und Schulkinder hatten auf höhere Anordnung hin mitzuwirken. Dazu kamen einige Neugierige. Unserem heutigen Geschlecht erscheint eine solche Aufmachung, wie sie uns der Kuricher Cronist von der zweiten Errichtung des Freiheitsbaumes in Pinnich schildert, viel eher als komisches Zwischen-spiel denn als ernste Wirklichkeit:

„Am 9. Februar 1799 hat die Munizipalität zu Pinnich wiederum einen neuen Freiheitsbaum aufgesetzt. Dieser Baum war ein junger Eichenbaum, so sie in Kurich von unserem Herrn Grafen bekommen, so am Oberbusch auf dem Ramp aus dem Eichenbusch ausgezogen, welches die Bürger von Pinnich getan und mit ein Wagen und drei Pferd gefahren nach Pinnich an die Kurbrücke. Alda haben sie ihn mit acht Jungen getragen. Zwölf Mädchen, weiß gekleidet, gingen mit, sodann 20 Bürgeröhne zu Pferde, alle mit blauen Röcken und Säbeln in den Händen. Dann die Schulkinder, wie auch die Studentenschule mit den Fahnen, darnach die Verwaltung mit Musik. Mit diesem herrlichen Gepränge haben sie den Freiheitsbaum auf den Markt geführt und denselben aufgerichtet. Darnach sind fünf Predigten von der Verwaltung gehalten. Der erste war der Kommissar, von Aachen gebürtig, der zweite war der Präsident Verres aus Pinnich, der dritte war von Aachen der Daußenberg, der vierte ein Franzos in französischer Sprache, der fünfte Auftreter auf dem Predigtstuhl war der reformierte Prediger von Pinnich. Diese alle haben ihre Predigten zum Lob der Frankennation eingerichtet. Daß dieselbe uns von allen Pfaffereien errettet und uns zu freien Menschen gemacht hätte. Daß sich Gott erbarme! Den Schluß von jeder Predigt machte der Schwur: Ich schwöre all hier unter den grün gepflanzten Freiheits-eichenbaum den Haß des Königs und der Monarchie. Die Verwaltung mußte den Eid jedesmal nachsprechen. Alsdann haben alle einhellig geschrien: Vive la republique. Als diese zu Ende war, zogen sie in das Nonnenkloster und speiseten den Mittag. Zwei Tage lang haben sie in Pinnich in der Pfarrkirche gebeiert.“

Diesem Baum ging es ganz besonders schlecht. Im November desselben Jahres schnitt man nachts die Rinde ab. Der Baum wurde jetzt in Tücher eingebunden und mit Stroh umwickelt. Dann setzten die Franzosen ein Schilderhaus daneben und zwangen die Pinnicher Bürger, nachts Schildwache zu stehen.



Patrizierhaus am Franziskanermarkt.
Phot. Köpfer



Spillingbodenener Mühle.
Phot. Schmittner.

Am 30. März 1798 verfügte der Gouvernementskommissar Rüdler den ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache bei allen administrativen und richterlichen Handlungen und am 1. Mai die Einführung der Zivilregister zur Konstatierung des Personenstandes. Die in den Pfarrämtern beruhenden Kirchenbücher mußten an die Mairien abgegeben werden. Die Kluft, welche sich zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Okkupationsherren auftrat, wurde noch vergrößert durch die fanatische Religionsfestschafft der Franzosen. Am 2. Mai 1798 wurden alle öffentlichen religiösen Zeichen und Zeremonien außerhalb der kirchlichen Gebäude, also Wallfahrten, Prozessionen und Leichenzüge, untersagt und infolgedessen überall die Kreuze an öffentlichen Wegen, auf Kirchhöfen und Kirchtürmen beseitigt. Die Bevölkerung, besonders auf dem Lande, geriet in Aufruhr. Den französischen Anordnungen wurde der heftigste Widerstand entgegengesetzt. In Coerrenzig ereigneten sich in diesem Zusammenhang zwei eigenartige Vorfälle. Die Züricher Chronik berichtet darüber:

„Den 27. Februar nachts zwischen 11 und 12 Uhr ist alhier zu Coerrenzig in der Kirche ein Getümmel gesehen und gehört worden. Die vier Mann, so die Nachtwache gehalten, haben in der Kirche durch das Schlüsselloch die Kirche klar von Licht gesehen. Dieselbigen den Rüstler aufgeklopft und die Tür offen gemacht, ob Spitzbuben darin wären. So ist alles Licht verschwunden und des Lichts nichts gesehen worden. Der Rüstler wiederum nach Haus. Einviertel vor zwölf Uhr dieselbe Wache wiederum ein starkes Gepolter und Klopfen in der Kirche und auf dem Turm gehört. Den Rüstler wiederum aufgeweckt, die Kirche geöffnet, alles unvisitiert, doch nichts gefunden.“

„Da durch scharfen Befehl der Municipalität zu Linnich zum letzten Male befohlen worden, daß alle Kreuze müßten weggeschafft werden, so hat am 13. März 1799 abends unser Herr Pastor um 10 Uhr die zwei Kreuze, eins an dem Eingang auf dem Friedhof stehend, das andere auf der Seite der Kirche hangend, abnehmen lassen und in die Kirche durch acht Mann tragen lassen, worüber das ganze Dorf in Aufruhr gestanden und über 200 Menschen zu der Kirche beigelaufen. Da hat der Herr Pastor an dem Notgottesaltar alle Lichter und durch die ganze Kirche anstecken lassen. Bei dem Tragen des Kreuzes durch die Kirche ist das nämliche Geräusch und Klopfen gehört worden, wie auch auf dem Turm. Da haben sie ein Seil herunter geholt, um das Kreuz in der Kirche am Turmaufgang festzubinden. Danach hat der Pastor zwei Rosenkränze gebetet. Über dieses Geheimnis kann noch niemand urteilen, wir lassen es Gott anheimgestellt sein.“

Die Kontrolle, insbesondere über die Wegschaffung der Kreuze, war scharf und streng. Auf den Friedhöfen begrub die Bevölkerung die Steinkreuze oder bedeckte sie mit Erde, um sie später um so schneller wieder hervorholen zu können. Der Coerrenziger Adjoint Müller ließ die Kreuze an den Feldwegen ausnehmen und sie in das neuerbaute Spritzenhaus bringen. Weil das Spritzenhaus aber noch kein Dach hatte, so sah der revidierende Gendarm die Kreuze über die Mauer ragen und veranlaßte ihre Wegnahme und die Bestrafung des religionstreuen Mannes.

Um 1800 scheint die Kontrolle nicht mehr streng durchgeführt worden sein. Als der Munizipalagent von Aldenhoven verhaftet wurde, weil er Kreuze geduldet hatte, berief er sich darauf, daß die Kreuze in Coerrenzig auch noch ständen. Der Coerrenziger Munizipalagent Burggraef erhielt darauf von der französischen Verwaltung strengen Befehl, die gefährlichen Religionszeichen wegzuschaffen. Er beschränkte sich darauf, den Befehl bekanntzugeben. Darauf sagten ihm die Coerrenziger Einwohner in aller Öffentlichkeit, wen die Kreuze hinderten, der könne sie selbst wegschaffen. Und dabei blieb es.



Am 10. November 1799 hatte sich Bonaparte nach dem Sturz des Direktoriums zum Ersten Konsul der Republik wählen lassen. Er schloß am 9. Februar 1801 mit Kaiser Franz Josef II. von Österreich den Frieden von Ü n e v i l l e. Durch ihn wurden die linksrheinischen Länder nunmehr auch öffentlich Frankreich zuerkannt. Den 19. August mußten sich alle Beamten des Kantons Erkelenz nach Biersen begeben, um vor dem Oberpräfekten von Aachen und dem Unterpräfekten von Krefeld den Eid der Treue gegenüber der französischen Republik abzulegen. „Da mußte zunächst ein jeder seinen Namen schreiben. Als dies geschehen war, wurde der Eid der Treue vorgelesen. Er bestand darin, daß man der Republik treu verbleiben wollte und sich nirgendwo mit anderen verpflichten und in keine Verbindung einlassen gemäß dem Frieden von Üineville. Als dies vorbei war, wurde jeder Kanton, sodann die Mairieämter Mann für Mann abgelesen. Dann mußte ein jeder vor den Präfekten an den Tisch treten und sprechen: Ich genehmige. Damit war alles vorbei.“

Für die katholische Kirche trat unter dem ersten Konsul eine etwas ruhigere Zeit ein. Nach Abschluß des Konkordates mit dem Papst Pius VII. wurde für das besetzte linke Rheinufer das B i s t u m A a c h e n geschaffen. Die frühere Dekanats-einteilung verfiel der Aufhebung, und die bürgerliche Einteilung der Kantone wurde auch der kirchlichen Organisation zugrunde gelegt. Die Stadt Erkelenz zählte damals nur 3188 Katholiken. Die Pfarre wurde insolgedessen zur Kantonalpfarre 2. Klasse des Bistums Aachen erhoben. Am 16. Januar 1802 ernannte der Generalvikar von Roermond den in Terheeg 1735 geborenen Anton Evertz zum Kantonalpfarrer. Ihm zur Seite standen Karl Anton Deblois als erster Kaplan und der gebürtige Adam Heinrich Kempgens als zweiter Kaplan. Als Nebenkirchen besaß die Pfarre die ehemalige Franziskanerkirche und die Kapellen in Terheeg, Cenholt und Maßerath. Ferner gehörte zu Erkelenz als Filialkirche die Sukkursal- Rükchoven mit 907 Seelen. Der kirchliche Kanton Erkelenz setzte sich aus Teilen verschiedener früherer Dekanate zusammen. Aus dem früheren Dekanat Erkelenz, Bistum Roermond, blieb nur Erkelenz und Rükchoven. Aus dem Dekanat Wassenberg, Bistum Pittich, kamen hinzu: Beek mit 2636 Seelen, Doveren mit 1340 (einschl. Kapelle zu Baal), Hückelhoven mit 709, Kleinglabach mit 1617 (einschl. Kapelle zu Solkrath), Serderath mit 827 und Wegberg mit 742 Seelen. Aus dem Dekanat Bergheim die Sukkursalkirche zu Reyenberg (1247 Seelen) mit

Borschemich (800 Seelen), Pövenich (2094 Seelen), Immerath (1190 Seelen) und Holzweiler (1079 Seelen). Ferner die Sukkursale Venrath, welche früher als Rektoratskirche zur Pfarre Wanlo, Dekanat Bergheim gehört hatte. Dem Kantonal- oder Oberpfarrer unterstanden die übrigen Sukkursal- und Hilfspfarrer des Kantons.

Leider schlug die weitere kirchenpolitische Entwicklung in Frankreich der katholischen Kirche schwere Wunden. Nachdem bereits durch die Revolution und die Republik die Klöster aufgehoben und die kirchlichen Güter konfisziert worden waren, wurden durch Napoleonisches Dekret vom 10. Juni 1802 die Güter aller geistlichen Körperschaften auch im Koerdepartement eingezogen und der Verwaltung der Nationaldomänen überwiesen. Die Domänenverwaltung der Kantone Erkelenz und Odenkirchen hatte ihren Sitz in Erkelenz, als Verwalter wird 1816 der Domänenmeister Forst aufgeführt. In Erkelenz wurde das Kloster, an dem seit 1662 die F r a n z i s k a n e r segensreich gewirkt hatten, von dem Dekret betroffen. Die Klostergebäude fielen an die Stadt, welche sie später zu Schulzwecken verwandte. Die Kirche erklärte der Aachener Bischof Berdelot als Nebenkirche der Pfarrkirche. Die aus dem Kloster getriebenen Franziskaner blieben teils in Erkelenz, teils leisteten sie Hilfe der Seelsorge auf dem Lande, so der ehemalige Guardian Gerhard Vogen aus Brabant, der von 1813 bis 1823 als Vikar in Serderath wirkte. Nicht besser erging es dem reichen K r e u z b r ü d e r k l o s t e r zu Hohenbusch. Die Kirche und zwei Flügel der Klostergebäude wurden niedergelegt. Die Ausstattung der Kirche kam an die reformierte Gemeinde in Vinnich, wo sie zum Teil noch heute in der Kirche befindet. Das Klostergut wurde einem Spanier Da Rabia verkauft. Die Kreuzherren zerstreuten sich in alle Winde. Einer von ihnen, Adolf Mathias Nepomuk von Cladt, wirkte 1802 als Deservitor der Kapelle zu Solkrath und noch 40 Jahre (1808—1848) als Pfarrer in Serderath. Auch die S a s t h a u s k i r c h e zu Erkelenz fiel der S ä k u l a r i s a t i o n zum Opfer. Im Jahre 1802 wurde sie unterdrückt und das Kirchengebäude der bürgerlichen Gemeinde zu Schulzwecken überwiesen.

Das E l e m e n t a r s c h u l w e s e n hatte in der französischen Zeit sehr wenig Förderung und Pflege gefunden. Die kriegerischen Zeiten mit ihren Unruhen und ihrer Unsicherheit standen einem geregelten Schulbetrieb entgegen. Die französische Regierung unterzog zwar im Jahre 1792 die Lehrer des Erkelenzer Kantons einer Prüfung im Lesen, Schreiben und Rechnen. Eigens war zu diesem Zwecke ein besonderer Prüfungskommissar in der Person des Kreuzherrenpriors von Wegberg ernannt worden. Diejenigen Lehrer, welche bestanden, erhielten ein Anstellungspatent. Weiter geschah nichts. Die Franzosen überließen die Schulen sich selbst.

Die Kriege Napoleons und die ungeheuren Verluste auf den Schlachtfeldern Europas erforderten immer neue S o l d a t e n. Rücksichtslos gingen die französischen Werber in den besetzten Gebieten vor. Bei Nacht und Nebel wurden die Kon. skribierten aus ihren Dörfern geholt und oft sogar gefesselt und mit Gewalt weggeschleppt (z. B. in Koerdorf, Floßdorf, Ederen und Kurich). Die kleine Bürgermeisterei Serderath ließ 20 junge Männer auf den Schlachtfeldern Napoleons.

Daß auch die Begeisterung für den großen Korsen manchen zu seinen Fahnen führte, ist verständlich. Der spätere Erkelenzer Bürgermeister Theodor Heinrich Josef Büschgens trat 1813 im Alter von 18 Jahren bei der Garde d'honneur Napoleons ein und wurde Offizier.

Um das für die Unterhaltung der Armeen notwendige Geld herbeizuschaffen, machten die Länder Frankreich ganz gewaltige finanzielle Anstrengungen. Nach dem unglücklichen Feldzug in Rußland sah sich die französische Finanzverwaltung im Jahre 1813 zu einer tief in das öffentliche Leben einschneidenden Maßnahme gezwungen. Sie ordnete die Veräußerung sämtlicher Gemeindegüter mit Ausnahme der Waldungen an. Infolge dieser Maßnahme kamen auch die beiden städtischen Mühlen von Erkelenz, die Oerather und Bellinghover Mühle, unter den Hammer. Die Oerather Windmühle brachte 6835 Francs, die Bellinghover Mühle 10400 Francs. Darauf wurde von den Käufern angezahlt 4008 Francs. Um den der Stadt zugefügten Verlust nach Möglichkeit wieder gutzumachen, überwies der preußische König Friedrich Wilhelm III. der Stadtkasse 4000 Reichstaler als Rest der von der französischen Domänenverwaltung noch nicht erhobenen Verkaufssumme. Auch andere Gemeinden des Kantons wurden von der Veräußerung der Gemeindegüter betroffen. Die Gemeinde Doveren verlor 30 Morgen Kottland, die Immerath 29¼ Morgen Ackerland. Die Gemeinde Reyenberg mußte ebenfalls einen Teil ihres Gemeindebesitzes hergeben.

Im Jahre 1813 wurden die Aufgebote an Mannschaften wie auch die sonstigen Lieferungen auf höchste gesteigert. Der Kanton Erkelenz lieferte in diesem Jahre 58 Pferde, 398 Sack Weizen, 87 Sack Roggen, 3397 Hektoliter Hafer, 32600 Kilogramm Frischfleisch, 39 Hektoliter Branntwein und Hektoliter Wein an die französische Magazine. Außerdem zahlte der Kanton in Bargeld 7990 Francs an die Armee.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig (Oktober 1813) hielten sich noch Teile der im Rückzuge begriffenen französischen Truppen in der Stadt und Umgebung auf. Vor den herannahenden Truppen der verbündeten Russen und Preußen flohen sie in aller Eile. Dabei wurde eine französische Kriegskasse in der Nähe von Granterath am Kapellchen vergraben. Zwanzig Jahre später erschienen fremde Männer in Erkelenz und versuchten, nächtlicherweise den verborgenen Schatz zu graben. Sie wurden von Granterather Einwohner überrascht. Die Fremden setzten sich zur Wehr und einer von ihnen wurde erschossen. Gefunden wurde jedoch an der Stelle nichts.

Am 15. Januar 1814 mittags zwischen 1 und 2 Uhr zogen die ersten Kosaken in die Stadt Erkelenz ein. Sie hatten bei Düsseldorf den Rhein überschritten und mußten auf ihrem Zuge westwärts den Weg über Erkelenz nehmen, weil die Festung Jülich noch von einer starken französischen Besatzung gehalten wurde. Dem Einmarsch der Kosaken folgten noch mehrere Monate lang Durchzüge von russischen, schwedischen und preußischen Truppen. Wiederum wurde die Stadt mit bis an die Grenze des Möglichen gehenden Lieferungen belastet.

Beim Abzug der Franzosen kam es an der heutigen Südwestgrenze des Kreises Erkelenz noch zu kleineren Zwischenfällen. Der Züricher Chronist



Altes Geschäftshaus Ecke Brückstraße
Phot. Schmitter.



Altes Gasthaus „Im Römppchen“.
Phot. Schmitter.

berichtet darüber: „Am 15. Januar morgens kamen die letzten Husaren und Chasseurs und Jüsilere von Erkelenz hinunter. Stellten am „Kleef“ allhier am neuen Weg ein Pikett Husaren auf die Wache, welchen wir Fourage, Heu und Stroh mußten liefern. Sie waren so voller Angst, daß wir ihnen noch 4 Mann Bauern auf die Wache mitgeben mußten. Nachmittags 4 Uhr kamen fünf Mann Kosaken bis an den Ehrenbusch, worauf sich die Franzosen gleich aufgepackt und nach Coerrenzig gejagt sind. Von denen so hier im Dorf bei Peter Jansen im Hause waren, nicht einmal so viel Zeit gehabt, den Pferden das Geschirr anzutun, so auf sie gefallen und weggejagt. Einer hat noch seinen Karabiner stehen lassen. Die Übrigen waren mit einem General in Pinnich, sie haben sich auf der Stell' aus Pinnich nach Floßdorf noch des Nachts begeben. Am 15. Januar nachts kamen etwa 40 Mann Franzosen nach Coerrenzig und wollten alle Karren und Pferde haben. Auf den Lärm hin jagten alle Pferde weg, und die meisten kamen in wilder Flucht nach Kurich. Das hat einen schrecklichen Lärm abgesetzt, hat die ganze Nacht bis 1 Uhr gewährt und die Leute sehr strapaziert. Haben nur einen Karren und 2 Pferde bekommen. Da aber die Franzosen noch nicht aus dem Dorf weichen wollten, so hat sich einer aus Coerrenzig vor das Dorf gewagt, zwei Schüsse gleich hintereinander abgeschossen, worauf die Wachen der Franzosen den Karren ergriffen und aus dem Dorf geflüchtet sind. Die nämliche Nacht sind auch 16 Mann Kosaken in Sevenich an die Mairie gekommen. Haben sich Branntwein geben lassen, jedoch mit aller Höflichkeit, und beehrten eine Bescheinigung, daß sie allda gewesen wären.“

Die Franzosenzeit war zu Ende, die Stadt atmete auf. Am 15. April 1815 kam Erkelenz endgültig an Preußen. Allerdings spüren wir an der Befreiungsfeier, welche aus diesem Anlaß am 23. April in Erkelenz veranstaltet wurde, noch wenig von dem hinreißenden Freiheitstrubel, den wir sonst aus diesen Jahren kennen. Die wirtschaftliche Blüte, welche Napoleon an den Rhein gebracht hatte, blendete die Bewohner noch immer. Die Furcht, in der Entwicklung von neuem zurückgeworfen zu werden, überwog. Die unsichere Zukunft unter preussischer Herrschaft ließ eine echte und ehrliche Begeisterung nicht aufkommen. Es fehlte unseren Vorfahren von damals das Rückgrat eines starken, geordneten Staatswesens, das lebendige Zugehörigkeitsgefühl zu einer großen deutschen Einheit, für die man gelebt und gelitten hatte. Das ist der gewaltige Unterschied zwischen jenen beiden Befreiungsfeiern auf dem Marktplatz in Erkelenz am 23. April 1815 und 1. Februar 1926. Bei jener nur die auf sich selbst gestellten, in eine ungewisse Zukunft schauenden Erkelenzer Bürger, bei dieser ganz Deutschland als geistiger Zuschauer und die Erinnerung an eine große Vergangenheit als flammendes Symbol einer neuen Zukunft. Was im Jahre 1815 sich nur schüchtern und leise als Wunsch hervortragte, im Jahre 1926 war es gegliht und gehämmert in dem stolzen Schwur: **D e u t s c h w o l l e n w i r s e i n, d e u t s c h w o l l e n w i r b l e i b e n!**

Das neue Erkelenz

(1814—1926).

Von Bürgermeister a. D. Bernh. Hahn, Erkelenz.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestand die Stadtgemeinde Erkelenz aus den nachgenannten Ortschaften: Die eigentliche Stadt Erkelenz — früher befestigt —, dann den Landortschaften: Bellinghoven, Buscherhof, Etgenbusch, Genehen mit Commerden und Eselsweg, Mennekrath, Oerath mit Oerather Mühle, Oestrich, Tenholt, Terheeg mit Neuhaus und Wockerath. Sie bildete mit der Landgemeinde Rückhoven, eine Samtgemeinde.

Durch Erlaß des Generalgouverneurs des Großherzogtums Berg, Alexander Prinz zu Solms, vom 16. Februar 1814 ernannten die verbündeten Mächte den Geheimen Staatsrat Sack zum Generalgouverneur des Niederrheins. Diesem unterstand das Bezirksgouvernement Crefeld, dem der Kanton Erkelenz anfänglich zugeteilt war. Als Kanton-Kommissar verblieb der schon zur Zeit der Franzosenherrschaft angestellte Commissaire Gormanns bis zur Anstellung eines Landrates unter preußischer Herrschaft im Amte. Unter dieser wurde der Kanton Erkelenz, dem Generalgouvernement Aachen — Koerdepartement — zugeteilt. Gleichzeitig wurden als amtliche Bezeichnungen festgesetzt: Regierungsbezirk Aachen, Kreis Erkelenz.

Am 23. April 1815 fand in Erkelenz eine größere Feier statt aus Anlaß der Beendigung der jahrzehntelangen kriegerischen Franzosenherrschaft und des Übertritts unter die friedenerbeißende preußische Herrschaft. Die Huldigung für den neuen Landesfürsten fand in Aachen am 15. Mai 1815 statt, zu welcher außer dem Kanton-Kommissar die sämtlichen Bürgermeister des Kreises als Deputierte ihrer Gemeinden erschienen waren.

Nach Entlassung des Kantons-Kommissars Gormanns ernannte die Regierung im Jahre 1816 zum Verwalter des Kreises Erkelenz den Landrat von Dewall. Diesem folgten: von 1826 bis 1850 Landrat Beermann,

„	1850	„	1876	„	Claeßen,
„	1876	„	1877	„	Strom,
„	1877	„	1885	„	Dombois,
„	1885	„	1895	„	Dr. Gehle,
„	seit 1895	„		„	Dr. von Keumont, Geh. Regierungsrat.

Die Stadtgemeinde Erkelenz und die Landgemeinde Rückhoven bildeten seit Jahrhunderten einen gemeinsamen Verwaltungsbezirk. Zur Franzosenzeit wurden sie als Samtgemeinde von dem Maire, nacher von dem Bürgermeister der Stadt

Erkelenz verwaltet. Für die Samtgemeinde bestand ein Kommunalrat — Bürgermeisterei — aus 9 Mitgliedern des Munizipalrates — Stadtrat — aus Erkelenz und 3 Mitglieder des Gemeinderates aus Rückhoven. Dem Stadtrate in Erkelenz gehörten 18 Mitglieder, dem Gemeinderate in Rückhoven 12 Mitglieder an. Diese Mitglieder wurden unter der preußischen Herrschaft auf Vorschlag des Bürgermeisters von der Regierung in Aachen bestätigt und mußten den Treueid auf Verfassung und Herrscher leisten, welche Bestimmungen bis zur Einführung der Gemeinde- bzw. Städte-Ordnung galten. Die Bürgermeister, welche bis zur Auflösung der Samtgemeinde ehrenamtlich tätig waren, wurden zuerst von dem Generalgouverneur, nach dessen Verschwinden von der Regierung in Aachen ernannt.

Nach der Entlassung des während der Franzosenherrschaft amtierenden Maire Gormanns am 2. Januar 1814 durch den Generalgouvernements-Kommissar in Crefeld übernahm der beigeordnete Bürgermeister Heinrich Terstappen die einstweilige Verwaltung der Stadt und Samtgemeinde. Ihm folgten:

vom	4. 5. 1815	bis	5. 2. 1822	Bürgermeister	N. Erdmann,
„	5. 2. 1822	„	30. 10. 1827	„	Notar Jansenius,
„	30. 10. 1827	„	18. 1. 1851	„	Carl Hoffstadt.

Nach der Auflösung der Samtgemeinde infolge der erlassenen Gemeinde-Ordnungen und der Selbstständigkeitsbestrebungen der Landgemeinde Rückhoven verblieb letztere noch in Personal-Union unter der Verwaltung des jeweiligen, von nun an besoldeten und pensionsberechtigten Bürgermeisters der Stadtgemeinde Erkelenz. Als solche waren tätig:

vom	18. 1. 1851	bis	1. 10. 1860	Bürgermeister	Theodor Büschgens,
„	1. 10. 1860	„	24. 1. 1861	Beigeordneter Bürgermeister	H. Spieß,
„	24. 1. 1861	„	1. 2. 1900	Bürgermeister	Franz Reinkens,
„	1. 2. 1900	„	1. 6. 1916	„	Bernhard Hahn,
„	seit 1. 6. 1916	„		„	Johannes Spitzlei.

Durch besondere Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung sind zu Ehrenbürgern der Stadt Erkelenz ernannt worden:

1. Bürgermeister Reinkens am 18. September 1899 für seine langjährige verdienstvolle Tätigkeit; gestorben in Aachen 1905 im Alter von 78 Jahren;
2. Bürgermeister Bernhard Hahn am 1. Juni 1916 bei seinem Ausscheiden — veranlaßt durch eine als Hauptmann im Kriege erlittene schwere Armschußverletzung — als Anerkennung seiner Verdienste um die Entwicklung der Stadt;
3. Dr. Anton Raky am 12. Juli 1920 für seine Schenkungen an die Stadt, sowie für seine Verdienste um die Entwicklung derselben; lebt zur Zeit in Salzgitter am Harz als Leiter seiner dortigen Bohrgeräte-Fabrik.

Um das Jahr 1815 unterstand das in Erkelenz bestehende Kreisgericht dem Appellationsgericht in Crefeld und dem Oberappellationsgericht in Düsseldorf. Bei der Zuteilung des Kreises Erkelenz zum Regierungsbezirk Aachen wurde auch das Kreisgericht Erkelenz dem Aachener Appellationsgericht unterstellt. Am

1. September 1821 erhielt es die Bezeichnung: „Friedensgericht verbunden mit Polizeigericht Erkelenz.“ Es wurde damals in dem Privathause von Franz Serkrath in der Brückstraße untergebracht, wo diese Gerichtsstelle rund 80 Jahre verblieb. An ihm waren tätig:

von 1813 bis 1822	Friedensrichter	Inderfurth,
„ 1822 „ 1841	„	Schwab,
„ 1841 „ 1879	„	Pelzer, Justizrat.

Als Ergänzungsrichter wurden genannt: 1871 Hermann Spieß und 1874 Carl Julius Bohl. Diese Laienrichter fielen bei Umwandlung der bisherigen Gerichte in Amtsgerichte im Jahre 1879 aus. An letzterem Gerichte waren tätig :

vom 1. 10. 1879 bis 1. 10. 1894	Amtsrichter	Ludwig Schmitz,
„ 1. 10. 1894 „ 1. 4. 1901	„	Josef Stand,
„ 1. 4. 1901 ab	„	Hans Wiesner, Amtsgerichtsrat.

Im Jahre 1902 erhielt das Amtsgericht die durch Verlegung des Bezirkskommandos frei gewordenen Gebäulichkeiten desselben am früheren Maartor vom Justizfiskus zur Unterkunft überwiesen.

Durch die Einrichtung des Grundbuches im Jahre 1890 und die sonstigen zunehmenden Arbeiten war es nötig geworden, Hilfsrichter einzustellen. An deren Stelle trat vom 1. April 1907 ein etatsmäßiger zweiter Richter.

Das Amtsgericht Erkelenz ist seit 1906 dem Landgericht M=gladbach, Oberlandesgericht Düsseldorf, unterstellt.

Dem Gerichtsbezirke der Stadt Erkelenz sind z w e i N o t a r i a t e zugewiesen. Deren Inhaber waren:

A. von 1809 bis 1853	Notar	August Claeßen,
„ 1854 „ 1870	„	Wilhelm August Remy,
„ 1870 „ 1876	„	Franz Friedrich Wilhelm Goecke,
„ 1876 „ 1898	„	Carl Theodor Hubert Claeßen,
seit 1898	„	Wilhelm Meyer.
B. von 1797 bis 1819	Notar	Adam Gormanns,
„ 1819 „ 1827	„	Anton Jansenius, zugleich Bürgermeister,
„ 1825 „ 1863	„	Hermann Josef Gormanns, Stifter des Hermann=Josef=Stifts,
„ 1863 „ 1903	„	Leonhard Jungbluth,
„ 1903 „ 1904	„	Mengelkoch,
„ 1904 „ 1913	„	Peter Paul Faber,
„ 1913 „ 1915	„	Hoffacker,
„ 1919 „ 1925	„	Dr. Theodor Herfs,
seit 1925	„	Dr. Krüll.

Bis zum Jahre 1840 hatten die Notare im französischen Gebiete auch eine Prüfung in der französischen Sprache zu bestehen.

Als S t a a t s t e u e r b e h ö r d e n kam unter der preußischen Verwaltung das Landratsamt in Erkelenz in Betracht; mit dem Jahre 1920 ging die Verwaltung

der Staatssteuern an das Reich über. Die Verwaltungsstelle ist nunmehr das Finanzamt in Erkelenz.

Zu Steuerzwecken wurde unter der Napoleonischen Herrschaft auch im hiesigen Bezirke ein S r u n d s t e u e r - K a t a s t e r eingeführt, so wie es in Frankreich schon länger bestanden hatte. Die französischen Aufnahmen und Karten sind noch heute daran erkenntlich, daß die Flurbezeichnung nach Buchstaben: A, B usw. erfolgt, während das Preußische Kataster die Flurnamen I, II usw. einführt. Als Verwaltungsstelle gilt für den hiesigen Kreis das Preußische Katasteramt in Erkelenz. Im Jahre 1861 trat für dasselbe eine Neuregelung der Grundsteuer=gesetzgebung ein, und im Jahre 1923 wurden seiner Verwaltung alle preußischen Steuerarten betr. Grund= und Hausbesitz unterstellt.

Im Jahre 1853 wurde in Erkelenz ein Postamt errichtet, die lange Jahre in Privathäusern eingemietet war. Seit 1876 ist mit dem Postbetrieb eine Telegraphenbetriebsstelle und nacher einen Fernsprechvermittlungsstelle mit öffentlicher Fernsprechstelle verbunden. Die vielen Anlagen, die durch die Betriebsstellen bedingt waren, zwangen die Reichspostverwaltung, sich ein dauerndes Heim zu verschaffen. Zu dem Zwecke erbaute im Jahre 1904 die Stadtgemeinde auf Antrag der Postverwaltung am früheren Bellinghovener Tor ein entsprechend eingerichtetes Mietpostgebäude, welches im Jahre 1920 in den Besitz des Reiches übergang.

Ferner befindet sich in der Stadt Erkelenz eine Kreisarzt= und eine Kreis=tierarztstelle sowie ein Zollamt.

Der nach Eintritt der Preußischen Herrschaft in Erkelenz errichtete L a n d = w e h r s t a m m, der im Jahre 1830 nach Jülich verlegt wurde, zog die dem Landwehr=Bataillon Erkelenz angehörigen Mannschaften zu Landwehriübungen periodisch ein. Für diese Zwecke hatte die Stadt an der Westpromenade einen Exerzierplatz stellen müssen. Bei größeren Manöverübungen war sie weiterhin gehalten, 15 Pferde zu liefern, für die eine staatliche Vergütung von 40 bis 43 Reichstaler für die Übungszeit gewährt wurde. Nach den vorhandenen Aufzeichnungen kostete um 1830 ein Pferd 15—20 Reichstaler. Das Stammquartier für den Stamm des 1. Bataillons, V. Rheinische Landwehr=Regiment Nr. 65, in Stärke von 2 Offizieren und 12 Unteroffizieren nebst Mannschaften, wurde im Oktober 1867 in Erkelenz neu errichtet. Hieraus entstand später das Landwehr=Bezirks=Kommando Erkelenz. Dasselbe wurde im Jahre 1898 nach Aheydt verlegt.



Während der Fremdherrschaft von 1794 bis 1814 hatte die Stadtverwaltung keine Mittel aufbringen können, um die B e f e s t i g u n g s a n l a g e n, besonders das Mauerwerk, in einem geordneten Zustand zu erhalten; auch war der ursprüngliche Zweck der Befestigungen, die Stadt vor feindlichen Einfällen zu schützen, bei der Vervollkommnung der Schußwaffen nicht mehr aufrechtzuerhalten. Deshalb ließ man die Mauern und Tore, soweit dieselben noch vorhanden waren, verfallen. Die dadurch herbeigeführte Einsturz=

gefahr veranlaßte die Regierung Aachen, nach Eintritt der Preußischen Herrschaft, die Stadtvertretung von Erkelenz aufzufordern, entweder das sämtliche Mauerwerk aus historischen Gesichtspunkten wieder instand zu setzen oder abzubauen. Die Stadtverordneten beschloßen daraufhin, die Wälle nebst Stadtmauern und Torresten auf einer ungefähr 20 Morgen großen Fläche in kleinen Parzellen zu veräußern, und zwar gegen Zahlung einer bei öffentlicher Versteigerung erzielten Kaufsumme, einer ewigen Erbpacht von 2 Reichstaler pro Parzelle, welche bei Kapitalisierung mit 35 Reichstaler einzusetzen seien und mit der weiteren Auflage, daß die Käufer nach Abtragung und Einebnung dort Gärten einrichten und nach der Stadt zu eine 20 Fuß breite Promenade mit einer Linden- bzw. Kastanienallee nach Anweisung der Stadtverwaltung anlegen und unterstützen müßten. Die Parzellen neben den Toren sowie seitwärts des Burgturmes verblieben der Stadt als Bleichen bzw. Brandweihen. Die Versteigerung der Wallparzellen fand in den Jahren 1816—1818 statt und ergab eine Kaufsumme von 1269 Reichstalern; außerdem hatten die Ansteigerer die Kosten der in den Jahren 1825—1828 angelegten Baumanlage in Höhe von 264 Reichstalern 11 Sgr. 3 Pfg. und den jährlichen Erbpacht zu zahlen.

Von der ehemaligen Stadtbefestigung ist heute nur noch der unbedeckte Burgturm als Ruine mit angrenzendem Mauerwerk in der Länge der jetzigen Nordpromenade vorhanden.

Der bei der Burg vorhandene sog. „schwarze Keller“ ist im Jahre 1863 abgebrochen und eingeebnet worden. Der Schutt diente zur Auffüllung der Maar, gelegen auf dem früheren Marktplatz, jetzigen Franziskanermarkt.

Nach Besitzergreifung der Rheinprovinz durch Preußen berührten die Vertreter des Herrschers auf ihren Reisen und Besuchen in der Rheinprovinz auch mehrere Male die Stadt Erkelenz. So kam der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen am 14. August 1817 von Aachen aus durch Erkelenz, woselbst bei einem kurzen Aufenthalte Pferdewechsel mit den von der Stadt zu stellenden Pferden stattfand. Am 8. Juli 1821 hatte bei der Durchreise des Königs Friedrich Wilhelm III. der Kreis 31 Pferde zu stellen, davon 8 aus der Stadtgemeinde Erkelenz. Am 4. Oktober 1836 und am 13. Juli 1839 berührte der Kronprinz von Preußen die Stadt, die jedesmal 6 Pferde zum Wechseln der Gespanne zu stellen hatte.

Bei Gelegenheit des Manövers im September 1863 nahm König Wilhelm I. von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm der Große, für mehrere Tage Quartier in Erkelenz, und zwar im Hause des damaligen Landrats Claßen, der jetzigen Bürgermeister-Wohnung am Johannismarkt.

Auf höhere Anordnungen hin fanden die jedesmaligen Begrüßungen in einfachster Form durch die Kreis- und Ortsbehörden statt.

Seit der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Krieges 1914 wurden die Geburtstage der regierenden Herrscher alljährlich durch ein größeres Kreisfest mit Festessen, sowie durch Umzüge der Vereine mit Feiern in den Vereinsloklen innerhalb der Stadt Erkelenz gefeiert.

Die politischen Strömungen des Jahres 1848 gingen an der Bevölkerung von Erkelenz, die seit der Fremdherrschaft unter der preußischen Herrschaft wieder deutsch gefühlt hatte, ohne erhebliche Aufregung vorüber, nur mußten seine Bürger sich auch an der Wahl zur „Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt“ beteiligen. Damals hatte nach den angestrebten demokratischen Grundsätzen jeder großjährige männliche Einwohner Stimmrecht. Die Kreise Erkelenz, Heinsberg und der nördliche Teil des Kreises Jülich hatten einen Abgeordneten zu wählen. Wahlkommissar für diesen Bezirk war der Notar Gormanns in Erkelenz. Das Wahllokal war in Pinnich.

Durch die Preußische Städteordnung vom 15. Mai 1856, welche für Erkelenz durch besondere Kabinetts-Order vom 26. April 1858 in Kraft trat, wurde der Stadtverwaltung eine größere Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit gewährt, als sie die früheren gesetzlichen Bestimmungen zuließen. Diese wirkten sich jedoch erst recht nach 1900 aus, nachdem die finanzielle Leistungsfähigkeit der Stadtgemeinde sich entsprechend gehoben hatte und der bis dahin vorherrschende alte konservative Geist gebrochen war.

Das westlich der katholischen Pfarrkirche gelegene Gebäude — die sogenannte Lateinische Schule — wurde im Jahre 1867 von der Stadtgemeinde der Kirchenverwaltung auf deren Antrag als zukünftige Rüstwohnung geschenkt.

Die seit Jahrhunderten mit der Stadtgemeinde Erkelenz in einem Verbände stehende Landgemeinde Rückhoven nahm die Wirren und unsicheren Verhältnisse während der Franzosenzeit von 1794 bis 1814 zum Anlaß, um als Gemeinde eine größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Erkelenz zu erlangen. Langjähriger Verhandlungen und Auseinandersetzungen bedurfte es, um die Trennung zu Wege zu bringen.

Zunächst mußte, und zwar bei Gelegenheit der Grundsteuerfestsetzungen durch die Preußische Regierung im Jahre 1819, eine Abgrenzung der Samtgemeinde gegenüber den umliegenden Gemeinden durch Absteinerung der Landwehr, welche aus einem mehrere Ruten breiten aufgeworfenen Erdwall entlang der Gemeinde- bzw. Bürgermeister-Grenze von Reysberg, Holzweiler und Voevenich bestand — diese Landwehr wurde 1836 bis auf Wegbreite an die Anlieger mit der Bedingung verkauft, den vorhandenen Wall abzutragen und das Gelände einzuebnen —, dann des Eselsweges zwischen Granterath und Kleinglabach, sowie zwischen den anderen angrenzenden Gemeinden vorgenommen werden.

Diesem folgte nach längeren Auseinandersetzungen die Abgrenzung der Pfarre Rückhoven. Anlaß zur Durchführung gab der Antrag der Gemeinde Rückhoven — bis dahin war die Erhebung der Kirchenumlagen Sache der Samtgemeinde gewesen —, eine Umlage zur Vornahme größerer Instandsetzungsarbeiten an der Kirche von den Besitzern der im Pfarrbezirk Rückhoven gelegenen Grundstücke zu erheben.

Umfangreicher Grundstücks- und Besitzzusammenstellungen und mancher Beschlüsse der Gemeindeglieder von Rückhoven bedurfte es, um endlich im Jahre

1831 unter Genehmigung der Aufsichtsbehörde eine Einigung mit der Stadtvertretung von Erkelenz in Sachen „Aussteinerung einer Pfarr-Steuergrenze zu Stande“ zu bringen.

Dem Auscheiden auch der bürgerlichen Gemeinde Rückhoven aus dem Verbände der Samtgemeinde war damit Weg gewiesen. Jedoch erst nach Einführung der Landgemeinde-Ordnungen vom Jahre 1845 bzw. 1850 kam es nach vielen Verhandlungen zwischen den Vertretern der beiden Gemeinwesen zu einer von der Aufsichtsbehörde genehmigten Einigung. Die Verzögerung entstand zur Hauptsache wegen der Anerkennung und Verteilung der Schulden. Diese beliefen sich im Jahre 1849 für die Samtgemeinde auf 33293 Reichstaler. Sie stammten zum größten Teile noch aus den vielen Requisitionen der kriegerischen Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts und aus der Franzosenzeit bis 1814. Die Gemeinde Rückhoven übernahm im Jahre 1857 16 % dieser Schulden, die als sogenannte „Unkündbare Rentschulden“ galten und damals insgesamt 24 688 Reichstaler 17 Sgr. 4 Pfg. betragen. Dieselben waren auf Anordnung der Regierung allmählich zu tilgen. Gläubiger sind zur Hauptsache die zur Zeit der Aufnahme in Erkelenz oder Umgebung wohnhaft gewesenen wohlhabenden Bürger und Adligen bzw. deren Erben. In einem am 10. Dezember 1851 abgeschlossenen Vertrage wurden die Gemeindegrenzen zwischen Rückhoven und Erkelenz endgültig festgelegt. Hierbei erhielt Rückhoven zu den früher abgegrenzten Pfarrbezirk noch eine Reihe von Grundstücken in der Nähe von Wockerath, so daß die Gemeinde Rückhoven 718 Hektar 73 Ar umfaßt. Diese neue Grenze galt für die Zukunft auch als Pfarrgrenze.

Nach den stattgehabten **V o l k s z ä h l u n g e n** waren in Erkelenz vorhanden:
E i n w o h n e r

	Ratholiken	Evangelische	Juden	Dissidenten
1812:	3370	—	—	—
1855:	4116	40	6	—
1905:	5003	320	83	1
1925:	6120	422	57	6

Im Jahre 1847 erließ der preußische Staat das Freizügigkeitsgesetz für die Juden.

Bei der Zählung im Jahre 1852 werden in der Stadtgemeinde Erkelenz die ersten Juden aufgeführt.

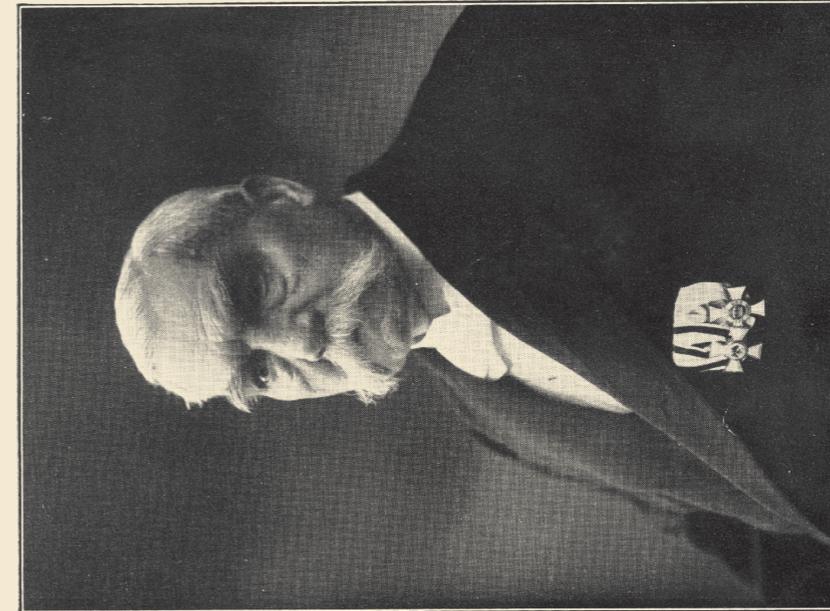
Im Jahre 1812 wurden in der Samtgemeinde Erkelenz=Rückhoven 753 **W o h n h ä u s e r** mit 806 Feuerstellen gezählt. Nach Auflösung der Samtgemeinde ergab die Zählung in der Stadtgemeinde allein in Jahre

1861: 685 Wohnhäuser und 32 öffentliche Gebäude,

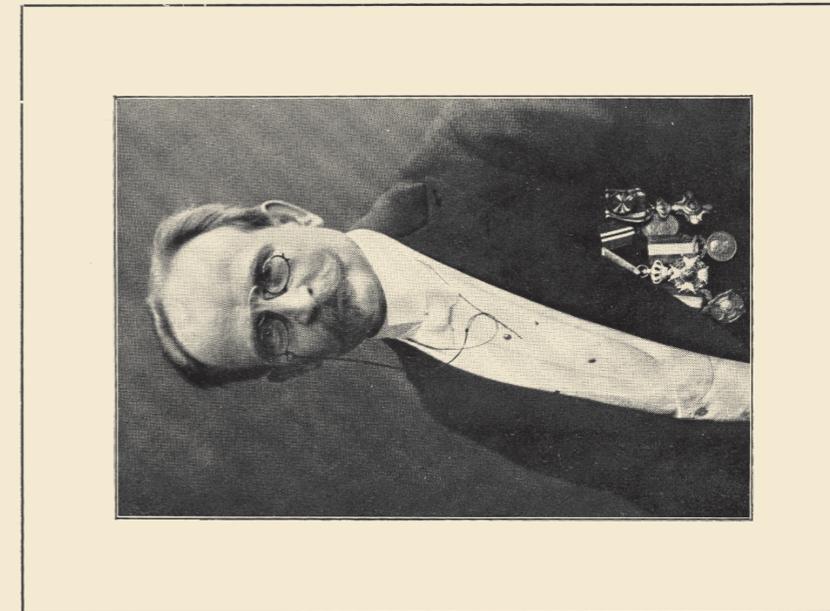
1905: 884 „ darunter 12 unbewohnt,

1925: 1022 „ darunter 20 Besatzungshäuser; außerdem

war eine Reihe von Mannschafts- und Pferde-Baracken der Besatzung vorhanden.



Franz Reinkens
Bürgermeister (1861—1900) und Ehrenbürger der Stadt Erkelenz



Dr. h. c. H. Macky
Ehrenbürger der Stadt Erkelenz



Bernhard Sobin
Züngermeister (1900—1916) und Schrenkbürger der Stadt Erkelenz



Johannes Spihler
Seit 1916 Züngermeister der Stadt Erkelenz

Mit der Entwicklung der Industrie setzte auch bald Wohnungsmangel ein. Aus diesem Anlaß gründeten auf Anregung der Stadtverwaltung und der hiesigen Industriellen 19 sozial denkende Männer im Jahre 1903 einen „S e m e i n n ü t z i g e n B a u v e r e i n“ als eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung.

In den Jahren 1903—1906 baute dieser unter Zuhilfenahme städtischen Kredits in der Vereins-, Rosen-, Glückauf- und Gartenstraße 52 Wohnhäuser mit 60 Einfamilien-Wohnungen, die zum größten Teile durch besonderen Vertrag mit der Internationalen Bohrgesellschaft an deren Arbeiter und Angestellte vermietet wurden. Damit war der ärgste Wohnungsmangel vorläufig behoben.

Dadurch, daß nun während des Krieges von 1914 bis 1918 jede Privatbau-tätigkeit eingestellt war, ergab sich in den nachfolgenden Jahren wieder großer Wohnungsmangel. Da der Kredit des Bauvereins erschöpft war, suchte er einen Teil seiner Häuser an die Berechtigten abzustoßen. Die Nachfolgerin der Internationalen Bohrgesellschaft, die Firma Wirth & Cie., übernahm die für ihre Arbeiter und Angestellten vertraglich zugesicherten 40 Wohnhäuser nebst 19 Gartengrundstücken; 8 weitere Wohnhäuser wurden von sonstigen Versicherungspflichtigen käuflich erworben. 4 Wohnhäuser mit 6 Wohnungen verblieben noch im Besitze des Bauvereins.

Die ausgezahlten Kaufpreise gestatteten nunmehr in Verbindung mit der Bürgschaft der Stadt für die noch benötigten Baudarlehen der Provinz und des Reiches, bis zum Schlusse des Jahres 1925 noch 24 Häuser mit 47 Wohnungen zu errichten, so daß dem Bauverein jetzt als Eigentum zugehören 28 Häuser mit 53 Einfamilien-Wohnungen. Diese liegen in der Vereins-, Glückauf-, Aachener, und Gartenstraße und am Wege nach Tenholt neben dem belgischen Besatzungslager. Außerdem besitzt der Bauverein noch 45 Ar Baugebände in der Gartenstraße.

Im Ganzen hatte der Gemeinnützige Bauverein, der mittlerweile auf 48 Mitglieder angewachsen ist, in den Jahren von 1903 bis 1925 76 Häuser mit 107 Einfamilien-Wohnungen erbaut und außerdem durch Abtreten von Baugebände in der Gartenstraße dem Bauverein „Eigenheim“ die Möglichkeit verschafft, im Jahre 1922 6 Einfamilien-Wohnhäuser für seine Mitglieder zu errichten.

Die Gesamtfläche der Stadtgemeinde in Größe von rund 2518 Hektar besteht außer den mit ertragreichen Gärten und Obstwiesen umgebenen Ortschaften und einem rund 20 Hektar großen Privatwaldbestand —Wahnenbusch bei Tenholt—nur aus gutem, ertragreichem Ackerboden. Die großen ebenen Flächen lassen dem Wanderer die Gegend als eintönig erscheinen, doch der aufmerksam betrachtende Naturfreund findet auch hier eine reiche abwechslungsreiche Flora. Daneben sieht der sorgende und schaffende Landmann, wie die Ähren des wogenden Kornfeldes ihr schweres Haupt neigen, und rechnet aus, welchen Ertrag seine mühevollen Arbeiten ihm und seinem Hause einbringen. Der hier im sogenannten Flachlande vorherrschende landwirtschaftliche Klein- und

Mittelbetrieb bildet für die Bewohner der Landortschaften die Hauptnahrungsquelle, während in der eigentlichen Stadt heute zur Hauptsache Handel und Gewerbe betrieben wird.

Während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch umfangreiche Brachwirtschaft für das Richtige gehalten wurde, teils aus Mangel an Dünger, teils, weil es so von den Vorfahren überliefert war, änderte sich dies Ende der fünfziger Jahre durch die Einführung des Kunstdüngers — anfangs nur Guano —. Die hierdurch erzielten Mehrerträge spornten schließlich auch den vorsichtigsten und konservativsten Landwirt zu immer weiterer Verwendung der im Laufe der Jahre in den Handel gelangenden verschiedenen Kunstdüngemittel. Dasselbe wiederholte sich bei der Verwendung von Kraftfuttermitteln. Schon in den achtziger Jahren hatte der Landwirtschaftliche Verein für Rheinpreußen, der in jedem Kreise eine sogenannte landwirtschaftliche Lokalabteilung besitzt, in einzelnen Bezirken landwirtschaftliche Winterschulen errichtet, um junge angehende Landwirte mit den wissenschaftlichen und praktischen Errungenschaften auf dem Gebiete der Landwirtschaft, und zwar in der Dünger-, Saatgut-, Fütterungslehre, der landwirtschaftlichen Maschinenkunde, der landwirtschaftlichen Buchführung usw., bekannt zu machen. Dadurch, daß die Schulen nur im Winter tagten, war es möglich, der Landwirtschaft während des Sommers, die Arbeitskräfte zu belassen. Späterhin hat die Provinzialverwaltung die vorhandenen Schulen übernommen und weitere neu eingerichtet. Die Erkelenzer Winterschule wurde auf Beschluß des Kreistages im Jahre 1909 eröffnet. Dieselbe hat mit 40 Schüler angefangen, während heute 50 Schüler vorhanden sind, so daß seit mehreren Jahren schon eine zweite Klasse eingerichtet werden mußte. In dem regen Besuche der Schule liegt die Anerkennung der Landwirte, daß die bessere Sachausbildung ihnen und ihrem Nachwuchs großen Nutzen einbringt.

Nicht unwesentlich trug auch zur Hebung der landwirtschaftlichen Erträge die im Jahre 1896 in Erkelenz errichtete Genossenschaftsmolkerei bei, welche neben dem eigentlichen Molkereibetriebe zunächst noch elektrisches Licht und Kraft innerhalb der Stadt Erkelenz lieferte. Nach Einstellung des letzteren Betriebes nahm sie den genossenschaftlichen Bezug und Absatz der Landprodukte unter ihren 400—500 Mitgliedern auf.

Die schon seit 1900 von der Stadtverwaltung unter sehr vielem Widerspruch der kleineren Landwirte angeregte Zusammenlegung der landwirtschaftlich genutzten Grundstücke innerhalb der Stadtgemeinde kam im Jahre 1906 endlich dadurch zustande, daß die Internationale Bohrgesellschaft durch ihren Generaldirektor Dr. Raky, nachdem sie durch Ankauf von Grundstücken Großgrundbesitzer geworden war, einen Teil der Kosten vorweg übernahm. Auch die kräftige Fürsprache einzelner einsichtiger Landwirte, die sich durch eingehende Erkundigungen in solchen Bezirken, in denen die Zusammenlegung schon früher durchgeführt worden war, von deren wirtschaftlichen Nutzen überzeugt hatten, trug wesentlich zu dem Zustandekommen bei. Während die Grundbesitzer allesamt entsprechende Vorteile zu verzeichnen hatten, kam die Allgemeinheit als Gemeinwesen auch nicht zu kurz. Neben günstig gelegenen Wegen erhielt die Stadtgemeinde geeignete Flächen angewiesen für einen neuen

Kirchhof, für Rieselfelder und Sportplatz. Um der Zusammenlegungsbehörde die entsprechenden Flächen zur Verfügung stellen zu können, hatte die Stadtverwaltung aus angesammelten Steuerüberschüssen nach und nach ungefähr 200 Morgen Ackerland angekauft.

Die Stadt Erkelenz ist durch ihre Höhenlage mehr wie die umliegenden Niederungsbezirke den rauhen West- und Nordweststürmen ausgesetzt, was zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß sie von keiner Seite von schützenden Waldbeständen, sondern von fast nur flachem Ackerland umgeben ist. Es ist ein gesundes Klima vorhanden, gefährliche Krankheitsepidemien kamen nicht vor. Im Jahre 1830 wurden von der Stadtvertretung 200 Reichstaler bewilligt zur Bekämpfung der drohenden Cholera. Die Krankheit erreichte jedoch das Stadtgebiet nicht. Während in früheren Zeiten infolge ungünstiger Wasserhältnisse periodisch einzelne typhöse Erkrankungen auftraten, sind diese nach Einrichtung einer zentralen Wasserleitung verbunden mit Kanalisierung des Stadtgebietes vollständig verschwunden.

Bei einer polnischen landwirtschaftlichen Saisonarbeiterin, die im Jahre 1912 ärztlicherseits als fieberkrank dem Hermann-Josef-Stift zugeführt worden war, brachen die schwarzen Pocken aus. Trotz umgehender Überführung in eine außerhalb der Stadt aufgestellten Rote-Kreuz-Baracke, deren Leitung die Ordensschwestern des Hermann-Josef-Stiftes bereitwilligst übernahmen, waren doch schon 4 Personen aus dem Stift und 2 Personen aus der Stadt von der Krankheit angesteckt worden; davon starben zwei ältere kränkliche Personen des Stiftes. In der Stadt und Kreis herrschte damals große Aufregung wegen der Ansteckungsgefahr. Aus Furcht ließen sich über 3000 Personen aus Erkelenz impfen. Erheblichen Schaden hatten die Gewerbetreibenden dadurch, daß die Stadt wochenlang von auswärtigen Käufern gemieden wurde.

Während des Krieges 1914—1918 und in der Nachkriegszeit fehlte es für Mensch und Tier an den notwendigen Lebensmitteln, was zu einer unzureichenden Ernährung führte. In verschiedenen Jahren traten Grippe-Epidemien auf, die fast niemanden verschonten. Die Krankheit dauerte für den einzelnen in der Regel nur einige Tage, auch kamen kaum Todesfälle vor.

Besonders war der Mangel an Milch und Fett groß, was bei Kindern und Jugendlichen vielfach zu Skrophulose und Tuberkulose führte. Aus diesem Anlaß wurden besonders Schulkinder für längere Zeit in Erholungsheimen untergebracht. Auch erhielten mehrere Jahre hindurch eine größere Anzahl Schulkinder für Zeitperioden von 4 bis 8 Wochen Zuwendungen gesunder und kräftiger Nahrungsmittel aus den Lebensmittelfundungen, welche die Quäker in Nordamerika besonders bei den Deutschamerikanern gesammelt hatten.

In der Gasthausstraße befindet sich die ehemalige Gasthauskirche, hinter der die Gasthäuser — genannt Saastes — liegen, die bis an die Westpromenade angrenzten. Die Kirche wurde zur Franzosenzeit unter Napoleon I. aufgehoben und der bürgerlichen Gemeinde zu Schulzwecken überwiesen. Sie wurde zu einer Knabenschule umgebaut und heißt heute Gasthauschule. Das sogenannte Saastes war von Mauern eingeschlossen und hatte seinen Ausgang nach der Gasthausstraße an der Gasthauschule vorbei. Es enthielt 13 in einer Front liegende kleine Häuschen, von denen die drei nach der Gasthausstraße zu gelegenen etwas höher gebaut waren, was auch in der Rentenspende zum Ausdruck kam. Die sämtlichen Häuschen hatten je 2 bis 3 halbwegs bewohnbare Räume, deren Hausflur zum Teil noch aus ungedieltem Leimboden bestand. Sie mußten 1904 wegen Baufälligkeit abgebrochen werden, wobei der auf dem Gasthaushofe befindliche 20 Meter tiefe Brunnen mit Schutt angefüllt wurde (vergl. S. 37).

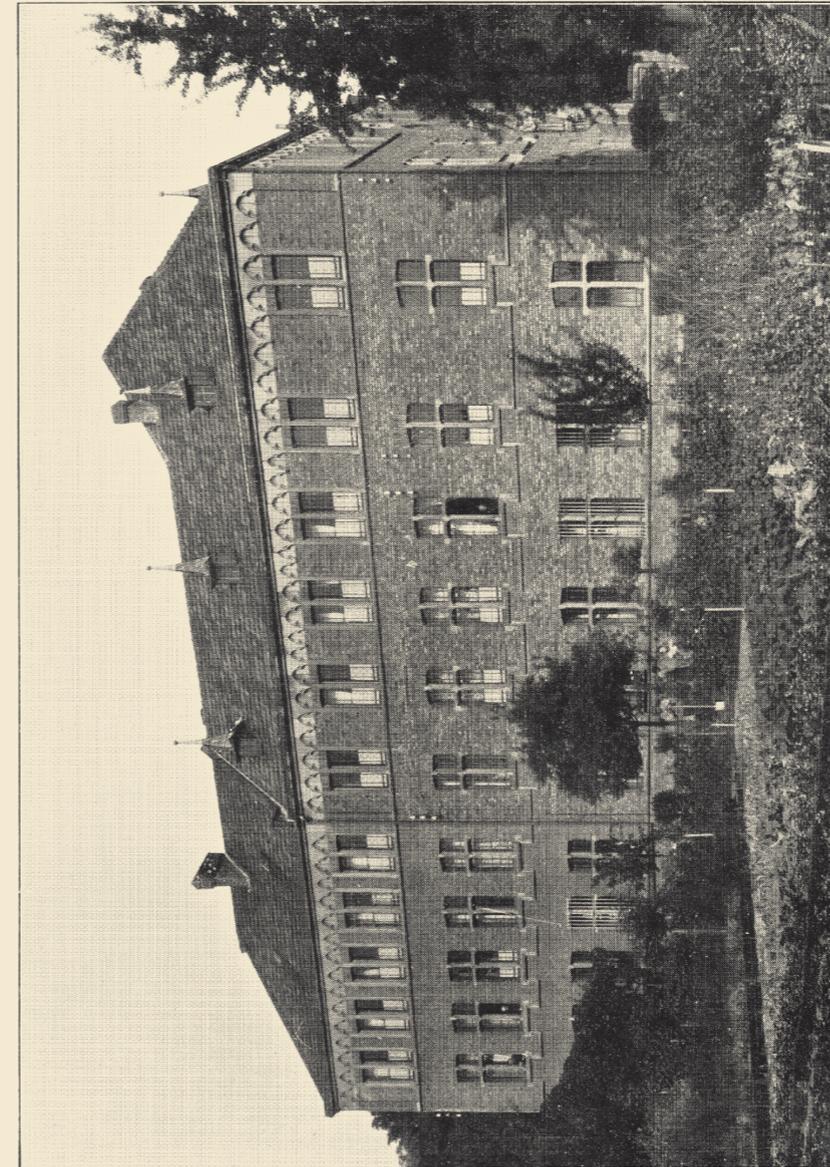
Gemäß den Stiftungen aus früheren Jahrhunderten diente jedes Häuschen dazu, je einer unbemittelten, meist älteren weiblichen Person unbescholtenen Lebenswandels bis zu ihrem Lebensende freie Wohnung zu bieten; außerdem erhielten die Personen von 10 Wohnhäusern wöchentlich 75 Pfg., diejenigen der 3 höheren Wohnhäuser wöchentlich je 1 Mark 50 Pfg. Rentenunterstützungen aus alten Stiftungen. Bei diesen geringen Barunterstützungen waren die Bewohnerinnen des Saastes gezwungen, sich noch etwas durch Arbeit zu verdienen oder bei der Bürgererschaft weitere Unterstützungen zu erbitten.

Die Einrichtung, welche in alten Zeiten sehr wohlthätig gewirkt hatte, konnte nach Abbruch der Häuschen in der bisherigen Gestalt nicht mehr aufrecht erhalten werden. Nach den gesetzlichen Bestimmungen mußte die Armenverwaltung für solche Unterstützungsfälle eintreten. Die letzten Gasthausbewohner wurden dem Hermann-Josef-Stift überwiesen, woselbst sie sich schließlich auch viel wohler fühlten. Die Stiftungen erhielt fürderhin das Hermann-Josef-Stift.

Der langjährige beigeordnete Bürgermeister der Stadt, Notar Justizrat Hermann Josef Gormanns, schenkte der „Genossenschaft der armen Dienstmägde Christi“ — Mutterhaus Dernbach — ein Wohnhaus mit Garten in der Brückstraße sowie die nötigen Barmittel zur „Gründung einer Filiale zwecks unentgeltlicher Verpflegung der Kranken in deren Häusern“. Die Gründung selbst erfolgte am 1. Dezember 1864 durch Eintritt dreier Schwestern der Genossenschaft.

Durch Testament erweiterte der am 15. April 1867 verstorbene Justizrat Gormanns seine wohlthätige Stiftung für Kranke, und zwar vermachte er zusätzlich zu seiner früheren Schenkung zur Gründung einer Anstalt für die „Katholischen Armen der Pfarrgemeinde Erkelenz“ 60 000 Taler und 7 Gärten am Zehntkamp — Westpromenade —.

Auf letzterer Fläche wurde am 19. Oktober 1869 der Grundstein zu einem Altersheim verbunden mit Krankenhaus gelegt. Am 3. Oktober 1871 wurde die Anstalt unter dem Namen Hermann-Josef-Stift eröffnet. Nach mancherlei Verhandlungen mit der Regierung und den Erben Gormanns=Jungbluth übernahm



Krankenhaus (Stiftung Gormanns).
Phot. Schmitter.



Altes Patrizierhaus am Johannismarkt
(die „Türkei“). Phot. Schmitter.

am 4. April 1873 die Gemeinde=Armen=Deputation der Stadt Erkelenz die Verwaltung des Stifts auf Grund eines Status, welches vom Bürgermeister, dem katholischen Ortspfarrer und einem Erben Gormanns — Notar Jungbluth in Erkelenz — aufgestellt war. Im Laufe der Jahre hatte sich das Stift, besonders nach dem noch in Jahre 1898 zum Teil aus Nachstiftungen verschiedener Einwohner ein größerer Anbau errichtet worden war, neben dem bestehenden Altersheim immer mehr zu einem Krankenhause ausgebildet. Die Zeitverhältnisse zwangen dazu, trotzdem die Grundanlage einem heutigen zeitgemäßen Krankenhause nicht entspricht. Zur Zeit sind 12 Ordensschwestern in der Krankenpflege tätig, auch die ambulante Krankenpflege wird von ihnen innerhalb der Pfarrgemeinde besorgt.

In dem Feldzuge:

- a) gegen Dänemark im Jahre 1864, zu dem aus der Stadtgemeinde nur einzelne Militärpflichtige eingezogen worden waren, ist 1 Einwohner gefallen;
- b) gegen Österreich und die verbündeten deutschen Staaten im Jahre 1866 sind von 144 eingezogenen Erkelenzer Militärpflichtigen 2 gefallen und 1 an der Cholera gestorben;
- c) gegen Frankreich im Jahre 1870/71, zu dem alle Mannschaften des aktiven Heeres, der Reserve und der Landwehr eingezogen wurden, sind aus dem Bezirke der Stadtgemeinde 9 Einwohner gefallen bzw. an Krankheiten gestorben.

Zur Ehrung der in den drei Feldzügen fürs Vaterland gestorbenen Helden wurde kirchlicherseits gleich nach 1871 in der katholischen Pfarrkirche am Seitenschiff am Turmpfeiler eine Gedenktafel mit Namen angebracht und 1920 im östlichen Chorumgange ein Seitenaltar als würdiges Gegenstück zu dem im Westumgange 1919 errichteten Kriegeraltar für die Gefallenen des Weltkrieges. Sodann wurde westlicherseits im Jahre 1897, bei Gelegenheit der Gedenkfeier der Wiederkehr des 100jährigen Geburtstages des im Jahre 1888 verstorbenen Kaisers Wilhelm I., des Großen, auf dem Marktplatze ein Kriegerdenkmal für die gefallenen Krieger des Kreises Erkelenz mit Angabe der Namen der Gefallenen bzw. Verstorbenen eingeweiht. Die in Bronze gegossene Statue Wilhelms I. ist im Weltkriege 1914—18 zum Einschmelzen für Geschützmaterial abgeliefert und wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse noch nicht ersetzt worden. Im Jubiläumsjahr 1926 wird das Denkmal durch einen Steinaufbau mit Adler künstlerisch wieder vervollständigt werden.

Der „Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit“ richtete im Jahre 1836 eine Zweigstelle als „Spar- und Prämienkasse“ in einem von ihm erworbenen Hause in der Westpromenade in Erkelenz ein, deren Hauptaufgabe war, besonders den Sparern aus der arbeitenden Klasse kleine Prämien und erhöhte Zinsen zukommen zu lassen. Da das Grundprinzip des Aachener Vereins auf Förderung der Wohlfahrtspflege gerichtet war, so errichtete er schon 1840 eine *Klein-derbewahrschule* ein, die seit Beginn regen Zuspruch fand. Dieselbe wurde 1908 neben dem Sparkassengebäude in der Westpromenade neu gebaut, weil die bisherigen Räumlichkeiten für die Kinderzahl als zu klein erwiesen hatten. Nachdem der „Aachener Verein“ infolge des für Deutschland ungünstig

verlaufenen Weltkrieg an den in seinem Besitz befindlichen Staats- usw. Papieren so große Verluste erlitten hatte, daß er seine Wohltätigkeitsaufgaben nicht mehr erfüllen konnte, erfolgte im Jahre 1923 die Umwandlung desselben in eine Zweigstelle der Landesbank der Rheinprovinz. Gleichzeitig wurde die Zweigstelle Erkelenz an die Kreisparkasse übergeleitet.

Die Gebäulichkeiten der Zweigstelle nebst Kleinkinderbewahrschule übernahm die Stadtgemeinde Erkelenz gegen eine mäßige Kaufsumme mit der Aufgabe, die bestehenden Kleinkinderbewahrschule aufrechtzuerhalten.

Infolge der Entwicklung von Handel und Verkehr nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 sahen sich die Kaufleute und Gewerbetreibenden veranlaßt, im Jahre 1873 neben der Kasse des Aachener Vereins eine Volksbank, eingetragene Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht, zu gründen, die außer Annahme von Spareinlagen auch Kredite und Darlehen an ihre Mitglieder gewährte. Im Laufe der Zeit erweiterte sich deren Geschäftskreis so, daß er über den Rahmen einer Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht hinausging. Deshalb löste sich die Volksbank im Jahre 1906 auf und übertrug ihre Aktiva und Passiva der „Rheinisch-Westfälischen Diskonto-Gesellschaft in Aachen“. Diese ging im Jahre 1917 in der Dresdner Bank auf, die wiederum bis zum Jahre 1921 eine Zweigstelle in Erkelenz unterhielt. Alsdann schlossen sich unter dem Titel „Vereinigte Volksbanken in Erkelenz“ die obige Zweigstelle mit den Volksbanken in Seilenkirchen und Pinnich zu einer Gesellschaft zusammen. Im Jahre 1923 schied das Erkelenzer Institut aus, und es wurde eine selbständige Aktiengesellschaft unter dem Namen „Niederrheinische Kredit-Bank A.-G. in Erkelenz“ gegründet.

Die Regierung in Aachen veranlaßte im Jahre 1897 die Kreisverwaltungen, bis zum Jahre 1900 Kreisparkassen als mündelsichere Kassen zu gründen, da nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuche von diesem Zeitpunkte ab die Mündelgelder nur in solchen untergebracht werden durften.

Daraufhin wurde im Jahre 1898 eine Kreispar- und Darlehenskasse gegründet, die nach einigen Jahren den Titel „Kreisparkasse des Kreises Erkelenz in Erkelenz“ annahm.

Einem vielseitigen Bedürfnis aus der Bürgerschaft Rechnung tragend, wurde durch Stadtratsbeschluß vom 14. April 1919 einstimmig die Errichtung einer städtischen Sparkasse beschlossen.

Nachdem der Oberpräsident unter dem 24. Mai 1919 die Genehmigung zur Errichtung erteilt hatte, erfolgte am 1. September desselben Jahres unter großer Beteiligung der Vertreter der Behörden, der städtischen Körperschaften, der Industrie, des Handwerks, der Kaufmannschaft, sowie der Beamten und Arbeiter die feierliche Eröffnung.

Der Zuspruch seitens der Bürgerschaft, von Handwerk, Handel und Industrie steigerte sich schnell. Dadurch, daß die Kasse schon sehr bald in der Lage war, über größere Kapitalien zu verfügen, war es ihr möglich, durch Gewährung von Darlehen bzw. Krediten an Handwerker, Gewerbetreibende und nicht zuletzt an die Stadtgemeinde zur Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage erheblich beizutragen.

Durch den besonders in der zweiten Hälfte des Jahres 1923 eingetretenen starken Währungszerfall wurde die seit der Gründung stets aufwärts schreitende Entwicklung sozusagen in ein Nichts zurückversetzt. Verringerte sich doch der bei der Stabilisierung vorhandene Einlagenbestand von 27 Milliarden Papiermark auf 27 000 Goldmark.

Ungeachtet dieser Zurücksetzung wurden mit dem vorhandenen Gelde und den nach und nach wieder reger eingehenden Spargeldern unter den bereits erwähnten Bedingungen bzw. Verpflichtungen die Geschäfte weitergeführt.

Als erfreulichen Beweis für den regen Sparsinn der Bürgerschaft bzw. den Fleiß der Gewerbetreibenden sei hier angeführt, daß Ende des Jahres 1924 der Einlagebestand die ansehnliche Summe von 500 000 Goldmark erreicht hatte. Die vorwärtsschreitende Entwicklung hat auch im Jahre 1925 angehalten, so daß der Einlagebestand am Schlusse desselben Jahres bereits auf 1 030 000 Reichsmark sich belief.



Am 11. November 1852 wurde die von der Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft erbaute Eisenbahnstrecke Rheydt=Herzogenrath der Linie Düsseldorf=Aachen durch den Minister von der Heydt eröffnet. Dadurch kam auch Erkelenz in den großen Weltverkehr. Um diese Zeit fanden alljährlich drei große Krammärkte, und zwar im Mai, Juni und Oktober, in Erkelenz statt. Da im Laufe der Zeit das Bedürfnis für solche Märkte hierorts verschwand, so gingen dieselben ein und es blieben nur noch die Kirmesmärkte im Frühjahr und Herbst übrig. Der steigende Verkehr zu der Eisenbahnstation zwang die Stadtgemeinde, in den Jahren 1852 bis 1855 die Straßen Richtung Gerderath=Wassenberg und Rückhoven=Jackerath, soweit Gemeindegebiet Erkelenz=Rückhoven in Betracht kam, chausseemäßig auszubauen.

Durch Kabinettsorder vom 26. September 1868 erhielt die Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahnlinie von Erkelenz über Jülich nach Düren. Trotz der größten Bemühungen der Erkelenzer Stadt- und Kreisverwaltung für vorstehendes Projekt wurde diese Genehmigung durch eine neue Kabinettsorder vom September 1870 zurückgezogen und an dessen Stelle der Bau der Eisenbahnlinie Jülich=Odenkirchen=Rheydt genehmigt, welche letztere Strecke auch ausgebaut wurde. Nachdem die Firma Honigmann, Bergwerksbesitzerin, durch Bohrungen festgestellt hatte, daß rechts der Roer in den Gemeinden Katheim, Doveren, Baal abbauwürdige Kohlenfelder lagen, wurde seitens der Interessenten ein Bahnbauprojekt Jülich=Dalheim angeregt.

Nunmehr beantragte die Erkelenzer Stadtverwaltung bei der Eisenbahndirektion Köln unter Vorlage eines ausgearbeiteten generellen Projektes, die Linienführung über Erkelenz zu nehmen. Dies wurde von der Direktion mit der Begründung abgelehnt, die Linienführung über Baal sei für die Eisenbahnverwaltung günstiger.

Gegen diese Entscheidung wandte sich die Stadtverwaltung, unterstützt vom Kreise, und erreichte beim Eisenbahnminister, daß unter Befürwortung der Rombacher Hütte, welche Steinkohlenmutungen in der Gemeinde Loevenich besaß, die Direktion Köln das Erkelenzer Projekt eingehender prüfen mußte. Diese veranlaßte hierauf das Oberbergamt in Bonn, ein Gutachten über die Rombacher Mutungen abzugeben. Dasselbe lautete: „Der Abbau der Kohlesfelder im Loevenicher und Erkelenzer Gebiete ist mit den jetzigen technischen Hilfsmitteln nicht möglich.“ Damit war eine Verfolgung des Erkelenzer Eisenbahn-Projektes erledigt, und der Minister verfügte unterm 5. April 1904, das Projekt über Baal dem Landtage zur Genehmigung vorzulegen. Die Linie Jülich=Baal=Valheim wurde genehmigt und in nachfolgenden Jahren ausgebaut.

Um dieselbe Zeit waren noch Eisenbahn-Bauprojekte Erkelenz=Strevenbroich=Hilden und Erkelenz=Opladen in Anregung gebracht, auch Baupläne der Eisenbahndirektion bzw. Minister vorgelegt worden. Die gestellten Anträge wurden aber verworfen. Das hierzu im August 1907 verfaßte Gutachten der Eisenbahndirektion Köln hob jedoch hervor: „Eine wesentliche Verkürzung der Verbindung zwischen Erkelenz und Köln kann geschaffen werden durch Herstellung einer Verbindungslinie Herrath=Wickrathberg=Hochneukirch, welche die Hauptbahn Aachen=Düsseldorf mit der Hauptbahn Köln=Strevenbroich=M.=Gladbach an der geeignetsten Stelle verbindet.“

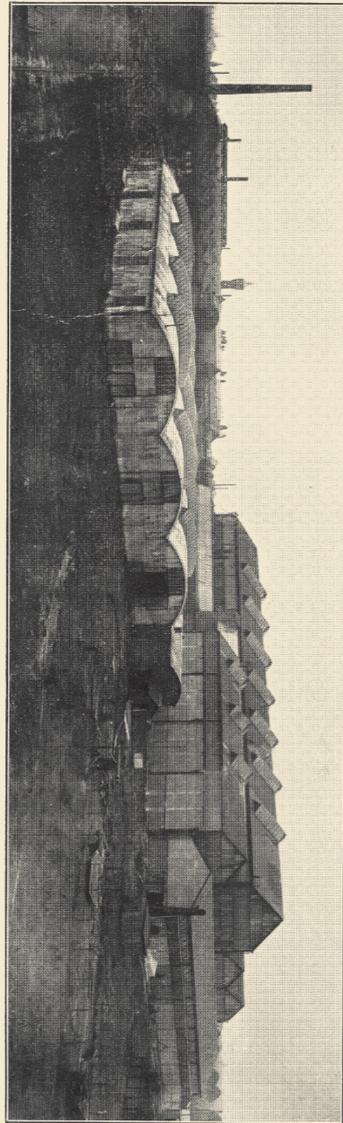
Der daraufhin eingereichte Antrag, der Verbindung von Erkelenz nach Hochneukirch über Reyenberg=Wanlo zu verlegen, wurde dahin beschieden: „Die Bedürfnisfrage zur Ausführung dieses Projektes kann vorläufig aus dem Grunde noch nicht anerkannt werden, weil zur Zeit noch weit dringendere Eisenbahnbauten auszuführen sind, wie die beantragte.“

Die andauernde Ungunst der Verhältnisse hat eine Verfolgung des letzteren Projektes nicht zugelassen.

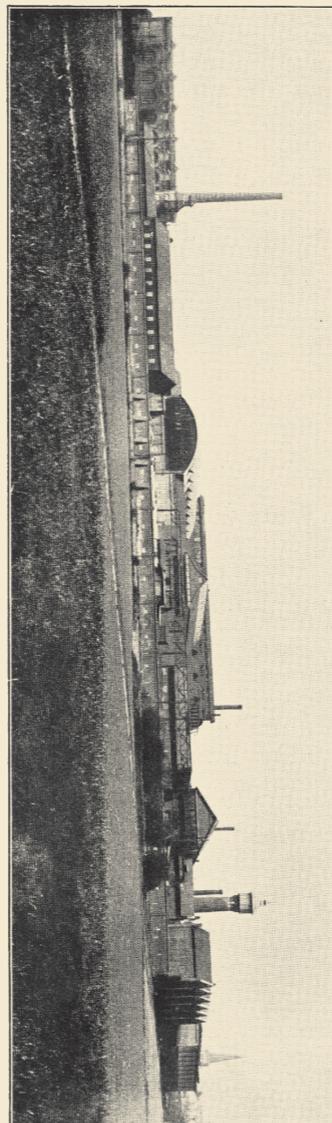
Unterm 16. Januar 1909 bewilligte der Kreistag die Kosten für die Ausarbeitung eines baureifen Projektes für eine *Kleinbahn* von *Immerath* über *Erkelenz=Weberg=Brüggen* und *Matzert=Wassenberg=Heinsberg*. Nach diesem Projekte legte die Spezialkommission bei Gelegenheit der Zusammenlegung der Ländereien in der Gemeinde Erkelenz die Linie für die Kleinbahn schon fest. Es kam jedoch nicht zum Bau, weil einerseits die Genehmigungsverhandlungen einschließlich Finanzierung sich mehrere Jahre in die Länge zogen, andererseits der 1914 ausgebrochene Krieg und die Nachkriegszeit eine weitere Verfolgung unmöglich machten. Die Wiederaufnahme des Projektes scheint ausgeschlossen, nachdem in den letzten Jahren die Reichspost, die Stadt M.=Gladbach und Privatgesellschaften Autobus-Linien für Personen-, Brief- und Kleinpaket-Verkehr durch den Kreis Erkelenz eingerichtet haben.



Städtische Sparkasse.
Phot. Göpfer.



Westlicher Teil.



Östlicher Teil.

Stahlfabrik Alfred Birtb & Co. in Erkelenz.

Bei dem großen Kirchturmbrande im Jahre 1860 hatte sich trotz der verhältnismäßig geordneten Brandhilfe das Bedürfnis gezeigt, eine geübte und schnell entschlossene Feuerwehr bei größeren Bränden in der Hand eines tatkräftigen, energischen Führers zu wissen. Es dauerte jedoch einige Jahre, bevor es dem Kaufmann Heinrich Haas aus Erkelenz gelang, eine genügende Zahl geeigneter und williger Feuerwehrleute aus der Bürgerschaft, besonders aus dem Handwerkerstande, für die Bildung einer freiwilligen städtischen Feuerwehr zu gewinnen. Erst im Jahre 1865 konnte die Wehr gegründet werden. Da die Wehrleute, besonders im Jahre 1870/71, fast alle zu den Waffen eingezogen waren, gab es Stockung in ihrer Tätigkeit und in den Übungen, die auch wegen mangelnden Interesses der Bürgerschaft annähernd zwei Jahrzehnte andauerte.

Schließlich kam es im Jahre 1889 aus Anregung der städtischen Behörde und unter tatkräftiger Mitwirkung des früheren Brandmeisters Haase zu einer Neugründung der freiwilligen Feuerwehr. Es wurde eine straffe Disziplin eingeführt, die zum pünktlichen Erscheinen zu den Übungen und besonders zu den ausbrechenden Bränden verpflichtete. Diese Disziplin entwickelte sich nach dem Ausscheiden des zum Ehrenbrandmeister ernannten Haas unter seinem Nachfolger, dem Brandmeister Polizeikommissar Johnen, fast zu einer militärischen.

Der Erfolg war, daß die Wehr nach ihrer zweiten Gründung bei allen Gelegenheiten, wo sie auftrat, sowohl bei Feuers- als auch bei Wassergefahr oder bei sonstigen Unglücksfällen, stets ihre Pflicht voll und ganz tat zur größten Zufriedenheit von Behörde und Bürgerschaft. Diese opferwillige Tätigkeit, die sie „So t t zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“ ausübte, brachte ihnen neben der Sympathie der Einwohner jede mögliche Förderung der Behörde, auch manche finanzielle Unterstützung ein, die es ermöglichte, unter Beihilfe der Stadtgemeinde die nötigen Uniformen, kleinere Geräte und Blasinstrumente für die Feuerwehrkapelle anzuschaffen. Auch wurden die Stiftungs- und Weihnachtsfeiern der freiwilligen Feuerwehr gerne von den kirchlichen und weltlichen Behörden besucht, um dadurch ihre Anerkennung für die selbstlose Tätigkeit der Wehr zu bekunden. Während früher der freiwilligen Feuerwehr zwischen 50 und 60 aktive Mitglieder angehörten, hatte die belgische Besatzung, anscheinend wegen ihres strammen militärischen Auftretens bei den Exerzierübungen, angeordnet, daß sie nur 40 Mitglieder zählen dürfe. Während der Separatistenzeit, hat die Feuerwehr sehr viele Wachen gestellt und ein Eindringen fremder separatistischer Elemente verhütet.

Im Kriege 1914—18 erlitten 6 Feuerwehrleute im feindlichen Lande den Heldentod.

Ähnlich gemeinnützig wie die Feuerwehr wirkte bei Unglücksfällen auf der Eisenbahn, in Fabriken, infolge großer Menschenansammlungen usw. auch die eine Reihe von Jahren bestehende Sanitätskolonne. Sie stand auf Anforderung der höheren Staatsbehörde meistens unter Leitung eines Arztes und hat besonders während des letzten Krieges zugunsten der im hiesigen Lazarett untergebrachten Verwundeten ihre Tätigkeit ausgeübt.

In diesem Lazarett wurde die Pflege der Verwundeten und Kranken durch die Vorstandsdamen des Roten Kreuzes, durch Rote-Kreuz-Schwester und freiwillige Krankenpflegerinnen in uneigennützigster und aufopferndster Weise mehrere Jahre lang gesorgt.

Im Jahre 1898 wurde auf Anregung aus der Bürgerschaft der „V e r = s c h ö n e r u n g s v e r e i n E r k e l e n z“ gegründet. Die Zahl der Mitglieder schwankte im Laufe der Jahre zwischen 120 und 150, darunter 20—30 auswärtige Mitglieder. Letztere — frühere Erkelenzer Bürger — fördern auch heute noch in heimatliebender Weise recht erheblich die Bestrebungen des Vereins.

Neben einer Reihe von kleineren Verschönerungen, Aufstellen von Bänken u. a., schuf der Verein die Anlagen auf dem Franziskanermarkt — dem früheren Maarplatz —, dem Johannismarkt und dann die Pflasterungen nebst Anlagen in der Umgebung der katholischen Pfarrkirche und der evangelischen Kirche.

Daneben hat die Bürgerschaft stets angeregt, zur Verschönerung des Städtebildes beizutragen durch Schmückung der Straßens Fenster durch Blumen. Die Lehrpersonen stellten sich auf seine Anregung hin gerne zur Verfügung, um bei den Schulkindern die Liebe zur Blumenpflege zu erwecken.

Zur Pflege des Heimat sinnes erging im September 1920 von Heimatfreunden ein Aufruf an die Bürger aus Stadt und Land des Kreises Erkelenz zur Gründung eines G e s c h i c h t s = u n d A l t e r t u m s v e r e i n s. Anfangs Oktober schon fand die Gründungsversammlung statt. Dem erfolgreichen Bemühungen des Vorstandes ist es zu verdanken, daß es möglich gemacht werden konnte, regelmäßig erscheinende Heimatblätter mit lokalgeschichtlichen Aufsätzen zu versehen und den Mitgliedern zuzuführen, deren Zahl im Jahre 1925 auf 462 angewachsen ist, darunter 134 aus der Stadtgemeinde, 237 aus den Landgemeinden des Kreises Erkelenz und 91 Auswärtige. Außerdem hat der Verein bis heute 7 gesonderte Veröffentlichungen geschichtlichen Inhalts herausgegeben.

Gemeinsame Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung erschließen den Mitgliedern bisher nicht beachtete Schönheiten der Heimat. Wissenschaftliche Vorträge, namentlich in den Wintermonaten gehalten, erfreuen sich einer regen Beteiligung.

Aus den Vorstandsmitgliedern der vorgenannten beiden Vereine bildete sich im Jahre 1922 ein Museumsausschuß zwecks Gründung eines „H e i m a t = M u s e u m s f ü r K r e i s u n d S t a d t E r k e l e n z“. Die Bildung dieses Ausschusses fand bei der Bürgerschaft der Stadt und Kreis großen Anklang und weitgehendste Unterstützung. Alljährlich veranstaltete derselbe bei Gelegenheit der Erkelenzer Frühkirmes im alten Rathaus zur Förderung des Heimat sinnes eine Heimat=Ausstellung, bei der die noch vorhandenen älteren Kunstgegenstände aus Stadt und Land der Öffentlichkeit vorgeführt werden. Im ersten Jahr gelangten zur Hauptsache Bildnisse der alten Erkelenzer zur Ausstellung, in den nächsten Jahren folgten Gegenstände aus vergangenen Jahrhunderten, wie Kleidertrachten, Schmucksachen, Erzeugnisse aus Keramik, metallene und andere Hausgeräte, sowie Kupferstiche. So stellten auch im Jahre 1925 alle Schützenvereine des Kreises Erkelenz ihr Silber — überlieferte Schützen=Plaketten mit Inschriften aus mehreren Jahrhunderten — der Ausstellung zur Verfügung.



Das alte Rathaus.

Zum Schlusse des 19. Jahrhunderts trat für die Stadt Erkelenz ein Wendepunkt der Entwicklung ein. Bis dahin war neben dem Kleingewerbe der Landwirtschaftsbetrieb vorherrschend, und nur in geringem Umfange wurde Industrie betrieben. Um das Jahr 1897 verlegte der spätere Generaldirektor Dr. h. c. Anton Raky aus Eltville den Sitz der Firma „Internationale Bohrgesellschaft A.=G.“ von Straßburg nach Erkelenz, baute für den Anfang eine kleinere Fabrik zur Herstellung von Bohrgeräten, die sich in wenigen Jahren zu einer großen, allen Anforderungen gewachsenen Bohrgerätefabrik mit den besten technischen Einrichtungen entwickelte.

In einer Festschrift aus dem Jahre 1905, dem zehnjährigen Bestehen der „Internationalen Bohrgesellschaft“, ist der Werdegang und die Entwicklung des von Dr. Raky ins Leben gerufenen und geleiteten Unternehmens beschrieben. Danach waren anfänglich nur einige wenige Arbeiter mit der Herstellung und dem Betrieb eines Bohrturmes beschäftigt. Im Jahre 1896 stand in Erkelenz nur eine kleine Reparatur-Werkstätte mit einem einzigen Motor von 2 P. S. Das Unternehmen entwickelte sich aber durch das patentierte „Bohrsystem Raky“ und durch die energische Tätigkeit des Leiters so, daß bis zum Jahre 1905 eine große Fabrikanlage entstanden war, die 300 Arbeiter in Erkelenz, sowie 1500 Arbeiter in den auswärtigen Bohrbetrieben beschäftigte; außerdem waren 70 Techniker und Ingenieure in den Innen- und Außenbetrieben tätig.

Während anfänglich nur in Deutschland auf Kohle gebohrt wurde, ging Dr. Raky bald dazu über, seinen Bohrbetrieb auf Kalisalze, Erdöle sowie auf sonstige verwertbare Produkte auszuweiten, und zwar außerhalb Deutschlands in Belgien und Rumänien, dann aber auch in Frankreich, Rußland, Afrika und Brasilien. Die Entwicklung führte dahin, daß zum Schlusse über 100 Bohrtürme gleichzeitig in Betrieb waren. Durch diese intensive Tätigkeit der Internationalen Bohrgesellschaft, die sich im Laufe der Jahre durch ihre Bohrungen eine Reihe von Kohlefeldern für sich und für ihre Auftraggeber gesichert hatte, wurde die preußische Staatsregierung aufmerksam auf das Unternehmen gemacht. Sie veranlaßte durch die sogenannte Vex Camp eine Änderung des Bohrgesetzes dahin, daß Privatgesellschaften durch Erbohren von Steinkohlen keine neue Nutzungsrechte erwerben konnte. Daraufhin sah sich die Bohrgesellschaft veranlaßt, ihre Mutungen allmählich zu veräußern, was auch mit sehr erheblichem Nutzen geschah. Da der Bohrbetrieb nunmehr bedeutend eingeschränkt werden mußte, wurde der Fabrikbetrieb allmählich auch auf die Herstellung von Maschinen ausgedehnt. Mit dem Jahre 1907 schied Raky aus der Leitung der Bohrgesellschaft aus und gründete einige Jahre später in Salzgitter am Harz eine neue Fabrik zur Herstellung von Bohrgeräten und zur Ausführung von Bohrungen.

Generaldirektor Dr. Raky hat während seiner Leitung der „Internationalen Bohrgesellschaft A.=G.“ in hochehrwürdiger Weise aus seinen Privatmitteln der Stadtgemeinde Erkelenz folgende Geschenke gemacht :

- a) 50 000 Mark mit der Bedingung, daß ein entsprechender Neubau für die Höhere Knabenschule errichtet werde und das alte Pastorat an der Südpromenade nach Fertigstellung eines neuen Pastoratsgebäudes von der Stadt käuflich erworben werde;
- b) 14 000 Mark zum Ankauf und Abbruch des neben dem Rathause gelegenen Lemmenschen Hauses — genannt „Die ewige Lampe“ —. Bis dahin war Schankwirtschaft in dem Hause betrieben worden ;
- c) 7000 Mark zum Ankauf und Abbruch des auf dem Johannismarkte gelegenen kleinen Brauhauses zwecks Errichtung einer Brunnendenkmals mit Büste. Dieses Brauhaus hatte vor Jahrhunderten als städtisches Brauhaus gedient, es war zu Zeiten der Not von der Stadt verkauft worden;
- d) 8000 Mark zur Errichtung gärtnerischer Anlagen auf dem Johannismarkt und als Beitrag für die Kaiser-Friedrich-Büste, die im Jahre 1905 durch ein besonderes Fest eingeweiht wurde.
- e) 3000 Mark zur Instandhaltung des alten Burgturmes.

Außerdem kaufte er am Johannismarkte die sogenannte „Türkei“, ein altes Patrizierhaus, welches seinen Namen von einem früheren Besitzer „Türk“ behalten hatte, ließ daselbe abbrechen, erbaute dort eine geräumige, schön eingerichtete Wohnung und schenkte diese der katholischen Pfarrei als Pfarrerrwohnung.

Nachdem im Jahre 1916 die Internationale Bohrgesellschaft ihre Bohr-Abteilung mit dem gesamten Bohrpark an die Deutsche Erdöl=A.G. abgestoßen hatte, übernahm die Firma Alfred Wirth & Co., Rdt.=Ges., die Maschinenfabrik zu Erkelenz, die sich unter Generaldirektor Dr. Raky zur bedeutendsten Spezialfabrik für Tiefbohrgeräte in Europa entwickelt hatte. Die letztere verlegte sich vor allem auf die Herstellung und den Verkauf von Bohrgeräten für fremde Rechnung.

Das Bestreben, nach dem Kriegsende auch die ausländischen und überseeischen Bohrbetriebsstellen in den Kreis der Abnehmer hineinzu ziehen, bedingte dann eine wesentliche Erweiterung des Fabrikationsprogramms derart, daß heute Bohranlagen für sämtliche Ölfelder der Welt, ebenso wie auch die Spezialapparate für die Aufschließung von Kohle und Erz in Erkelenz hergestellt werden. Eine Folge dieser Entwicklung war eine entsprechend Vergrößerung der Erkelenzer Anlagen, sowie der Erwerb eines Zweigwerkes in Venrath und einer Eisgießerei in Haspe. Das Erkelenzer Stammwerk, welches bei normalem Betrieb rund 1000 Arbeiter und Angestellte beschäftigte, nimmt heute ein zusammenhängendes Grundstück von 70 Morgen mit etwa 40 000 qm überdachter Fläche ein. Außerdem gehören zum Werke noch insgesamt etwa 90 Wohnhäuser für die Angestellten und Arbeiter. Während früher das Werk eigene Kraftzeugungsmaschinen benutzte, hat es in den letzten Jahren seine Kraftbedarf durch Fernleitung von den Rheinischen Licht- und Kraftwerken bezogen; als Reserve diente ein zweiter Anschluß an das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk. Ein großer mit entsprechenden Kranen ausgerüsteter Hallenbau von 6000 qm Bodenfläche dient dazu, die in größerem Umfange auf Vorrat hergestellten Bohrgeräte auf Lager zu nehmen, um solche je nach Bedarf in kürzester Frist liefern zu können.

Durch die günstige Entwicklung der „Internationalen Bohrgesellschaft“ wurde die Stadtgemeinde steuerkräftig. Dies erleichterte der Stadtverwaltung, mit den alten, konservativen Verhältnissen zu brechen, die bisher die Verwaltungs- und Wirtschaftsmethode bestimmt hatten.

So kam es nach mancherlei harten Kämpfen im Stadtparlament und mit denjenigen Bürgern, die den Fortschritt und die zeitgemäß einsetzende Entwicklung auch der kleinen und mittleren Gemeinwesen nicht anerkennen wollten, schließlich doch zu einer Reihe städtischen Unternehmungen.

Qls erste städtische Unternehmung wurde im Jahre 1902/03 für Erkelenz und Oestrich eine zentrale Wasserversorgung eingerichtet, der sich im Laufe der nächsten Jahre die zur Stadtgemeinde Erkelenz gehörenden geschlossenen Landortschaften und im Jahre 1913 die Landgemeinde Rückhoven anschlossen. Damit verschwanden die bisher bestehenden, über 20 Meter tiefen Jahrhunderte alten Nachbarschaftsbrunnen und Pumpen, sowie gleichzeitig, wie ein älterer Stadtverordneter bei der maßgebenden Beschlussfassung humorvoll bedauernd bemerkte, eine seit alten Zeiten bewährte Gelegenheit, bei der Amor in geschäftiger Unterhaltung seine Pfeile aussenden konnte, denen manche Erkelenzerin ein solides Ehestandsglück verdankte.

Mit dem Einbauen der Wasserleitungsrohre wurde zugleich eine Kanalisierung der Altstadt verbunden.

Bei den Ausschachtungen stieß man östlich vom Chor der katholischen Pfarrkirche in der Straße „an der Kirche“ in einer Tiefe von 2 Metern auf eine kleine, mit Feldsteinen eingefasste Grabstätte mit 2 Urnen aus fränkischer Zeit; eine gleiche Grabstätte mit 2 Urnen fand sich in 2 Meter Tiefe an der Südwestecke des Marktes da, wo die Franzstraße beginnt. Die Urnen, die durch die Ausschachtungsarbeiten teilweise beschädigt wurden, sind auf dem Rathause hinterlegt. Nach Angabe von Sachverständigen stammen die Grabstätten und Urnen aus der Zeit von 300 bis 500 n. Chr.

In den nachfolgenden Jahren wurde die Kanalisierung auf die neueren Stadtteile, insbesondere auch vom Schlachthofe aus durch Oestrich bis zu den nach der Zusammenlegung geschaffenen Kieselfeldern ausgedehnt.

Bis zum Jahre 1925 beträgt die Länge der eingebauten Wasserleitungsrohre einschließlich Rückhovens 22 500 laufende Meter, diejenige der Straßenkanäle bis zum Kieselfeld 6500 laufende Meter.

Während bei Beginn der Wasserlieferung im Jahre 1903 der Verbrauch sich auf 80 000 Kubikmeter belief, ist derselbe im Jahre 1925 auf eine Wassermenge von 307 295 Kubikmeter gestiegen.

Zur Zeit schweben noch Verhandlungen mit mehreren umliegenden Landbürgermeistereien zwecks Ausdehnung der Wasserleitung auf die Nachbarortschaften.

Seit Jahren schon war es von den Anwohnern sowie besonders von der Medizinalbehörde als unhaltbar bezeichnet, daß innerhalb der dicht bevölkerten Altstadt Schlachthäuser nebst offenen Dungstätten für Schlachtabfälle in alten, durchweg für diese Zwecke nicht geeigneten Häusern und Hofplätzen sich befanden. Der Bau eines allen Gesundheitsansprüchen gerecht werdenden Schlachthofes war aber in früheren Zeiten nicht zu erreichen, weil man befürchtete, derselbe würde für die Stadt eine nicht tragbare finanzielle Belastung nach sich ziehen. Nachdem aber seit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt erhebliche Steuern eingegangen und teilweise angesammelt worden waren, erklärte sich schließlich die Stadtverordnetenversammlung durch Beschluß vom 7. Februar 1907 mit dem Bau eines Schlachthofes in Verbindung mit dem Elektrizitätswerk einverstanden. In diesem Schlachthofe ist nun gleichzeitig ein Kühlhaus mit Eisfabrik eingerichtet, welches letztere durch das Elektrizitätswerk mit Kraft versorgt wird. Der erforderliche Dampf zur Erzeugung von Heißwasser für Brüh- und Spülzwecke wurde ebenfalls durch die Lokomobilen des Elektrizitätswerkes geliefert, als das Werk selbst den Strom erzeugte. Nachdem aber im Jahre 1917 der benötigte Strom ganz von auswärts bezogen wurde, mußten zwei Dampfkessel zur Erzeugung des nötigen Dampfes eingebaut werden.

Seit 1912 ist auch eine Schlachtviehvericherung beim Schlachthofe eingerichtet, die fast für alle Schlachttiere in Anspruch genommen wird, weil sie sowohl den Metzger als auch den Viehhalter vor Schadensfällen schützt.

In den Jahren 1910—1925 wurden insgesamt 27 587 Stück Vieh geschlachtet und 54 462 Zentner Eis verkauft.

Der zunehmende Absatz an Eis hat es nötig gemacht, die Eiserezeugungs- und Kühlanlage durch Anbau erheblich zu vergrößern.

Durch die hohen Fleischpreise veranlaßt, wird heute eine erhebliche Menge eingeführtes Gefrierfleisch durch Vermittlung des Schlachthofes zum Verkauf gebracht.

Während der Schlachthof in früheren Zeiten noch Zuschüsse aus den angesammelten Kapitalien bzw. aus städtischen Mitteln nötig hatte, kann er sich heute aus eigenen Mitteln unterhalten.

Die Lebensmittelnot der Kriegsjahre veranlaßte die Stadtverwaltung, allmählich einen größeren Posten Dauerfleischwaren im Kühlhause des Schlachthofes anzusammeln, um zu Zeiten der höchsten Not besonders die ärmere Bevölkerung mit preiswürdigen Fleischwaren beliefern zu können. Zum Teil war die Ansammlung von Dauerfleisch möglich gemacht worden, weil die Schlachthofverwaltung damals 50—60 Schweine selbst gemästet hatte. Als die Revolution im November 1918 ausbrach, bemächtigte sich der Erkelenzer Arbeiter- und Soldatenrat trotz Einspruch der Verwaltung der angesammelten Dauerfleischbestände und verteilte diese in zwei Tagen nach seinem Gutdünken.

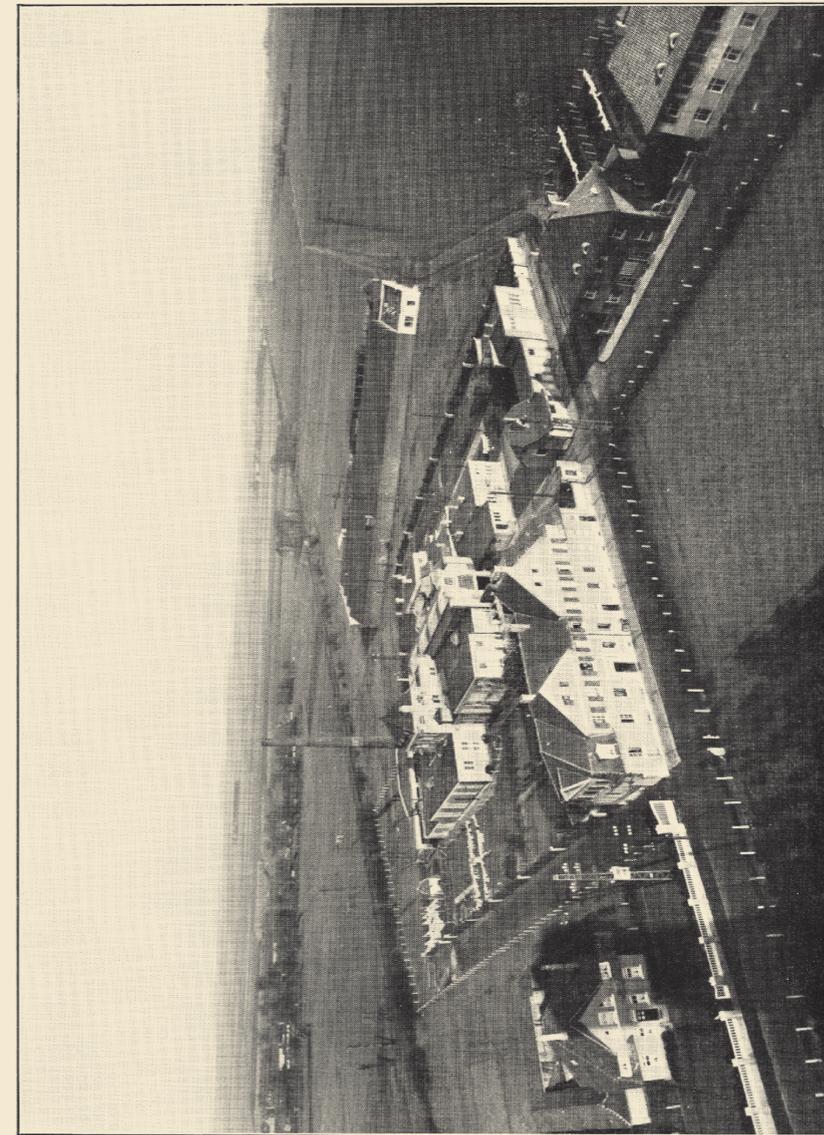
Zweimal hat die belgische Besatzung für einige Tage den Schlachthof beschlagnahmt, und zwar aus Anlaß der Verpflegung nachrückender Truppen bzw. zur Konservierung von Fleisch.

Als im Jahre 1923 durch den passiven Widerstand und die Inflation auch in Erkelenz von den Erwerbslosen Aufruhr und Krawalle angezettelt worden waren, wurde kurzerhand von diesen Aufrührerbanden bei den Landwirten Vieh beschlagnahmt, direkt aus den Stallungen geholt und geschlachtet. Auch dieses Fleisch wurde durch Vermittlung des Schlachthofes unter Aufsicht und nach Bestimmung der Aufrührer an die arme Bevölkerung abgegeben.

Von einem Teile der Bewohner von Erkelenz war seit mehreren Jahren der Wunsch ausgesprochen worden, eine Badeanstalt, insbesondere ein Schwimmbad zu errichten. Durch die Bemühung des Kreisarztes Dr. Herlixius wurden zu diesem Zwecke freiwillige Beiträge gesammelt, die einen Betrag von 8318 Mark ergaben. Daraufhin bewilligte die Stadtverordneten-Versammlung einen Zuschuß von 6682 Mark, so daß 15 000 Mark zum Bau einer städtischen Badeanstalt zur Verfügung standen, die nach Ansicht der Stadtverordneten ausreichen mußten. Nach verschiedenen Projekt-Entwürfen durch das Stadtbauamt einigte man sich schließlich dahin, daß ein offenes Schwimmbassin in Beton, 18 Meter lang, 9 Meter breit, versehen mit einer Reihe von Ankleidezellen und einer Mauereinfassung sowie einer kleinen Wohnung, für das zur Verfügung stehende Geld in unmittelbarer Nähe des Elektrizitätswerkes zu bauen sei. Der Bau wurde im Frühjahr 1914, ohne daß weitere Gemeindezuschüsse zu leisten waren, fertig und schon gleich zum Baden und Schwimmen sehr in Anspruch genommen. Der ausbrechende lange Weltkrieg störte nicht unwesentlich die Entwicklung der Badeanstalt. Während des Krieges haben die gefangenen Russen sowie die nach 1918 einziehenden französischen und belgischen Truppen die Badegelegenheit in erheblichem Umfange benutzt. Es wurden verkauft im Jahre 1914: 2606 Badekarten, im Jahre 1925 6731 Badekarten. Dabei haben die Schulen (ohne Aushändigung von Karten) für die Schüler und Schülerinnen erheblichen Gebrauch von der Bade- und Schwimm-Gelegenheit gemacht.

Die erste Anregung zur Errichtung einer zeitgemäßen Beleuchtung und Kraftübertragung verdankt Erkelenz dem Generaldirektor Dr. h. c. Anton Raky, die auch kennzeichnend ist für seinen Unternehmungsgeist und seinen Weitblick. Zur Jahrhundertfeier Kaiser Wilhelms I. am 22. März 1897 trafen die Bürger von Erkelenz Vorkehrungen zur Ausschmückung des Marktplatzes sowie der Straßen der Stadt. Hierbei wurde bedauert, daß man für die Abendfeier das einzuweihende Denkmal auf dem Marktplatz mit den bis dahin gebräuchlichen Petroleumlampen, Lampions oder Fackeln nicht würdig beleuchten könne.

Die spärliche Straßenbeleuchtung, welche im Jahre 1846 zuerst eingerichtet worden war, hatte bis dahin keinerlei wesentliche Besserung erfahren. Raky,



Schwimmbad und Elektrizitätswerk.
Phot. Köpfer



Neues Rathaus.
Phot. Köpfer

der bei der Besichtigung der Ausschmückung dies hörte, erklärte sich sofort bereit, innerhalb zweier Tage den Marktplatz, die Hauptstraßen und Festäle sowie auch eine Anzahl Wirtschaften für den Festabend mit elektrischer Beleuchtung zu versehen, wenn ihm von der Stadtverwaltung die Erlaubnis zur Aufstellung einer Lokomobile sowie der nötigen Masten und Drähte gegeben werde. Diese wurde sofort erteilt, und noch vor Ablauf der angesagten Frist erstrahlten Marktplatz und Hauptstraßen sowie fast sämtliche Wirtschaften in elektrischem Licht, was zur Hebung und Dauer der Festesstimmung wesentlich beitrug. Dieser Anlaß führte dazu, daß die Stadtverwaltung der Frage „Errichtung eines Elektrizitätswerkes“ nähertrat. Der Plan, ein eigenes städtisches Werk einzurichten, stieß damals bei der Stadtverwaltung auf Widerstand, dagegen wurde auf Antrag des I. Beigeordneten Terstappen mit der seit einigen Jahren bestehenden Molkereigenossenschaft in Erkelenz im Jahre 1898 ein nach 10 Jahren kündbarer Elektrizitätslieferungsvertrag abgeschlossen.

Als sich nach mehreren Jahren zeigte, daß der Bedarf an elektrischer Energie zu Licht- und Kraftzwecken immer mehr stieg, so daß es, um diesen Bedarf zu decken, erheblicher und kostspieliger Neuanlagen bedurfte, kündigte die Stadtverwaltung auf Grund eines Stadtverordnetenbeschlusses den Vertrag zum 31. Dezember 1908. Maßgebend war hierbei einerseits der Umstand, daß die umfangreichen Erweiterungen dazu führten, die Molkereigenossenschaft ihrem landwirtschaftlichen Aufgabenkreise zu entfremden, andererseits, daß die Stadtverwaltung durch das Sachverständigenurteil des Oberingenieurs Direktor Zimmermann in Aachen die Stadtverordneten-Versammlung davon überzeugen konnte, der damalige Stand der Elektrotechnik berechtige dazu, demnächst von Erkelenz aus den ganzen Kreis mit elektrischer Energie zu versorgen, weshalb ein kommunales Unternehmen am Platze sei. Bei dem nun folgenden Neubau des „Städtischen Elektrizitätswerkes“, welches in der Nähe des Wasserturmes südlich der Eisenbahnlinie Aachen-Düsseldorf gleichzeitig mit dem Schlachthofe errichtet wurde, ward Rücksicht genommen auf die Erweiterung über den ganzen Kreis, nachdem seitens der maßgebenden Kreiskorporation der Bau eines Kreis-Elektrizitätswerkes abgelehnt worden war. Das bestehende Leitungsnetz war bis zum 1. Januar 1909 — dem Übernahmetag — umgebaut und ein besonderes Kraftverteilungsnetz für Drehstrom 380 Volt in der Stadt mit Anschluß der Ortschaft Oestrich errichtet worden. Die Lichtverteilung war Gleichstrom geblieben, aber mit Rücksicht auf die damals neuen Metallfadenlampen auf 2x110 Volt umgestellt worden, während früher für Licht- und Kraftstrom 220 Volt eingeführt war.

Im folgenden Jahre trat in den Landgemeinden das Verlangen nach Versorgung mit elektrischer Energie hervor, wobei besonders die Landwirtschaft die elektrische Kraft für Druschzwecke dringend wünschte. Zwar gelang es damals noch nicht, dem ganzen Kreise Erkelenz die einheitliche Stromversorgung von dem bestehenden Elektrizitätswerk der Stadt Erkelenz aus zu bringen, da der östliche Teil des Kreises von Reyenberg bis Lödenich einschließlich Rückhoven, Jodann Wegberg und Beek mit dem damaligen Elektrizitäts- bzw. Gaswerk Rheydt Verträge

abschlossen, während die übrigen Gemeinden des Kreises sich durch gesonderte Verträge an das Werk Erkelenz anschlossen. Hierzu kamen später noch die Gemeinden Muhl, Arlsbeck, Wildenrath mit Dalheim und Hilfarth vom Nachbarkreis Heinsberg.

In dem von Erkelenz aus versorgten Bezirk waren die Hauptleitung als Freileitung, im Bezirk Rheydt dagegen als Erdkabel ausgeführt, die Verteilungsspannung war in beiden Bezirken 5000 Volt.

In der Kriegszeit stieg der Bedarf an elektrischem Strom noch mehr als bisher, weil der Mangel an Petroleum und die Beschaffungsschwierigkeiten von Kohlen und anderen Betriebsstoffen die Zahl der Anschlußnehmer fortwährend vermehrte. Als die Maschinenanlagen des Werkes dadurch bald zu klein geworden waren, die Beschaffung einer entsprechend großen Turbinenanlage bei den Kriegs- und Finanzschwierigkeiten sich als nicht durchführbar erwies, kam im Zusammengehen mit der Firma A. Wirth & Co. — der früheren Bohrgesellschaft — der Strombezug von der aus dem Elektrizitätswerk Rheydt hervorgegangenen Niederrheinischen Licht- und Kraftwerke A.=G. zustande. Diese errichtete im Jahre 1917 eine 15 000-Volt-Hochspannungs-Fernleitung von Rheydt nach Erkelenz. Mit dem Übergang von der Energieerzeugung zum Strombezug war auch der Umbau des städtischen Lichtverteilungsnetzes von Gleichstrom auf Drehstrom notwendig geworden, um unter Wegfall der Akkumulatoren-Batterie die Verteilung wirtschaftlicher zu gestalten. Die Lichtspannung und Lampen in der Stadt wurden von 110 auf 220 Volt ausgewechselt. Als nach Schluß des Krieges die Kohlenknappheit sich noch vergrößerte, trat ein vermehrter Anschluß der industriellen Betriebe ein, der im ganzen Versorgungsgebiete den Stromverbrauch erheblich steigerte. Als größter und bedeutendster industrieller Abnehmer ist die zu damaliger Zeit in rascher Entwicklung begriffene Steinkohlezehle der Gewerkschaft Sophia Jakoba in Hückelhoven zu erwähnen, deren umfangreicher Stromverbrauch die Errichtung einer besonderen 10 Kilometer langen Hochspannungsleitung von 15 000 Volt von Erkelenz nach Hückelhoven mit sich brachte. Nach Anschluß der im Norden des Kreises gelegenen Salzriegelbetriebe wurde die bisherige 5000-Volt-Leitung nach Niederkrüchten in eine 15 000-Volt-Leitung umgebaut.

Die Sicherstellung der Stromlieferung der jetzt in so großem Umfange angeschlossenen Industrien machte inzwischen die Schaffung einer größeren, leistungsfähigeren Hauptspeiseleitung zur zwingenden Notwendigkeit, wenn nicht die wirtschaftliche Entwicklung des Unternehmens gehemmt oder gar zurückgeworfen werden sollte. Da eine so große Erweiterung jedoch die finanzielle Leistungsfähigkeit der rund 6500 Einwohner zählenden Stadt Erkelenz in weitgehendem und nicht übersehbarer Maße überstieg, kam nach langen Verhandlungen im Widerstreite der Meinungen Anfang 1923 schließlich die Gründung eines gemischtwirtschaftlichen Unternehmens mit den Niederrheinischen Licht- und Kraftwerken in Form einer Aktiengesellschaft zustande, die den Namen **W e s t d e u t s c h e L i c h t - u n d K r a f t w e r k e A . = G . , E r k e l e n z**, erhielt. Jeder der beiden Teilhaber übernahm 50% der Aktienanteile. Das Wasserwerk, welches im Alleinbesitz der Stadt Erkelenz verblieb, wird von der Gesellschaft als Betriebsführerin verwaltet.

Mit der Gesellschaftsgründung wurde einerseits der dringend notwendigen zweiten Hauptspeiseleitung von Elsen nach Erkelenz gesichert und auch andererseits der ganze Kreis Erkelenz aus den bisher bestehenden zwei getrennten Versorgungsgebieten in ein einheitliches auf besserer wirtschaftlicher und technischer Grundlage zusammengefaßt. Die neue Leitung ist seit dem Sommer 1924 in Betrieb. Das Versorgungsgebiet umfaßt 320 Quadratkilometer mit rund 52 000 Bewohnern, 172 Kilometer Hochspannungsleitungen und 128 Transformatorstationen. Der gesamte Anschlußwert an Motoren, Lampen und sonstigen Verbrauchsapparaten beträgt z. Z. 12 000 Kilowatt.

Die Entwicklung der Elektrizitätsversorgungsunternehmens seit seiner Gründung 1899 wird durch die nachfolgenden Zahlen gekennzeichnet, die deutlich zeigen, zu welchem wirtschaftlichen Faktor es für die Stadt und Kreis Erkelenz geworden ist:

Im Jahre:	Anschlüsse:	Lampen:	Motore:	Stromkonsum:
1899	48	ca. 1000	ca. 5	ca. 25 000 Kilowatt
1909	243	„ 3800	„ 35	„ 92 000 „
1919	5230	„ 33 000	„ 1050	„ 1 365 000 „
1924	9570	„ 59 000	„ 2700	„ 5 134 500 „
1925	10 400	„ 61 000	„ 3000	„ 7 000 000 „

Am 2. August 1914 brach der **R r i e g** mit Frankreich und Rußland aus, der sich bald zu einem Weltkriege auswuchs. Es trat eine allgemeine Geschäftsstockung auch im inneren Verkehr ein, hauptsächlich veranlaßt durch die Sperrung des Eisenbahnverkehrs, der nunmehr dem Aufmarsche der Truppen und der Beförderung des Kriegsmaterials diente. Daneben kamen große Armeeteile auf dem Fußmarsche durch Erkelenz, was mancherlei Quartier- und sonstige Lasten für die Bürgerschaft mit sich brachte. Auch trat für eine kurze Zeit Arbeitslosigkeit ein, deren Folgen durch Notstandsarbeiten behoben werden mußten.

Durch die Einziehung der wehrfähigen Mannschaften bis zum Alter von 45 Jahren waren Industrie und Landwirtschaft von männlichen Arbeitskräften entblößt worden; an deren Stelle traten besonders in der Landwirtschaft die weiblichen Personen, die in der Folge bewiesen, daß sie bei der vorhandenen Zwangslage sowohl industrielle als auch landwirtschaftliche Betriebe einigermaßen leistungsfähig zu erhalten vermochten.

Die Kriegsfürsorge trat mit staatlichen und kommunalen Unterstützungen für die bedürftigen Familien ein, deren Ernährer zur Verteidigung des Vaterlandes einberufen waren. Durch zwar siegreiche, aber schwere verlustreiche Kämpfe in Belgien wurde das sofort bei Kriegsausbruch in den Gebäulichkeiten der Internationalen Bohrgesellschaft von der Fabrikleitung bereitwillig errichtete **L a z a r e t t** bald mit Leichtverwundeten und Erkrankten voll belegt, und zwar zeitweilig bis zu 70 Mann. Im ganzen wurden rund 1208 Mann verpflegt. Die Pflege der Verwundeten übernahmen die Damen des Roten Kreuzes unter

Aufsicht eines Arztes, auch waren Rote-Kreuz-Schwester und freiwillige Krankenpflegerinnen tätig.

Im Jahre 1915 wurde auch ein Gefangenenlager hier errichtet, dem meistens Russen, schon bis zu 100 Mann, überwiesen waren. Diese wurden des Arbeitermangels wegen in den einzelnen landwirtschaftlichen Betrieben der Umgegend beschäftigt. Ein hierorts eingerichtetes militärisches Kommando besorgte die Überwachung der Gefangenen, des Eisenbahnverkehrs und die Flugzeugbeobachtung. Die Absperrung jeglicher überseeischer Zufuhren zwang die Staatsregierung dazu, eine Zwangswirtschaft einzurichten, welche den Gemeinden die Pflicht auferlegte, die Lebens- und Futtermittel nach bestimmten Grundsätzen zu rationieren. Um den Heeresbedarf an Metallen zu ergänzen, mußten die Einwohner ihre Kupfer-, Messing-, Nickel-, Aluminium-, Zinn- und Blei-Geräte, soweit sie nicht einen Kunstwert besaßen, gegen eine mäßige Entschädigung, die amtlich festgesetzt war, abgeben; von den Kirchen wurde die Ablieferung der Bronzeglocken verlangt. Gold und Silber in Münzen und sonstige Wertgegenstände wurden an Sammelstellen, ebenso wie vor rund 100 Jahren, gegen Papiergeld, welches zum vollgültigen Zahlungsmittel seitens des Staates anstelle der Goldwährung festgesetzt worden war, abgeliefert. Bei einer gewissen Menge erhielt der Ablieferer eine ehrenvolle Bescheinigung sowie ein mit dem Erkelenzer Stadtwappen geschmücktes eisernes Plakettchen oder eine entsprechende Brosche mit der Aufschrift „Gold für Eisen“.

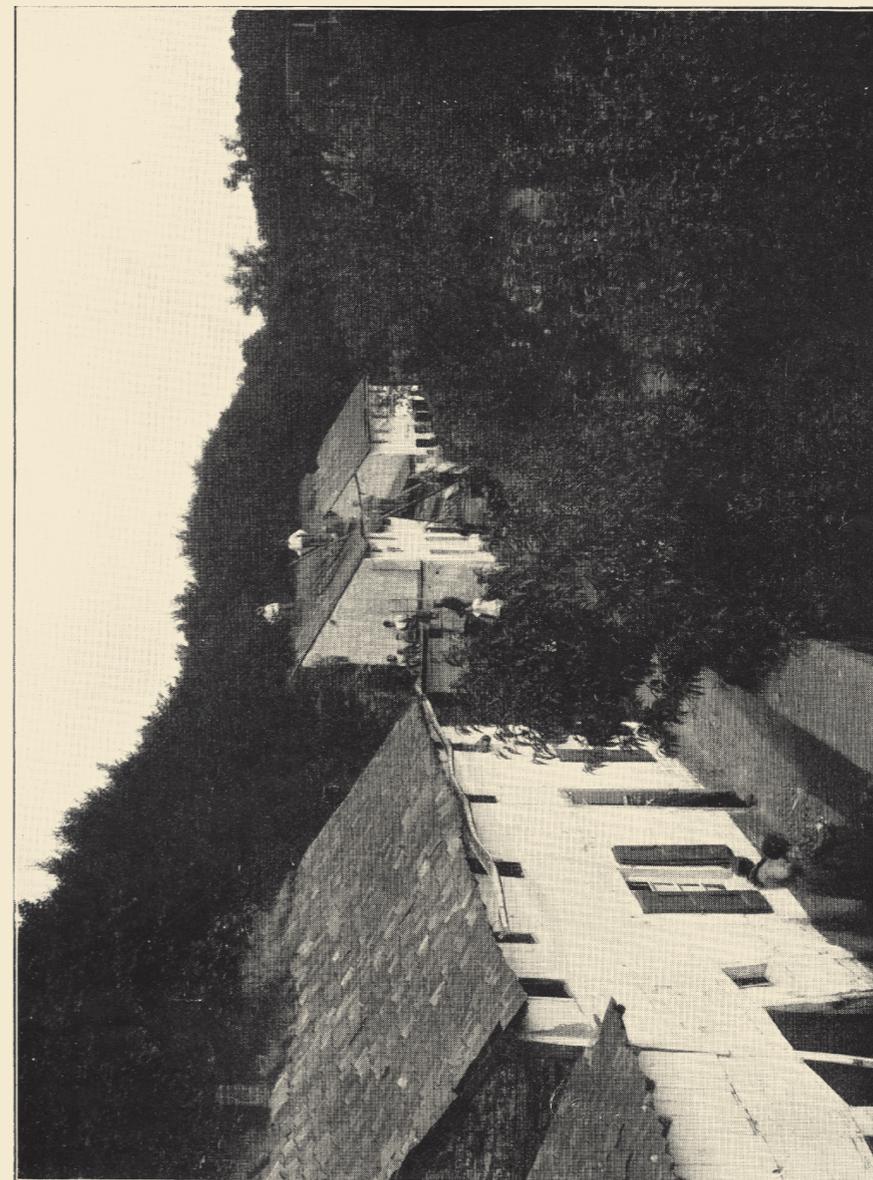
Da jeder ausländische Kredit fehlte, mußte der Staat im Inlande Kriegsanleihen aufnehmen, was um so mehr nötig war, da unsere Verbündeten finanziell nicht entsprechend leistungsfähig waren. Für die Zeichnung dieser Anleihe warben Banken und Behörden. Sogar die Schulkinder stellten sich in den Dienst fürs Vaterland, indem sie Altmetalle, Papierabfälle, Brennesseln u. a. zur Verwertung im Interesse der Kriegsführung sammelten.

Bei Gelegenheit der Gedenkfeier der 500jährigen Hohenzollernherrschaft am 28. November 1915 fand eine Nagelung des sogenannten „Eisernen Wappens“ statt, darstellend das Erkelenzer Stadtwappen, aufgestellt in einer Sturnische des Kreishauses. Die hierbei veranlaßte Sammlung ergab für Erkelenz einen Betrag von 5448 Mark, welcher einen Kreisfonds für die kriegshinterbliebenen Witwen und Waisen zugewiesen wurde.

Während des Jahres 1916 erhöhte sich die Zahl der eingezogenen wehrfähigen Männer der Stadtgemeinde von 700 auf rund 800, so daß rund 14 Prozent der Bevölkerung unter Waffen standen. Der immer größer werdende Mangel an Lebensmittel zwang die Behörde zu scharfen Rationierungen. Nur auf behördliche Lebensmittelkarten durften pro Kopf der Bevölkerung verabreicht werden:

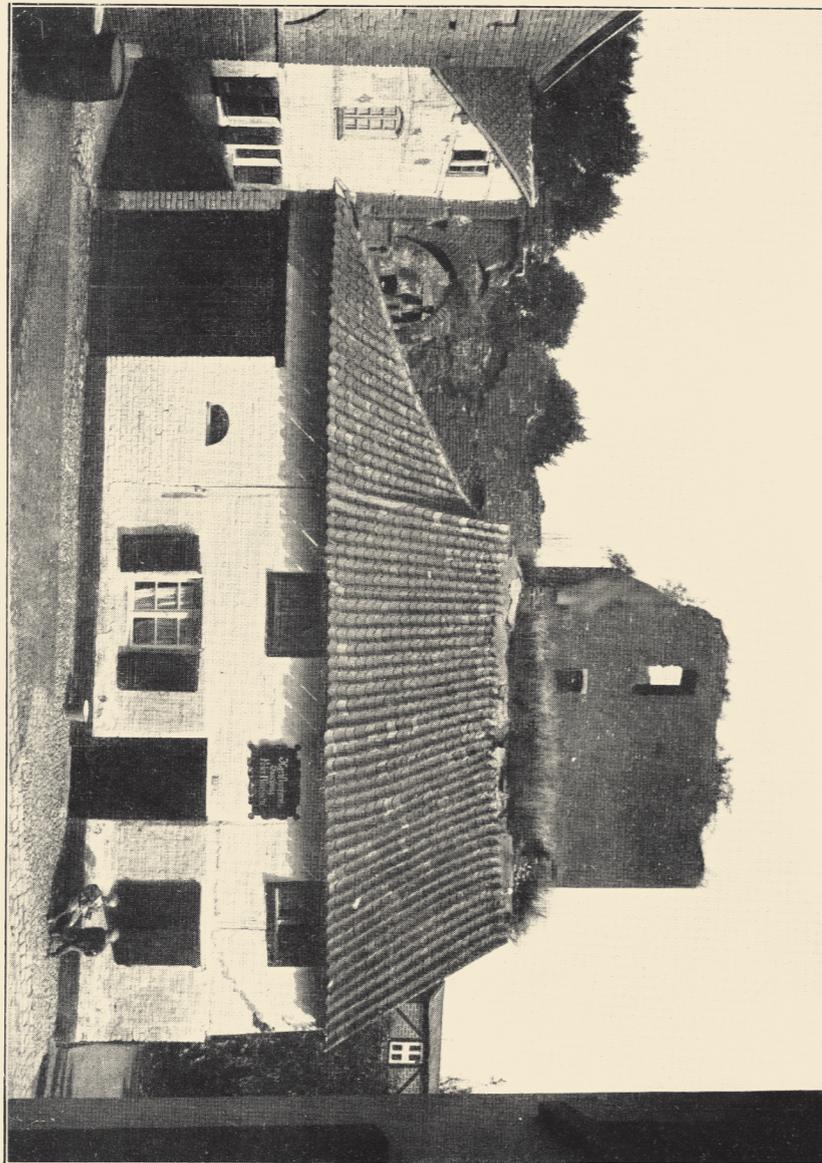
- täglich 160—260 Gramm Mehl oder entsprechend Brot,
- wöchentlich 120—300 Gramm Fleisch,
- „ 50 „ Butter,
- „ 3—5 Pfund Kartoffeln.

Nur Kranke und Kinder erhielten täglich geringe Mengen Milch. Die Selbstzeuger (Landwirte) durften einen Bruchteil mehr an Lebensmitteln für sich und



Alte Säuler am Wall.
Phot. Schmitter.

Altes Haus am Hexenturm.
Phot. Schmitt.



ihre Hausgenossen aus ihren eigenen Erzeugnissen verwenden. Die übrigen Erzeugnisse mußten der Behörde zur Verfügung gestellt werden. Für die Rohlen trat ebenfalls Rationierung ein. Diese scharfen Bestimmungen, die, wie man zu sagen pflegt, zum Leben zuwenig, zum Sterben aber zuviel boten, führten nach und nach zu allerlei Auswüchsen und Mißbräuchen. Die früher hochgehaltenen Ehrbegriffe schwanden bei sehr vielen dahin, an ihre Stelle trat bei den nicht charakterfesten Menschen Verwilderung der Sitten. Schleichhandel verbunden mit Wucher förderte den materialistischen Geist, die idealen, auf Gemeinschaftsgeist beruhenden Gesichtspunkte kamen immer weniger zur Geltung; Diebstähle waren in der Folgezeit an der Tagesordnung.

Nur durch stundenlanges sogenanntes Schlangenstehen vor den Geschäften waren die rationierten Lebensmittel oft nur in Bruchteilen der Rationen zu erhalten.

Durch die gesetzliche Kriegsfürsorge waren bis zum Schlusse des Jahres 1918 an bedürftige Kriegerfamilien der Stadtgemeinde im ganzen 655 113 Mark als Unterstützung gezahlt worden.

Davon entfielen:	auf den Staat	476 635	Mark,
	„ „ Kreis	102 230	„
	„ die Stadtgemeinde . . .	76 248	„

Außerdem waren während des Krieges aus freiwilligen Sammlungen innerhalb der Bürgerschaft neben Lebensmittel und Kleidungsstücken über 60 000 Mark für die Krieger und deren Familien verwandt worden.

Bei der Demobilmachung befanden sich noch 740 Mitbürger im Heeresdienste.

Während der vier Kriegsjahre, und zwar bis zum Waffenstillstande, waren

123	Mitbürger	als Krieger gefallen bzw. an Krankheiten gestorben,
19	„	vermißt, die nachträglich alle für tot erklärt worden sind,
155	„	teils schwer, teils leicht verwundet und kriegsbeschädigt.

Danach sind rund 14 Prozent der zum Heeresdienste eingezogenen Mitbürger gefallen bzw. gestorben und 15 Prozent verwundet bzw. als Kriegsbeschädigte anerkannt worden.

In der katholischen Pfarrkirche wurde in dem westlichen Chorumgange ein Gedenkaltar mit den Namen der Gefallenen, an Krankheit verstorbenen und als tot erklärten Vermissten zum ewigen Angedenken an die Blutopfer errichtet, welche Bürger der Pfarrgemeinde Erkelenz für Heimat und Vaterland dargebracht haben; ebenso sind Gedenktafeln in der evangelischen Kirche und in der Synagoge für die Gefallenen dieser Konfessionen angebracht.

Auf den hiesigen Friedhöfen sind vier gefallene und 15 an Krankheiten verstorbene deutsche Krieger beerdigt worden. Einfache würdige Grabsteine mit Angabe von Namen, Geburts- und Sterbedaten zieren ihre Gräber.

Außerdem wurde auf dem „E h r e n f r i e d h o f“ genannten Teile des katholischen Friedhofes ein größeres Steindenkmal kirchlicher- und weltlicherseits eingeweiht, dessen Widmung lautet:

„Den gefallenen Kriegern der Stadtgemeinde Erkelenz
1914—1918.“

Zur Ehrung des Feldmarschalls von Hindenburg, des Oberkommandierenden der in so vielen Schlachten siegreichen deutschen Armeen, war bei Gelegenheit des 70. Geburtstages desselben seitens der Stadtverordnetenversammlung beschlossen worden, der bisherigen Bahnstraße fürderhin den Namen „Hindenburgstraße“ zu geben.

Durch die Revolution wurde das Kaiserreich gestürzt. Um anarchistische Zustände zu verhüten, bildete die Beamten- und Arbeiterschaft der Stadt Erkelenz sofort einen Ausschuß, der die öffentliche Ordnung aufrechterhalten sollte. Aber schon am 12. November 1918 löste der für die Revolution typische Arbeiter- und Soldatenrat diesen ab, indem er sich in den Besitz der vorher von der Behörde eingesammelten Waffen setzte. Stadt und Kreis wurden ihm als unterstellt erklärt und zum Zeichen dessen auf den öffentlichen Gebäuden die rote Fahne gehißt.

Der hiernach einsetzenden Mißwirtschaft, die hauptsächlich darin bestand, Beschlagnahmungen von Lebensmitteln durch die mit Waffen ausgerüsteten Bahnhofs- und Straßenwachen vorzunehmen und Beglaubigungen und Bescheinigungen jeglicher Art auszustellen, wurde dadurch die Spitze abgebrochen, daß der gesamte Beamtenapparat in Stadt und Kreis auf seinem Posten verblieb und die amtlichen Geschäfte in der althergebrachten Weise weiterführte.

Die Tage der Herrschaft des Soldaten- und Arbeiterrates muteten den ruhigen Bürger trotz des Ernstes der Zeit wie ein mißglückter Fastnachtscherz an.

Mittlerweile kam infolge der mit den Alliierten getroffenen Friedensabmachungen auf dem Rückmarsche ein Teil des Westheeres, der nicht mit der Eisenbahn befördert werden konnte, in Eilmärschen durch Erkelenz. Dieser Rückmarsch dauerte vom 17. bis zum 28. November 1918. Zuerst kamen die Truppen der Etappe: Autokolonnen und Trains mit gehißten „roten Fahnen“, dann folgten in endlosen Marschkolonnen die Fronttruppen aller Waffengattungen, und zwar alle mit der „schwarzweißroten Fahne“. Die Bevölkerung empfing diese Fronttruppen in den mit Girlanden und deutschen Fahnen geschmückten Straßen mit großem Jubel. Schon die ersten Fronttruppen holten die roten Fahnen von den öffentlichen Gebäuden herab und machten den vom Soldaten- und Arbeiterbeirat eingerichteten Bahnhofs- und Straßenwachen ein Ende.

Am 2. Dezember 1918 rückten die ersten Truppen der Alliierten — Belgier und Franzosen — in Erkelenz ein. Von diesen wurde sofort eine Anzahl von Notabeln als Geiseln bestimmt, die für alle Ausschreitungen der Bevölkerung gegen die Besatzung haftbar gemacht werden sollten. Erhebliche Ausschreitungen seitens der Bevölkerung kamen nicht vor, wohl haben einige Besatzungstruppen sich solche zuschulden kommen lassen durch Requirieren, Beschlagnahmen und Drangsalieren der Behörden und Quartierwirte.

Als Wohlthat wurde von der Bürgerschaft begrüßt, daß die feindliche Besatzung die „roten Fahnen“ verbot und den Arbeiter- und Soldatenrat auflöste, dessen unrühmliche Tätigkeit damit zu Ende ging.

Ein größeres französisches Kommando von mehreren Regimentern Infanterie und Artillerie verblieb vom 13. Dezember 1918 ab als Besatzung in Erkelenz.

Die Mannschaften wurden in Schulen und Wirtschaftshäusern, die Offiziere und der größere Teil der Unteroffiziere in Bürgerquartieren untergebracht. Die Verpflegung besorgten die Truppenteile selber, requirierten aber die verschiedenen Lebensmittel bei der Stadtverwaltung, der es dadurch noch schwieriger gemacht wurde, die Bürgerschaft mit den wenigen zur Verfügung stehenden Lebensmitteln zufriedenstellend zu versorgen.

Außer der Beschlagnahme einer großen Anzahl an Privatwohnungen mußten alle Waffen bis zum Dolchmesser und Flobert abgeliefert werden, der Abend- und Nachtverkehr wurde beschränkt, zum Reisen bedurfte es eines besonderen Reiseheftes, jeder mußte einen Personalausweis mit Lichtbild bei sich führen, der Grußzwang vor den Besatzungsfahnen und den Offizieren wurde angeordnet und anderes mehr.

Die in Erkelenz befindlichen französischen Truppen rückten am 19. November 1919 nach Schleswig zur Überwachung der Abstimmung nach Nationalitäten. An ihre Stelle traten am 1. Dezember 1919 belgische Besatzungstruppen — Infanterie und Artillerie — in Stärke von etwa 2000 Mann.

Nach der Ratifizierung des Friedensvertrages traten allmählich einige Erleichterungen ein, die Verkehrssperren wurden aufgehoben, die deutsche Polizei trat wieder in Funktion, der Grußzwang für den Bürger fiel weg. Auch wurden vom Reich zwei Hotels für Offizierswohnungen käuflich erworben, sowie Baracken bei Oeftrich und nacher westlich der Eisenbahnlinie auf Tenholt zu für Mannschaften und Pferde errichtet. Dort wurden dann weiter 15 und in der Glückaufstraße 3 massive Häuser mit einer Anzahl Wohnungen für die Besatzungs-Offiziere und Unteroffiziere erbaut, sowie Exerzier- und Übungsplätze mit einem oberirdischen Schießstande am Hagelkreuz angelegt, der zur Sicherheit gegen Schießunfälle mit Quermauer versehen war. Trotzdem blieb noch eine Anzahl Bürgerquartiere für Offiziers- und Unteroffiziersfamilien beschlagnahmt bis zum Abbrücken der Besatzungstruppen am 30. Januar 1926.

Im Januar 1923 schritten die Franzosen und Belgier zur Besetzung des Ruhrreviers.

Es kam zum passiven Widerstand und zur Überführung der Eisenbahn in die „Regie der Interalliierten Rheinlandkommission“.

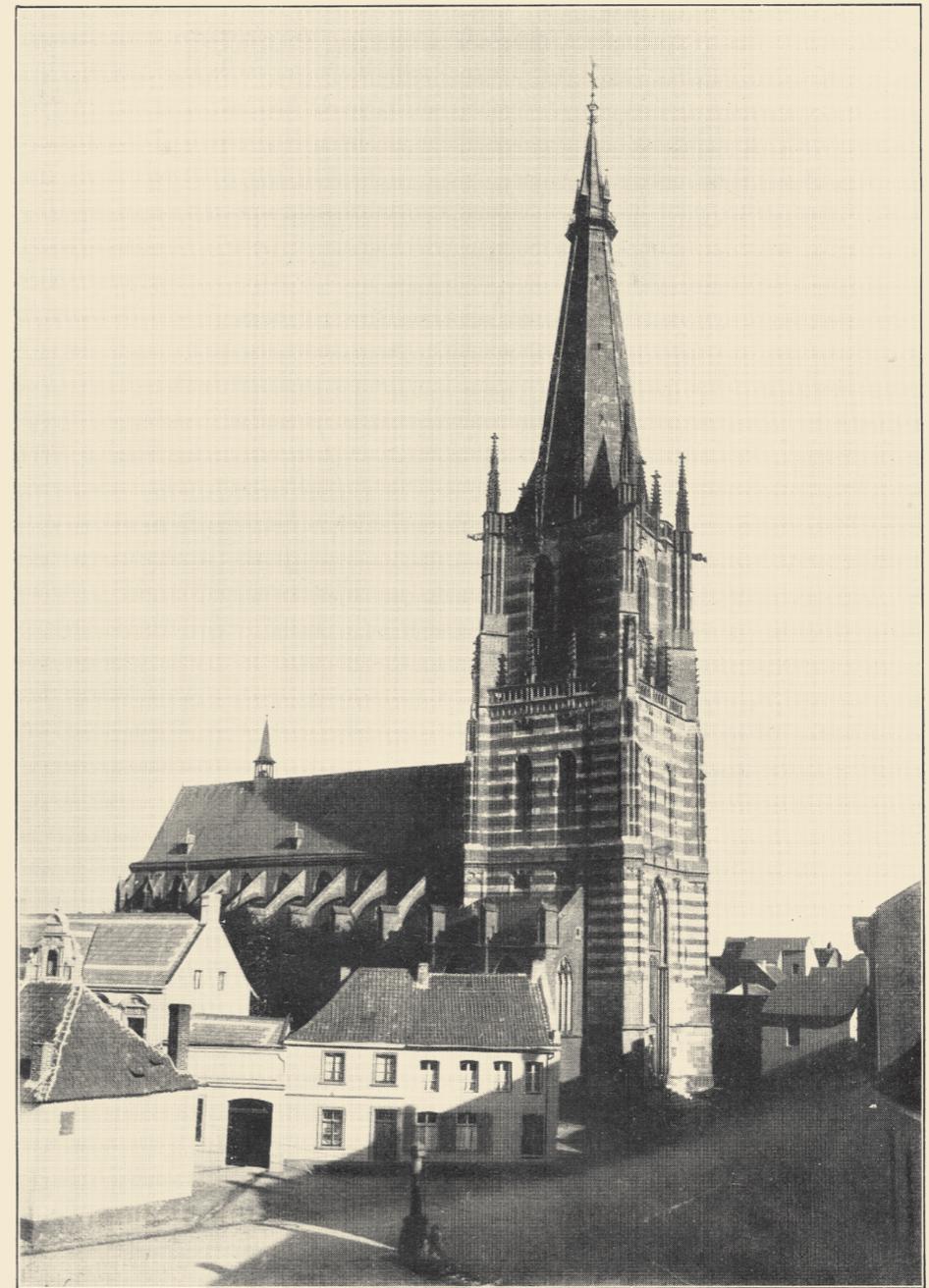
Die Eisenbahnbeamten- und -angestellten lehnten im hiesigen Stadtbezirke ausnahmslos den Übertritt zur „Regie“ ab. Der Auto- und Frachtverkehr wurde nur für die nötigsten Lebensmitteltransporte aufrechterhalten. Die Erwerbslosenunterstützungsgelder gelangten heimlich durch Vertrauensleute zur Auszahlung. Dafür mußten die Erwerbslosen Notstandsarbeiten — Wegearbeiten, Anlegung eines neuen Friedhofes, Erdarbeiten auf dem Sportplatz u. a. — verrichten. Da die Besatzungsbehörden sahen, daß ihren Anordnungen keine Folge gegeben wurde, so verlegte sich die belgische Geheimpolizei auf die Gewinnung deutscher Spitzel, was ihnen leider bei einzelnen nicht im besten Ruf stehenden Personen auch gelang. Die Folge war, daß aus Erkelenz 14 Familienvorstände — Eisenbahner, Beamte und Privatpersonen — mit ihrem Familien bis zum kleinsten Kinde ausgewiesen

wurden; deren Häuser bzw. Wohnungen wurden mit Beschlag belegt und von belgischen oder den Belgiern genehmen Familien bezogen. Die Ausgewiesenen wurden, soweit sie sich nicht schon zeitig in das unbesezte Gebiet oder in die Kölner Zone geflüchtet hatten, zum Teile bei Nacht und Nebel im Auto durch belgische Soldaten mit aufgezplantem Seitengewehr oder per Bahn bis in die Nähe von Wesel gebracht. Die Leiden dieser Ausgewiesenen eingehender zu beschreiben, überschreitet den Rahmen dieser Ausführungen. Nur sei gesagt, daß manche nachts bei strömendem Regen auf der Landstraße bei Wesel abgeladen wurden, daß sie bei Ankunft in Wesel mitten in der Nacht kein Quartier fanden oder mißsammt den Kindern im Winter auf einem ungeheizten Zimmer kampieren mußten, daß sie bei dem rücksichtslos eiligen Transport weder Varmittel noch Kleider und Wäsche hatten mitnehmen können.

Manche Ausgewiesene durften, trotzdem auf Anordnung der deutschen Regierung schon im November 1923 der „passive Widerstand“ aufgehoben worden war, erst in der letzten Hälfte von 1924 zurückkehren, so daß einzelne bis andert- halb Jahre ausgewiesen waren.

Schon zu Anfang der Besetzungszeit hatte Frankreich den Versuch gemacht, die Rheinländer zum Anschluß an Frankreich zu gewinnen, zunächst durch Strenge, hernach durch Versprechungen gegenüber einzelnen sogenannten führenden Personen. Dies hatte damals aber, außer bei wenigen zweifelhaften Strebern, keinerlei Erfolg, vielmehr war dadurch der vaterländische Gedanke beim rheinischen Volke immer mehr vertieft worden. Der „passive Widerstand“ mit seinen Räten und Drangsalen gab Frankreich und Belgien nochmals Veranlassung, nunmehr mit gewaltsamen Mitteln einen Anschluß der Rheinlande an Frankreich bzw. Belgien zu versuchen. Unter stillschweigender und offener Duldung der Besatzungsbehörden bildeten sich aus den verworfensten Elementen, auch besonders des unbesezten Gebietes, sogenannte Separatistentrupps, welche sich mit Waffengewalt in einzelnen Städten — Düren, Aachen, Düsseldorf u.a. — festsetzen und Behörden sowie Bevölkerung monatelang terrorisierten und brandschatzten. Teilweise wurden sie, als sich gezeigt hatte, daß sich die Bevölkerung sich ihnen nicht anschloß, sie vielmehr mit allen Mitteln zu bekämpfen suchte, von den örtlichen Polizeitrupps mit Waffengewalt aus den Städten hinausgetrieben, wobei es eine Anzahl von Tote gegeben hat.

In Erkelenz verlief der Separatistenputsch harmloser. Am 21. Oktober 1923 erschienen im Auto eine Anzahl von Personen, die an verschiedenen Stellen in der Stadt rote Plakate anklebten mit dem Aufruf: „In Aachen ist die Rheinische Republik ausgerufen.“ Einzelne mit denen Erschienenen im Bunde stehenden Bürger, die schon früher im Ruße standen, separatistische Bestrebungen zur Gründung einer rheinischen Republik mit Anschluß an Frankreich und Belgien gefördert zu haben, sowie dem früheren Soldatenrate angehörenden Personen verbanden sich mit den Verbreitern des Aufrufes und pflanzten mit Waffengewalt unter dem Schutze der Belgier am Rathause und auf dem Landratsamte die „rheinische Fahne“ auf. Ein früher zugezogener Metzgermeister, der vorübergehend Stadtverordneter gewesen war, erklärte sich zum Beauftragten der Separatisten-



Ratholische Pfarrkirche.
Phot. Schmitter.



Marienleuchter in der Pfarrkirche vor dem Umbau der Turmhalle.
Phot. Schmitter.

regierung und forderte die Kommunal- und Staatsbeamten auf, auch unter der Rheinischen Republik den Dienst weiter zu versehen. Die Beamten sowie auch die Bürgerschaft lehnten aber jede Verbindung mit den Separatisten ab, und so wurde schon am 22. Oktober 1923 die Separatistenfahne von den Beamten wieder entfernt. Damit war in Erkelenz die separatistische Bewegung erledigt, da die Anhänger derselben sahen, daß sie von der aufgeregten Bevölkerung für sich das Schlimmste zu erwarten hatten.

Aus Anlaß der Teuerung verbunden mit Arbeitslosigkeit rotteten sich revoltierende Teile der Arbeiterbevölkerung, darunter hauptsächlich Erwerbslose, im Notjahre 1923 des öfteren zusammen, um auf die Behörden einen Druck auszuüben zwecks Zahlung höherer Unterstützungsgelder. Solche kamen auch mehrere Male zur Auszahlung. Dabei zeigte sich aber, daß die größten Schreier gleich nach Empfang des Geldes im Wirtshause anzutreffen waren, wo sie sich ihrer Heldentaten rühmten. Da daraufhin die Behörden sich bei den Auszahlungen den Schreibern gegenüber zurückhaltender verhielten, versuchten diese die Erwerbslosen aufzuheizen, was ihnen zum Teil auch gelang. Die Aufrihrer zogen dann auf die Äcker und holten sich dort die in Garben aufgestellten Früchte, so daß einzelne Grundstücke gänzlich gesäubert waren. So zogen auch eines Tages mehrere hundert Aufrihrer zum Landratsamte und nacher zum Bürgermeisteramte, wo zufällig eine Versammlung der Stadtverordneten stattfand, um unter Drohungen Geld und Lebensmittel zu verlangen. Dabei mußten Abgesandte der Aufrihrer, welche die Polizeiorgane tätlich angriffen, mit Gewalt zurückgewiesen werden; andere suchten die Stadtverordneten durch Drohungen einzuschüchtern. Unter diesem Drucke gab die Stadtverordnetenversammlung zu, daß bei einzelnen Landwirten Vieh zum Schlachten beschlagnahmt werden könne, daß das Fleisch unter Preis, event. sogar ohne Entgelt an Minderbemittelte und Arme abzugeben und der Preisunterschied von der Stadtgemeinde zu tragen sei. Eine Reihe von Zwangsschlachtungen unter Leitung und Aufsicht der Aufrihrer fand auf diese Weise statt, bis die Landwirte geschlossen hiergegen Stellung nahmen und unter Mitwirkung der Behörden eine Einigung über weitere Viehabgaben zustande kam.

Anfangs des Krieges war seitens der Staatsregierung die Papiermark an Stelle der Goldmark als gesetzlich vollgültiges Zahlungsmittel erklärt worden. Schon während des Krieges fiel der Wert dieser Papiermark, was sich dadurch zeigte, daß alle Gebrauchsgegenstände immer teurer wurden. Im Auslande hatte die Papiermark einen geringeren Kurswert als die Goldmark; letztere war auch bald dem Verkehr ganz entzogen. Wenn auch während des Krieges die Zwangswirtschaft mit festgesetzten Normalpreisen eingeführt worden war, so sorgten doch Hamsterer, Wucherer und Schieber dafür, daß die Waren auf kaum erschwingliche Papiermarkpreise stiegen. Dies kam in der Nachkriegszeit sogar so weit, daß der vorhandene Bestand an staatlichen Papiergeld-Zahlungsmitteln im Verkehr nicht mehr ausreichte, deshalb wurde den Kommunalbehörden — Provinz, Kreisen, Gemeinden — sowie den größeren industriellen Betrieben und Handelskammern gestattet, bis zu einer bestimmten Summe eigenes Papiergeld zu drucken und mit staatlicher Genehmigung

in den Verkehr zu bringen, damit einerseits Löhne gezahlt, andererseits Lebensmittel gekauft werden konnten. Für die Stadt Erkelenz wurden in dem Jahre 1921 Papiermarkscheine im Einzelwert von 50 und 75 Pfg., und zwar im Gesamtwerte von 70 000 Papiermark gedruckt, zum Teil zur Ausgabe gebracht und bis zum Jahre 1922 wieder eingelöst, nachdem die staatlichen Zahlungsmittel in Papiermark wieder ausreichten (vgl. Abbildungen).

Aum größten Jubel der Bevölkerung erfolgte der Abzug des Restes der Besatzung, von der schon seit einigen Wochen kleinere Abteilungen abtransportiert waren, am 31. Januar 1926, rund ein Jahr später, als er nach dem Versailler Zwangsvertrag für die erste Besatzungszone hätte erfolgen müssen. Die Bürgerschaft war schon den ganzen Tag in freudigster Stimmung; sie sammelte sich abends auf den Marktplatz in Erkelenz



Stadtwappen. Nach einer farbigen Zeichnung im Rathaus.

und stimmte, als um 12 Uhr nachts die Befreiungstunde schlug und die Glocken sämtlicher Kirchen erklangen, aus sich ein tausendstimmiges „Hurra“ an.

In diesem Augenblick hob sich die Brust jedes anwesenden Deutschen bei dem Gedanken:

„Wir sind wieder frei!“

Am nächsten Tage, dem 1. Februar, fand sodann in den verschiedenen Kirchen feierlicher Befreiungs-Gottesdienst sowie nachmittags unter Anwesenheit des Regierungspräsidenten und des Landrates eine öffentliche Stadtratsitzung und abends ein großer Fackelzug statt, an dem außer den Spitzen der Behörden die

Schulen, sämtliche Vereine mit ihren Fahnen und ein sehr großer Teil der Bevölkerung teilnahmen.

In der Stadtratsitzung hielten der Vorsitzende Bürgermeister Spitzlei, dann Regierungspräsident Dr. Kumbach aus Aachen, Landrat Dr. von Neumont und Ehrendiener Prälat Kamp vaterländische Ansprachen, aus denen immer wieder der freudige Ruf hervorklang: „Wir sind frei!“

Nach dem schönen Fackelzuge, der einen Umfang angenommen hatte, wie ihn die Stadt Erkelenz bis dahin noch nicht gesehen, hielt der Regierungspräsident vor einer ungewöhnlich großen Festversammlung auf dem Marktplatz, nachdem das vom Städtischen Gesangs- und Musikverein vorgetragene Niederländische Dankgebet verklungen war, eine Ansprache, die mit den Worten schloß: „Noch glaubt die Welt an eine Zukunft des deutschen Volkes, erst recht müssen daher wir diesen Glauben in uns stärken und fördern. Geloben wir es in dieser Feierstunde, in der wir die Treue zu unserer Heimat, zu unserem Vaterlande erneuern, in dem Rufe:

Unser heißgeliebtes Vaterland lebe hoch!“

Jubelnd stimmte die Menge in das Hoch ein. Wie ein mächtiges Gelöbniß drang der Hochruf in den Abend hinein. Hoch schlugen die Wogen der Begeisterung und Freude, und mächtig stieg das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ himmelwärts. Meisterhaft wurde der Zapfenstreich vom Trommler- und Pfeifenkorps Benrath und dem Städtischen Musikverein gespielt, womit die historisch für unsere Stadt so bedeutungsvolle Befreiungsfeier ihr Ende fand. Buntbewegtes Leben brachten die späten Abendstunden, alle floh der Schlaf in dem beglückenden Gefühl: „Wir sind frei!“



Die Pfarrkirche zum hl. Lambertus in Erkelenz

Von Prälat H. J. Kamp (Erkelenz).

Während die alten Festungstürme und Wehrmauern der Stadt längst in Trümmer gefallen sind, erhebt sich in altherwürdiger Schönheit und wuchtiger Majestät die Pfarrkirche weit über die Stadt und Stadt und deren Weichbild als Wahrzeichen von Erkelenz und noch mehr als Symbol der treugläubigen Gesinnung der Bevölkerung. Sie gehört zu den großartigsten und bemerkenswertesten Backsteinbauten des Niederrheins. Die Bauformen der reiferen Gotik verweisen ihre Errichtung in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Unter Beibehaltung des alten Turmes einer früheren Kirche wurde sie als dreischiffige spätgotische Hallenkirche in Ziegelmauerwerk erbaut, im Lichten 53 m lang, 21 m breit. Das Chor ist nach den Seiten des regulären Achteckes geschlossen und in gleicher Breite wie das Mittelschiff. Mittelschiff und Seitenschiffe sind durch vier-eckige, stark gebrochene Pfeiler getrennt, an welchen sich Dienste befinden, die unmittelbar ohne Kapitäle in die Gurte der Bogen übergeben. An den Pfeilern sind ebenfalls keine Kapitäle. Die Seitenschiffe sind in quadratische Felder eingeteilt; das Mittelschiff ist doppelt so breit als die Seitenschiffe. Von der ehemaligen Kirche ist noch ein messingener Löwenkopf vorhanden, der sich jetzt auf der Sakristeitür befindet, und ein weit ausladender Mauerrest, der sich in der Nähe der Turmhalle unter dem Belag bei einer Untersuchung des Bodens für eine geplante Fundamentierung einer Orgelbühne vorfand.

Im Jahre 1418 zelebrierte Goswin Sasse auf dem neuen Hochaltar die erste heilige Messe; da der Altar noch nicht konsekriert war, erteilte der Bischof von Lüttich, zu dessen Diözese damals Erkelenz gehörte, durch den Pfarrer Tilmann von Dalen in Beeck hierzu die Erlaubnis.

Wie eine in der Turmhalle angebrachte Inschrift besagt, stürzte im Jahre 1457 der alte Turm ein. Ohne Zögern traf die Pfarre Veranstaltung, einen neuen Turm zu erbauen, und gemäß einer zweiten dort befindlichen Inschrift begann der Bau im folgenden Jahr am Tage nach den Feste Petri und Pauli. In seiner architektonischen Gestaltung wurde derselbe reicher, in spätgotischem Stil, ausgeführt als der erste. Ziegelschichten wechseln ab mit weißen Tuffsteinbändern in Blendwerk. Die Mauern sind an drei Seiten acht Fuß, an der Westseite sogar elf Fuß dick. Das Hauptportal und das mächtige Turmfenster macht mit dem dreiteiligen

Maßwerk und den breiten Profilierungen einen mächtigen Eindruck. Auf dem unteren Turmgeschoß baut sich das zweite in etwas verjüngtem Maße auf, so daß äußerlich ein Umgang von 1 Meter entsteht. Die Turmtreppe liegt ganz im Mauerwerk und tritt nur im obersten Geschoß mit drei Seiten aus dem Achteck hervor. Phantastische Wasserspeier beleben das oberste Gesims. Die Fialengruppen, welche bei der im Jahre 1879 vorgenommenen Restaurierung im oberen Turmmauerwerk angebracht waren, mußten infolge Verwitterung in den letzten Jahren leider entfernt werden. Die zopfige Spitze des Turmes brannte im Jahre 1860 infolge Blitzschlages nieder, wie noch später erwähnt wird, und wurde durch ein flaches Notdach ersetzt. So blieb der Turm wie eine Ruine, bis die Pfarre sich bei der erwähnten Restaurierung zur Errichtung eines eisernen Turmhelmes, bedeckt mit dünnen Kupferplatten, entschloß; man glaubte dem Mauerwerk des Turmstumpfes keine zu schwere Last zumuten zu dürfen. Ansprechende Abwechslung bietet der 10 Meter unter der Turmspitze angelegte Umgang. Weit hinaus schaut das große Kirchturmkreuz mit dem kühnen Hahn ins das Land hinein. Vom Straßenpflaster aus weist der Turm eine Höhe von 83 Meter; er gehört zu den höchsten Türmen des Rheinlandes. Bei klarem Wetter sieht man den Vossberg bei Aachen und die Dombürme von Köln. Vor Jahren rangierte er an der 26. Stelle unter den höchsten Bauwerken der Erde, seitdem haben ihn viele überholt.

Im Jahre 1406 fand die erste Turmuhr Aufstellung; dieselbe kostete 15 rheinische Gulden, war also jedenfalls nur eine Sonnenuhr.

Der damalige Hochaltar war ein großer Flügelaltar, bestehend aus einem Mittelfeld und zwei Seitensfeldern; ein Bildhauer in Lüttich, Statius mit Namen, hatte ihn geschnitten und der Meister Johann von Stockum in Köln für 225 oberl. Gulden bemalt.

Um den Laienraum in der Kirche zu vergrößern, führte man die beiden Seitengänge zunächst um den Turm, setzte sie weiter fort um das Chor und bildete so den reizenden Kapellenumgang. Dort, wo der Umgang beginnt, war also früher der Abschluß der Seitenschiffe, in denen sich ein Fenster befand. Daran erinnern noch die beiden blinden Fensterreste, welche sich beiderseits in der früheren Schlußwand befinden. Die nischenartigen Durchbrüche sind später vorgenommen worden; sie werden teils genutzt zur Aufstellung von kleineren Altären; der mittlere zu Ehren der Schmerzensmutter, ein Altar trägt als Mittelfeld das Malteserkreuz umgeben von Holztafeln mit den Namen der im letzten Weltkriege gefallenen Soldaten aus der Pfarrgemeinde, der andere Altar dient dem Andenken an die Gefallenen aus früheren Kriegen. Eine der Erinnerung an unsere Helden würdige Gebetsstelle ist dort geschaffen worden. Ein kleines Chörchen tritt an der Südseite des Umganges unvermittelt hervor. Die Erweiterungsarbeit in der Kirche stammt aus dem Jahre 1482.

Vier Jahre später, so berichtet die Chronik, „waert dat grote creutz midden in unser kirchen gemaecht und opgericht und dat hait gecost 200 overlenscher rijnsher gulden“. Dieses Triumphkreuz stand zwischen dem ersten Joch des Chores und dem Schiff der Kirche. Vielleicht war es eine Folge des späteren Brandes, daß

der Balken mit den künstlerisch sorgfältig ausgeführten Figuren heruntergenommen wurde. Lange Zeit hindurch haben dieselben neben der Taufkapelle am Boden gestanden. Einem noch lebenden hiesigen Bildhauer gelang es, den anfänglichen Widerstand zu überwinden und die ganze Gruppe wieder an ihre Stelle zu bringen; er hatte dabei die Genugtuung, in der Wand noch die Stümpfe des früheren Balkens vorzufinden.

Im Jahre 1497 wurde eine Orgel von dem Meister Johann zu Koermond für 190 Goldgulden und 4 Malter Roggen erworben. Bei dem Durchbruch der Turmhalle um das Jahr 1900 fand die Orgel Aufstellung in einem der Seitenschiffe. Die mit dieser ungünstigen Aufstellung verbundenen Unzuträglichkeiten führten dazu, daß sich ein Orgelbauverein bildete zur Beschaffung der Mittel für eine neue den Bedürfnissen entsprechende Orgel. Der Plan fand allgemein Anklang, und Dank der Opferwilligkeit und des Kunstsinnes der Pfarrangehörigen entstand ein herrliches Orgelwerk, eines der hervorragendsten des Erzbistums. Mit allen modernen Mitteln der Technik ist sie ausgestattet; sie zählt 42 Register und 3 Klaviaturen mit elektrischem Antrieb; die Orgelbauanstalt von Klais in Bonn hat sie geliefert. Große Freude herrschte in der Pfarre, als sie am Sonntag, dem 30. Juni 1907, eingeweiht wurde. Unter den vielen auswärtigen Gästen war der berühmte Komponist Nekes von Aachen erschienen, ebenso der Orgelbauer Klais. Organist Sattler aus Köln übernahm die Vorführung des Werkes; unter seinen geübten Händen kam der herrliche Klang in seiner ganzen Fülle großartig zur Geltung. Domkapellmeister Nekes hatte für diesen Festakt eigens einen sechsstimmigen Chor komponiert, den er seinem alten Freunde, Hauptlehrer Schommerk, zueignete. Nachmittags fand eine überaus zahlreich besuchte Festversammlung im Kaisersaale statt, deren reiches Programm ein Ausdruck der allgemeinen Freude über das Gelingen des Werkes war; die Festrede hielt Progymnasiallehrer Monger, welcher sich im Laufe der Jahre um das Zustandekommen des Werkes die größten Verdienste erworben hatte.

Einen herrlichen Schmuck bildet der im Mittelschiff an einer eisernen, mit durchbrochenen Knäufen versehenen Stange aufgehängte Marienleuchter. Er stammt aus dem Jahre 1517, ist 4 Meter hoch und hat 2,50 Meter im Durchmesser. Auf dem Postament steht die Doppelfigur Mariens mit dem Jesuskind, den Mond hat sie zu ihren Füßen. Von dem Postament gehen sieben Lichtarme aus, geziert mit überreichem Blattwerk; das Distelmotiv, Blätter und Blüten, ist durchgeführt. Auf jedem Arm steht eine Engelfigur mit einem Musikinstrument; ein Kerzenhalter erhebt sich aus jeder Blattkrone; die Knäufe der Stange kehren hie und da wieder. Neben dem Leuchter von Calcar ist der hiesige der Schönste im Rheinland; der Calcarer ist zwar etwas älter und übertrifft ihn wohl in der technischen Ausführung des Schnitzwerkes, aber in der kunstreichen leichten Technik, in der fast spielenden Behandlung des spröden Eisens und in der Wiedergabe der urwüchsigen, wilden Motive behauptet er den ersten Platz. Die Liebfrauenbruderschaft schenkte dieses hervor-

ragende Kunstwerk im Jahre 1517. Das Eisenwerk wurde hergestellt in Neufz für 24 Kölner Gulden und vom Meister Erwein in Köln für 50 Goldgulden und 50 Philippsgulden vergoldet. Da die Vergoldung im Laufe der Jahre gelitten hatte, wurde sie vor wenigen Jahren anlässlich eines kirchlichen Gedenktages dank der Hoherherzigkeit eines Geschenkgebers unter Leitung eines Sachverständigen sorgfältig erneuert, so daß der Leuchter jetzt wieder in seiner alten, wunderbaren Schönheit erstrahlt.

Dieser Marienleuchter sowie die Liebfrauenbruderschaft, welche ihn stiftete, ist eine Erinnerung daran, daß zur damaligen Zeit das Andenken an den eigentlichen Pfarrpatron, den hl. Lambertus, etwas zurücktrat, der durch die langjährige Abhängigkeit der Pfarre von dem Marienstift in Aachen gegebenen besonderen Hingabe an die Mutter Gottes. Der hl. Lambertus gehört, wie die vielen ihm geweihten Kirchen beweisen, zu den meist verehrten Heiligen des Frankenlandes; die nach ihm benannten Gotteshäuser stammen zumeist aus dem ersten Jahrtausend. Da Erkelenz Jahrhunderte hindurch zu Rüttich gehörte, dem früheren Bischofssitze des hl. Lambertus, lag es sehr nahe, ihn zum Patron der Pfarre zu erwählen. Von der ehemaligen Kirche ist dieses Patronat auf die jetzige übergegangen. Die alte Zugehörigkeit zu unseren Heiligen ist allmählich wieder zu ihrem Rechte gekommen und hat sich im religiösen Leben des Volkes mit der Verehrung der Mutter Gottes in nachhaltigster Weise geeint zum Segen der Pfarre. Eine alte Schwenkfahne aus Seide, welche der früheren Schützenbruderschaft gehörte, zeigt außer ihrem Schutzheiligen, dem hl. Sebastianus, die beiden Heiligen Maria und Lambertus.

Aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts stammt das auf dem Chor der Kirche stehende mächtige Adlerpult, eine bemerkenswerte belgische Selbgußarbeit. Es steht auf drei Löwen, entwickelt sich zu einem dreiseitigen, mit Maßwerk verzierten Aufbau, aus welchem das sechsseitige Postament mit der Kugel aufwächst. Auf der Kugel erhebt sich der Adler wie zum Schwunge bereit; in seinen Klauen hält er eine Fledermaus, das Sinnbild der düsteren Nacht, während er auf seinen ausgebreiteten Flügeln bei feierlichem Gottesdienste das Evangelienbuch, das Zeichen des Lichtes und der Wahrheit hält. Den Fuß des Pultes flankieren Figuren, darstellend den himmlischen Vater und den göttlichen Sohn, die dritte fehlt. Dieses Pult ist unstreitig ein Kunstwerk ersten Ranges und übertrifft in seiner Ausführung und Erhaltung die sonst ähnlichen Pulte zu Düsseldorf und Aachen.

Von den vier Glocken mußten während des Krieges zwei aus dem Turme herausgeholt werden, um vaterländischen Zwecken zu dienen. Die schwerste derselben war vor kurzer Zeit von der Glockengießerei abgeliefert und in den Turm gezogen worden; sie hatte nur ein einziges Mal ihre herrliche Stimme erschallen lassen, da mußte sie das Schicksal der vielen Tausende ihrer Schwestern teilen; nach dem Kriege kehrte sie wieder zurück. Die älteste Glocke, gegossen von dem berühmten Glockengießer Johann von Trier, stammt aus dem Jahre 1535 und trägt folgende Inschrift: Maria heischen ich, in die Ere Gots luden ich, die Doden beschriden ich, den Donner verdriefen ich, Jan van Treer, Burger zu Aich, gois mich anno Domini MVcXXXV. Sie wiegt 4914 Pfund; eine ältere beschädigte Glocke

und 500 Pfund Kupfer und Zinn wurden für den Guß verwandt; der Gießher erhielt für jede 100 Pfund 2 Goldgulden.

Im Jahre 1540 wurde die Stadt von einem schweren Brandunglück heimgesucht, das Feuer ergriff auch die Kirche und vernichtete alle Dachwerk, so daß sie allem Unwetter ausgesetzt war. Alles Schutzes beraubt, machte sie einen kläglichen Eindruck; die Besucher konnten sich fast nicht mehr in derselben aufhalten. In ihrer Not wandten sich die maßgebenden Personen an das Stift zu Aachen und baten unter Hinweis auf ein früheres Abkommen um Hilfe. Die Stiftsherren aber erwiderten, sie seien zu nichts verpflichtet, wohl seien sie bereit, aus Mitleid in einzelnen Terminen eine Summe von 300 geldrischen Rittergulden zu schenken, aber nur unter der Bedingung, daß eine von der Stadt offiziell ausgestellte Bescheinigung die Freiwilligkeit der Summe bestätige. Dies Ansinnen wurde abgewiesen und der Klageweg betreten.

Damals hielt Kaiser Karl V., umgeben von den Abgeordneten der Städte des Herzogtums Geldern und der Grafschaft Zutphen, in Nymwegen einen Landtag ab. Mit den nötigen Dokumenten begab sich der Pfarrer Goswin von Wockeraid dorthin und fand Zulassung. So klar und überzeugend wußte er das Recht seiner Pfarre und die Pflicht des Aachener Stiftes der ganzen erlauchten Versammlung darzulegen, daß der Landtag den einstimmigen Entschluß faßte, das Stift zur unverzüglichen Reparatur aufzufordern. Die Arbeit wurde den beiden Dachdeckern aus Koermond Martin von Erkelenz und Johann op dem Poil für 675 Rittergulden und 12 Malter Roggen übertragen.

Im Jahre 1586 erhielt der Turm eine neue Uhr, gefertigt von dem Uhrmacher Goswin von Braikelen (Brachelen), Meister Gerhard Pyll von Lövenich bemalte sie für 32 Goldgulden.

Im 18. Jahrhundert entzündete der Blitz den Helm der Kirche, bei dessen Zusammensturz das Mauerwerk sehr beschädigt wurde; als Ersatz erhielt der Turm eine Spitze in den Formen der Zopfzeit.

Die in einem Seitenschiffe angebrachte Taufkapelle ist umgeben von einer Außenwand aus Holz mit Rokokoverzierungen. Der Taufstein, aus Namurer Blausstein, ist achtsseitig mit schlichten Eckköpfen; der Sockel ursprünglich mit Ecksäulchen versehen. Diese sind im Laufe der Zeit verwittert.

Vlinks vom Haupteingang befindet sich im Seitenschiff ein großer Holzstuhl, für drei Personen bestimmt, laut Inschrift aus dem Jahre 1503. Der hohe Stuhlrücken ist reich geschnitten; der überstehende Baldachin wird gehalten von Engelfiguren. Der Stuhl mag in früheren Zeiten auf dem Chor der Kirche gestanden haben; seit dem Jahre 1708 dient er als Postament für eine Holzskulptur, darstellend den kreuztragenden Heiland in Lebensgröße. Mag die Figur auch einen besonderen künstlerischen Wert nicht haben, so macht sie doch auf den Zuschauer einen ergreifenden Eindruck; außer dem Altare ist keine Stelle in der Kirche, welche so stark die Herzen an sich zieht als sie; dort ist zurecht eine Gebetsstelle für die bedrängten und bekümmerten Seelen. Wie viel Leid mag im Laufe der Zeit dort hin getragen worden sein !



Prälat H. J. Kamp
Ehrendechant.



Chorseite der Pfarrkirche.
Phot. Schmitter.

Bemerkenswert ist das neben der Taufkapelle eingemauerte, halbvorstehende Steingebilde, anscheinend der Teil des Sakramentshäuschens, welches sich in der früheren Kirche befand. Ebendort zwei Holzfiguren in Überlebensgröße, vielleicht sind es die beiden Heiligen Petrus und Johannes Capistran. Sie stammen aus der in der Gasthausstraße bestandenen St. Leonarduskapelle.

Neben der Taufkapelle steht die aus Holz überaus kunstreiche geschnitzte Statue der Mutter Gottes von Lourdes, herrührend aus einem weit bekannten hiesigen Atelier.

Die unter der Turmhalle und dem Kapellenumgang angebrachten Grabplatten sind fast vollständig abgetreten und unlesbar; an einer derselben sind noch die messingenen Eckstücke mit den Symbolen der vier Evangelisten erhalten, auf einer ist das Oidtmann'sche Wappen.

Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen die beiden an der Rückwand der Seitenschiffe hängenden Bilder: die Anbetung des göttlichen Kindes und das Martyrium der heiligen Katharina. Noch sind aus den vergangenen Jahrhunderten zu nennen die Figur des heiligen Johannes des Täufers mit reich ausgeführtem Gewand, sie steht in der Taufkapelle, dort auch eine aus einem Schnitzaltare herrührende Gruppe, die Grablegung Christi, umstanden von sechs Figuren, eine flämische Arbeit. Ferner die beiden Figuren der Heiligen Crispin und Crispinian, Schutz der Schuster; sie tragen ein Mühlrad zum Andenken daran, daß sie in der Aisne ertränkt worden sind, beide von künstlerischen Bedeutung. Dort auch eine Figur der heiligen Mutter Anna, die zur Zeit auf dem St. Anna-altare gestanden hat. Die in der Sakristei aufbewahrten Kelche tragen die Jahreszahlen 1733, 1734, 1735 und 1775. Das silberne Kreuz, in welchem sich eine große Partikel vom heiligen Kreuz befindet, ist aus dem Jahre 1735. Bemerkenswert sind die beiden größeren und die zwei Reliquientafeln aus dem 18. Jahrhundert mit Silberbeschlägen; die Reliquien sind reich gefaßt. Dann sei noch erwähnt der neben dem Hochaltare stehende Totenleuchter, früher bestimmt zur Aufnahme der Totenkerze, jetzt benutzt für die Osterkerze; er trägt die Jahreszahl 1624. Zu den alten Kirchenbänken, deren Kopfstücke sorgfältig ausgearbeitet sind, wurden vor einigen Jahren neue hinzugefügt, deren Vordertheile die Anrufungen der lauretanischen Vitanei sinnig in Bildhauerarbeit tragen.

Aus lokalen Gründen mußten vor mehreren Jahren zwei alte Weihwasserbecken aus der Wand entfernt werden, welche beide Beachtung verdienen. Das eine läßt vermuten, daß es frei auf einem Sockel in der Nähe der Türe im Schiffe der Kirche gestanden hat; es ist aus Sandstein; das andere, aus Quarzit, ist mit zwei Henkeln und einem Ausguß versehen; diese Zutaten befanden sich in der Wand eingemauert, sie waren von außen nicht sichtbar. Ob dieses Steinwerk für alchimistische Zwecke oder für heidnische Opfer gedient hat, entzieht sich unserer Kenntnis; jedenfalls stammt es her aus dem ersten Jahrtausend und sind beide bereits in der früheren Kirche zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt worden.

Zum Inventar der Kirche gehört auch ein aus dem Jahre 1470 stammendes auf Holz gemaltes Bild von 1,80 m Höhe und 0,83 m Breite, sehr gut erhalten,

von Kunstkennern hochgeschätzt; es zeigt die Fürbitte des Heilands und seiner Mutter für die Seelen der Verstorbenen; bemerkenswert schon aus ikonographischen Gründen. Das Bild kam als Geschenk in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in die hiesige Kirche. Nach dem Urteile der Sachverständigen gehört es der süddeutschen Schule an.

Der Hauptaltar, ein ganz hervorragendes Werk des Bildhauers Mengelberg, ein Flügelaltar mit drei Feldern, zeigt Darstellungen aus dem Leben und Leiden des Heilands; im Jahre 1896 wurde er beschafft. Demselben ebenbürtig an künstlerischer Behandlung ist der Seitenaltar des heiligen Joseph, die Kommunionbank und die Kanzel; diese Arbeiten geben Zeugnis von der hohen Kunstfertigkeit heimischer Bildhauer. Der Seitenaltar, der Mutter Gottes geweiht, sowie die beiden in der Nähe der Turmhalle sind schlicht in ihrer Ausführung. Der ehemalige Reichtum der Kirche an Kelchen, Ziborien und sonstigen Gegenständen, von welchem die Chronik berichtet, ist im Laufe der Jahrhunderte teils gestohlen, teils durch Plünderungen verlorengegangen.

Von schwerem Brandunglück wurde die Kirche heimgesucht am Sonntag, den 18. Februar 1860. Es war 9 Uhr abends, draußen starkes Schneegestöber und Sturm, da plötzlich ein greller Blitzschlag mit gewaltigem Donner; alles schrak zusammen, und wie erst, als der Hilferuf durch die Straßen gellte, die Kirche brenne. Trotz Wind und Wetter und eisiger Kälte eilten Bewohner hin und überzeugten sich zu ihrem Entsetzen, daß der Blitz in den Turm eingeschlagen und dort gezündet habe. Ohne Zögern erstiegen wackere Männer die Turmtreppe und drangen bis zur brennenden Spitze vor. Wasser wurde ihnen nachgetragen, und man suchte mit Handspritzen das Feuer zu dämpfen und durch nasse Tücher seine Ausbreitung zu verhindern. Die Anstrengungen erwiesen sich als vergeblich. Eilboten suchten aus den benachbarten Orten Hilfe herbeizuholen. Um ½11 Uhr hatte das Feuer einen solchen Umfang angenommen, daß die Umwohner, besonders die der Brückstraße, auf welche der Sturm den Feuerregen trieb, auf die Rettung der eigenen Habe bedacht nehmen mußten. Bald waren auch die beiden Seitenschiffe in Not. Jedoch gelang es, die entzündeten Teile zu beseitigen. Mit wahren Heldennute harrten die wackeren Männer aus in dem brennenden Turm; herunterstürzende Feuerklumpen setzten sie sichtlich der Lebensgefahr aus; die Feuerspritzen vermochten nichts gegen die Gewalt des Sturmes; die Kirche schien verloren zu sein; ein schreckliches Schauspiel.

Da, ein ergreifender Augenblick; der Oberpfarrer Bell trat aus der Kirche mit dem Allerheiligsten, um es in Sicherheit zu bringen.

In höchster Not bot sich ein Bürger an, die vom Turm in das Innere der Kirche führende Öffnung mit Brettern, Schiefer und Schutt zu versperren, damit so das Schiff der Kirche vor dem sonst eindringenden Feuer geschützt werde. Das Wagnis gelang. Nun aber drohte eine andere Gefahr: Der Helm war bis

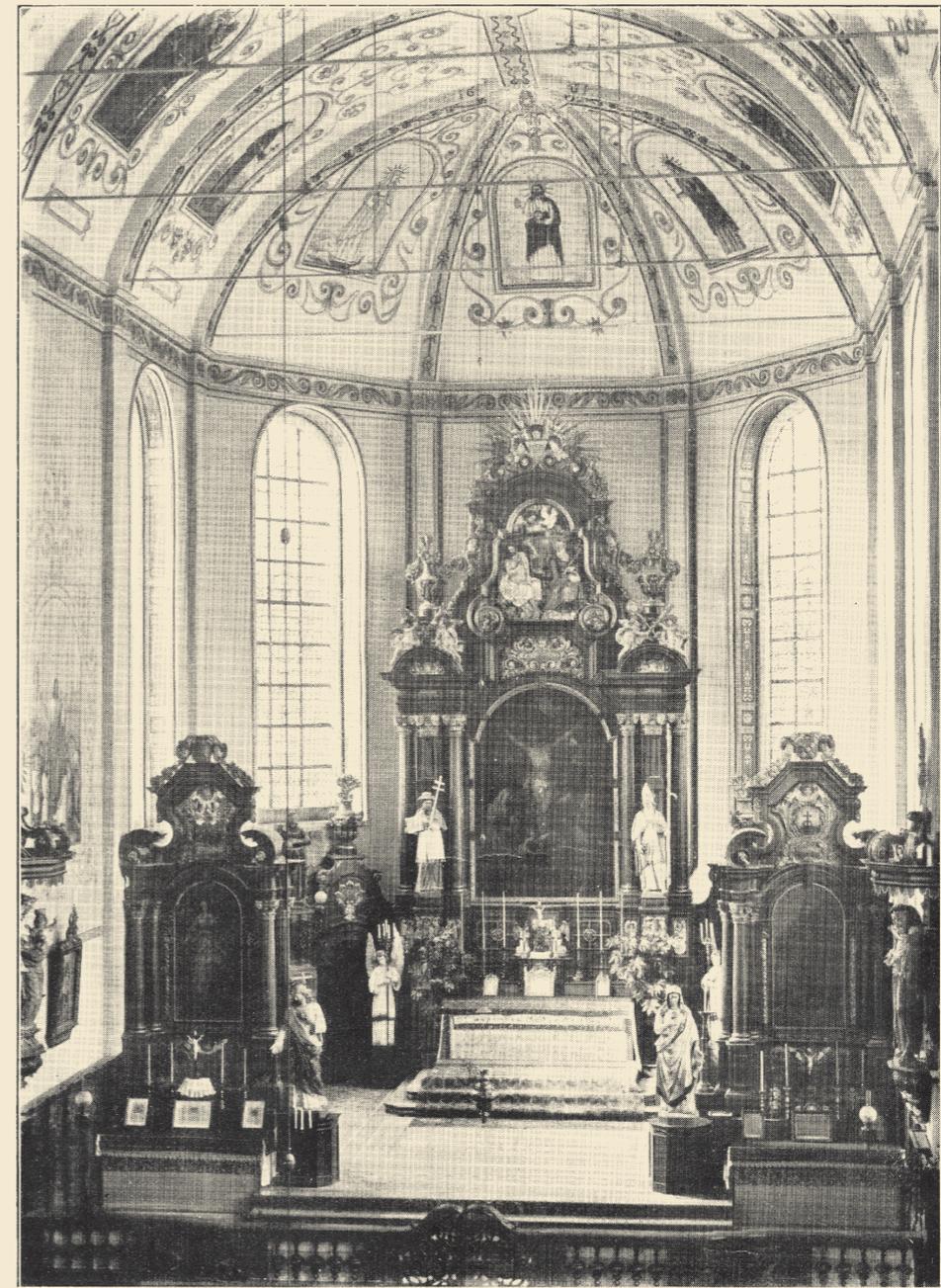
zum Estrich niedergebrannt; schon hatten die nach unten gehenden Balken Feuer gefangen. Wäre das Jahrhunderte alte Holzwerk in Flammen geraten, dann wäre der Turm unrettbar verloren gewesen, die Glut hätte ihn auseinander gesprengt. Hilfe war dringend nötig. Sofort bildete sich die Treppe entlang in die Höhe von 130 Fuß eine Kette von wenigstens 80 Personen, jung und alt, hoch und niedrig standen sie da und reichten die gefüllten Eimer hinauf und die leeren hinunter. In der Tat ein Heldenstück! Man denke sich diese Reihe wackerer, todesmutiger Männer, durchnäht, in der dunklen Treppe, auf den eisbedeckten Stufen, in der eisigen Kälte, über sich das Flammenmeer, und das alles in der stürmischen Nacht. Gegen 8 Uhr morgens war die Gefahr beseitigt; wenn auch der Turm vernichtet war, die eigentliche Kirche war vor dem Untergang bewahrt geblieben. Es geziemt sich, die Namen jener mutigen Männer, die in wahrer Todesverachtung unter den größten Anstrengungen für ihre heimatliche Kirche dem entfesselten Element widerstanden haben, hier zu verewigen; sie sind entnommen einer damals veröffentlichten Rundgebung des Landrates Claefßen, des Bürgermeisters Büschgens und des Beigeordneten Spieß; es sind folgende: Mertens, Schlosser Heinrich Clemens, Schreiner Rütter, Dachdecker Lemmen, Dachdecker von Coeln, Raminfeger Schlums, Hausknecht Hermann Heinrichs, Dachdecker Jaekels.

Die nächste Umgebung der Kirche diente von jeher als Begräbnisstätte, bis daß zu diesem Zwecke ein anderes Terrain erworben wurde. Im Schatten ihrer Pfarrkirche haben unzählige ihre letzte Ruhestätte gefunden; Erdarbeiten der letzteren Zeit lieferten den Beweis hierfür. An der Rüsterei hat jedenfalls das früher zur Auffammlung der Sebeine übliche Weingehaus gestanden, bei einer Erdarbeit fand sich dort eine große Zahl menschlicher Sebeine aufeinandergetürmt. Und wie viele warten im Innern der Kirche auf den Tag der Auferstehung! Noch hat sich im Volksmund der Ausdruck für die dort Begrabenen erhalten: „Kirchenlich“, sie wurden an der Türe gegenüber der Rüsterei in die Kirche getragen. Die Unebenheit des Bodens weist schon darauf hin, daß derselbe oftmals ausgegraben worden ist. Bei dieser Benutzung der Kirche mögen nicht immer die sanitätspolizeilichen Vorschriften die nötige Berücksichtigung gefunden haben. Bei der Untersuchung des Fundamentes für eine projektierte Orgelbühne fand man fünf morsche Särge aufeinanderliegen und ganz nahe an der Oberfläche; bei der Höherlegung des Chores wie bei Anlage der Kirchenheizung stieß man überall auf Gräber.

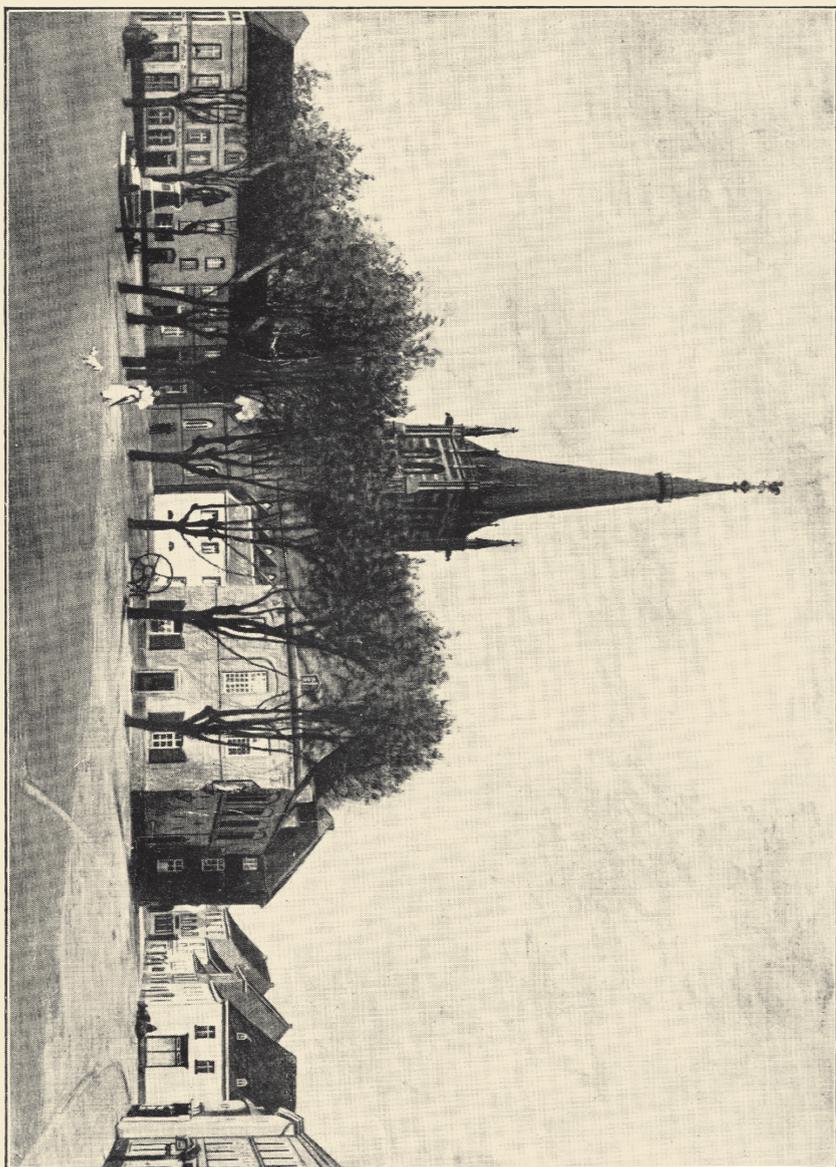
Die Fenster der Kirche hatten früher jedenfalls Maßwerk aus Haustein, wie dies an den Ansätzen auf den Fensterbänken und an einzelnen Mauerstellen zu ersehen war. Wahrscheinlich waren sie reparaturbedürftig und wurden durch schmiedeeiserne ersetzt; bei der Restaurierung im vorigen Jahrhundert wurde das alte Maßwerk wiederhergestellt. Der durch den Zweck des Gotteshauses gebotenen Anordnung des Fensterschmuckes ist in glücklicher Weise entsprochen worden. Die Gemälde der Chorfenster sollen nämlich Glaubenswahrheiten wiedergeben, während

in denen der Seitenschiffe Anweisungen für das sittlich religiöse Leben geboten werden. Daher sehen wir in unseren drei Chorfenstern hinter und neben dem Altare die Darstellungen des Heilands als Weltenrichter, die Verkündigung und Auferstehung; sie werden eingefasst von den Gemälden der vier Kirchenväter. Die Glasgemälde der Seitenschiffe bringen die Darstellungen der leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit. Bei der Auswahl derselben wurden möglichst heimische, vaterländische oder doch im deutschen Volke mit Vorliebe verehrte Heilige als Vorwurf genommen. Diese Fenster, hergestellt in der Oidtmann'sche Kunstanstalt zu Linnich, sind von seltener Schönheit in Zeichnung und Ausführung; überaus reich an ikonographischen Zutaten, die dem Hauptbilde in maßvoller, dezenter Weise beigelegt sind.

Langeit der Pfarrkirche erhebt sich die beim christlichen Volke in hoher Verehrung stehende Nebenkirche des hl. Antonius von Padua, gemeinhin genannt die P a t e r s k i r c h e. Die Franziskanerpatres benutzten anfangs die in der Gasthausstraße gelegene Kirche zum hl. Leonardus. Nachdem sie die jetzt noch teilweise erhaltenen Klostergebäude errichtet hatten, wurde die Kirche erbaut und im Jahre 1662 dem Gebrauche übergeben. Die Kirche, 41,70 m lang und 10,30 m breit, macht durch ihren weiten, lichten Raum und ihre einfache, schlichte Ausstattung einen höchst angenehmen Eindruck. Die ursprünglich bemerkenswerte Barockeinrichtung hat sich bis heute erhalten: an den Wänden ringsum hohe Täfelung mit verkröpften Säulungen; in die Wandnischen eingebaut die Beichtstühle, versehen mit Engelköpfen und Früchten; große Heiligenfiguren von Heiligen aus dem Franziskanerorden zieren die Wände. Der Hochaltar zeigt ein großes Gemälde, die Kreuzigung mit der Aufschrift 1665; an den Konsolen der mächtigen Altarpfeiler unter Glas sichtbar Reliquien der nicht lange vor der Niederlassung der Patres zu Sorkum im nahen Holland gemarterten Ordensbrüder. Die reiche Täfelung des Chores stammt aus der Pfarrkirche. Leider verdeckt sind die in die Wände eingelassenen Wappen: Das spanische mit der Aufschrift Philippus rex Hispaniae, das des Bischofs von Roermond, aus dem Jahre 1662 und der Städte Geldern, Wachtendonk, Venlo, Roermond, Straelen und Erkelenz. Wertvoll sind die aus dem Jahre 1784 stammenden großen Fenster aus einem grünlichen und einem rötlichen Glas mit verschiedentlich gehaltenen, nach geometrischen Mustern ausgeführten Verbleiungen; sie gehören zu den besten Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts. Wenn auch diese Kirche für alle Bewohner der Stadt und Umgebung eine liebe Stätte des Gebetes ist, so steht sie ganz besonders in dankbarem Andenken bei den vielen Schülern der ehemaligen höheren Schule, des jetzigen Gymnasiums, welche im Laufe der Jahre dort den erhabensten Tag ihres Lebens, die erste heilige Kommunion, gefeiert haben. Diese Kirche weckt lebhaftere Erinnerungen an zwei Männer, welche einst Jünglinge in derselben aus und eingegangen sind, dort sich vorbereitet haben auf ihren Beruf; die Vorsehung führte sie auf opferreiche, aber auch segensreiche Wege; beide starben eine heiligmässigen Todes



Chor der Paterkirche.
Phot. Schmitter..



Marktplatz um 1900.
Nach einem Gemälde von Seifert, Dillsdorf.

und ist für sie in Rom der Seligsprechungsprozess eingeleitet. Es ist zunächst der ehrwürdige Pater *H e i n r i c h C h y s s e n* aus dem Franziskanerorden (vgl. s. 25). Sein späterer Mitbruder, dessen Erwähnung geschehen soll, ist Pater *L e o H e i n r i c h s*, in der Welt *Joseph* genannt. Am 15. August 1867 wurde er im nahen Oestrich geboren. Die erste Vorbildung genoss er an der hiesigen höheren Schule unter Leitung des unvergesslichen Rektors *Rörfer*. Es war ein seltsames Jüngen der Vorsehung, daß in dem Gotteshause, wo einst die Söhne des hl. Franziskus geweiht haben, wo ein ehrwürdiger *Heinrich Chyssen* das Fundament seines heiligmäßigen Lebens gelegt, auch er die ersten Schritte tat auf dem Wege, der ihn zum Altare und zum Orden des hl. Franziskus führte. Es lag im Plane Gottes, daß er nach Amerika auswandere, damit er dort als Franziskanerpater sich heilige und andere rette. An allen Stätten seiner priesterlichen Wirksamkeit hinterließ er unvergängliche Spuren glühenden Seeleneifers. Seit dem Jahre 1907 war er Pfarrer der deutschen Elisabethenkirche zu Denver, der Hauptstadt des Staates Colorado; dort wurde er bei der Austeilung der heiligen Kommunion am 23. Februar 1908 erschossen. Der Mörder kannte ihn nicht, er handelte also nur in odium fidei, aus Haß gegen den heiligen Glauben, und deswegen haben die kirchlichen Behörden den Seligsprechungsprozess eingeleitet.

Die Kirche des heiligen Antonius von Padua weist uns hin zur Kapelle des heiligen Antonius des Einsiedlers zu *T e n h o l t*, der, wie die Geschichte berichtet, dem ersteren den Namen gab. Der Name „Tenholt“ deutete auf die reichen Holzbestände hin, welche die Gegend bedeckten. Im 17. Jahrhundert lebte dort ein Einsiedler, genannt *Antonius in Holz*; derselbe baute eine Waldkapelle, deren Glöcklein mit der Jahreszahl 1679 sich noch jetzt im Turme der Kapelle befindet. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts versahen die Patres aus dem Kreuzherrenkloster in *Hohenbusch* den Gottesdienst; dies währet bis zur Aufhebung des Klosters in Jahre 1809. Wegen Baufälligkeit mußte die Kapelle im Jahre 1863 abgebrochen werden, aber ohne Zögern schritt das Dorf zur Errichtung einer neuen, welche am Ende desselben Jahres bereits bis zum Gewölbe vollendet war. Das alte Kreuz, welches in der früheren Kapelle angebracht war, zierte jetzt den Giebel des Schulgebäudes. In einer Nische über der Eingangstür der Kapelle steht die Figur des heiligen Antonius; in der Hand hält er das nach ihm benannte Antoniuskreuz, Längsbalken, auf dem der Querbalken ruht; das Glöckchen deutet auf die Sitte des Heiligen hin, die Einsiedler zum gemeinsamen Gebete zu rufen; die Schweine zu seinen Füßen weisen hin auf seinen Sieg über die Verlockungen des Teufels. Im Mittelalter wurde seine Fürbitte angerufen gegen die sogenannte brennende Sucht, *Antoniusfeuer*; von jeher findet er große Verehrung beim Landvolke, welches zu seinem Feste vielfach hither pilgert.

Idyllisch liegt am kleinen Binnensee zu *B e l l i n g h o v e n*, eingebettet in einen lieblichen Kranz freundlicher Häuser, die sich in den Wellen spiegeln, die im Jahre



Muttergottes-Kapellchen an der früheren Maar.

1894 durch freiwillige Beiträge der Ortsbewohner zu Ehren der Mutter Gottes errichtete Kapelle. Bei festlichen Anlässen besteigt ein mutiger Jüngling einen Waschkübel und lenkt diesen zu der Insel, die 1,50 m im Geviert hat, und hißt dort ein Fähnlein auf. wo die Kapelle jetzt steht, war früher ein Missionskreuz aufgerichtet, welches von mehreren jungen Leuten im Jahre 1772 nach Erkelenz gebracht worden ist, damit am Schlusse der von den Vätern der Gesellschaft Jesu gehaltenen Mission dasselbe gesegnet werde; es befindet sich jetzt außerhalb des

Dorfes. Die Statue der Mutter Gottes wurde im Jahre 1861 durch Dechant Bono benediziert und mit einem Krönchen geschmückt.

Die heilige Lucia hat ihre Kapelle in T e r h e g; dieselbe wurde dort gebaut anläßlich einer Seuche, der roten Ruhr, im Jahre 1676, später wesentlich verändert, ein schlichter Bau. Der Altar ist im Rokokostil gebaut mit zwei Türen zur Seite, welche an die abgebaute Sakristei führen. In den Fenstern finden sich Reste von alten Glasgemälden mit Inschriften. Kunstwert besitzt die um das Jahr 1500 gefertigte, aus der Gasthauskapelle zu Erkelenz herrührende Kanzel aus Eichenholz, die auf reichen Maßwerkgrund Figuren von Heiligen trägt. Die im Innern aufgestellte Figur der Patronin zeigt sie in ihrem Martyrium, mit dem Schwert, das ihren Hals durchbohrt. Sie ist die Beschützerin der Landleute und der Augenleidenden.

Die Kapelle zu W o c k e r a t h enthält einen Barockaltar und einige Figuren, die die Jahreszahl 1706 tragen; einige stammen aus neuester Zeit. Das Türmchen besitzt eine kleine Glocke, welche bisweilen, z. B. im Monat Mai, die Einwohner zum gemeinsamen Gebete ruft. Die Kapelle steht unter dem Schutze des heiligen Apostels Jakobus; da sein Fest in die Erntezeit fällt, wird er von den Landleuten besonders verehrt.

Die Kapelle zu M e n n e k r a t h, ein niedlicher, mit Altar und einigen Figuren versehener Raum, hat zum Patron den heiligen Antonius, den Beschützer der Landleute. Das Glöckchen, das vor kurzem die kirchliche Weihe erhielt, ladet bei besonderen Gelegenheiten die Bewohner zum Gebete ein.

In der ganzen Erzdiözese ist außer der Kapelle zu O e s t r i c h keine Kirche zu Ehren Karls des Großen errichtet. Von Oestrich aus soll die Gründung der Stadt Erkelenz und der dortigen Pfarrkirche ausgegangen sein. In der Nähe des jetzigen Ziegelweihers, des sogenannten Kahler, stand eine Kapelle zu Ehren Karls des Großen, erbaut im Jahre 1452. Um 1840 haben die Einwohner aus freiwilligen Beiträgen erbaut inmitten des Dorfes. In derselben ist ein Altar, würdig ausgestattet, an welchem bisweilen die heilige Messe gefeiert wird; am Feste des heiligen Patrons kann sie die Besucher nicht fassen. Im Innern sind an den Wänden angebracht die Figuren der 14 heiligen Nothelfer; sie rühren her von einem denselben Heiligen geweihten Altare aus der Pfarrkirche. Neben dem Altare die gedrungene Figur Karls des Großen.

Für Pfarre gehört auch M a t z e r a t h, daher sei der dortigen Kapelle Erwähnung getan. Ein anmutiger Achteckbau mit rechteckigem Anbau für den Altar. Sie ist erbaut gemäß einer Inschrift auf einem außen eingemauerten Stein im Jahre 1694; die unter der Jahreszahl eingehauenen Buchstaben P. S. weisen wohl darauf hin, daß der damalige Vikar Peter Sehlen in Erkelenz, geboren zu Maßerath am 2. Oktober 1662, der Gründer einer noch bestehenden Studienstiftung, der Erbauer der Kapelle ist. Sie ist geweiht dem heiligen Joseph.

Die evangelische Gemeinde in Erkelenz

Von Pfarrer Hans Keller in Lövenich.

Die evangelische Gemeinde in Erkelenz kann im Unterschiede von den evangelischen Gemeinden in ihrer näheren Umgebung nicht auf eine lange Geschichte zurückblicken. In Lövenich gehen die Anfänge der reformatorischen Bewegung bis in das 7. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zurück; schon 1680 konnten die dortigen nie sehr zahlreichen Evangelischen sich ihre kleine Diasporakirche bauen. In Hückelhoven bildete sich schon im 2. und 3. Jahrzehnt desselben Jahrhunderts unter dem Schutze des Drosten Werner von Palandt in Wassenberg und des Heinrich von Olmüssen auf Haus Hall bei Katheim ein Herd der neuen Lehre. In Wassenberg, dem Hauptsitz der „täuferischen Bewegung“, geht die evangelische Sache gar bis zum Jahre 1528 zurück, als Johann Klopfeiß von Büderich als Flüchtling bei demselben Werner von Palandt auf der Burg Wassenberg Aufnahme fand ¹⁾. In Schwanenberg soll nach Kember ²⁾ im Jahre 1557 durch den Herrn Quad von Wickrath die Reformation eingeführt worden sein, während nach einer in der Chronik der dortigen Gemeinde erhaltenen Sage zuerst ein Mönch des Franziskanerklosters zu Erkelenz den Pfarrer und Kaplan und viele Gemeindeglieder bestimmt habe, das reformatorische Glaubensbekenntnis anzunehmen. Im Jahre 1612 waren allein im Herzogtum Jülich in 65 Städten und Dörfern evangelische Gemeinden, auf etwa 20 adeligen Schlössern wurde Gottesdienst gehalten ³⁾.

Von Erkelenz wird, abgesehen von der erwähnten Kunde der Chronik, der Gemeinde Schwanenberg durch Redlich in der „Jülich=bergischen Kirchenpolitik“ ⁴⁾ nur noch berichtet, daß im Jahre 1550 ein gewisser „Peter Wewer von Erkelenz“ in Ripshoven bei Beek gewohnt und in Coerrenzig das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen habe. Recklinghausen ⁵⁾ erwähnt noch einen Heinrich Beckmann von Erkelenz, der 1584 Prediger in Lauscheid im Siegkreis war und vermutlich derselbe ist, der auf der Jülichischen Synode zu Bedburg im Jahre 1582 examiniert und zum Prediger derer zu Meill, Kreis Rheinbach „konfirmiert“ wird. Es ist also anzunehmen, daß auch in Erkelenz in jener älteren Zeit reformatorische

¹⁾ Siehe Heimatblätter des Erkelenzer Kreisblattes, Mai 1923

²⁾ Siehe auch Heimatblätter

³⁾ Siehe Kember, Die „Wiedertäufer“ im Herzogtum Jülich.

⁴⁾ Siehe auch Heimatblätter

⁵⁾ Reformationsgeschichte III.

Bestrebungen sich zeigten, aber sich nicht halten konnten, da Erkelenz zu Seldern gehörte und Seldern wohl schon vor 1543 unter spanischem Druck stand.

Bis zum Jahre 1901 haben dann die vereinzelt evangelischen Einwohner und Familien von Erkelenz, meist von auswärts zugezogene Beamte, später auch Offiziere und Unteroffiziere des Preussischen Bezirkskommandos, zur evangelischen Gemeinde von Schwanenberg gehört, besuchten dort den Gottesdienst und wurden auf dem dortigen evangelischen Friedhof begraben. Es ist immer eine kleine Schar gewesen. Eine langsame, aber stetige, wenn auch nie starke Vermehrung der Protestanten setzte sich erst durch, als in den Jahren nach der Gründung der „Internationalen Bohrgesellschaft“ ihre kleine Gemeinschaft zahlreicheren Zuwachs von außerhalb erhielt. Nachdem im Jahre 1899 die Zahl der Evangelischen auf etwa 200 gestiegen war, bildete sich ein „provisorischer Kirchenvorstand“, der nach den Satzungen, die er sich in seiner ersten Sitzung am 13. September 1899 gab, die Aufgabe übernahm, für die baldige Einrichtung eines evangelischen Gottesdienstes in Erkelenz und für den Erwerb oder den Bau eines zur Abhaltung des Gottesdienstes geeigneten Gebäude zu sorgen. Die Männer, die sich dieser Aufgabe unterzogen, waren: Gerichtsassessor Hans Wiesner, Straßenmeister Karl Schinke, Uhrmacher Hermann Kloster, Buchhalter Clemens Ebersbach und Zolleinnehmer Richard Hübner.

Sie versuchten zunächst, das Gebäude des inzwischen nach Rheydt verlegten Bezirkskommandos zu bekommen, es gelang nicht des hohen Kaufpreises wegen. Sie leiteten Sammlungen unter den Gemeindegliedern ein und wandten sich nach auswärts, auch an den „Evangelischen Verein der Gustav=Adolf=Stiftung“ und kauften dann einen Bauplatz an der Ostpromenade und an der Brückstraße, der später mit dem Platz an der Hermann=Josef=Straße vertauscht wurde. In lebendigeren und stärkeren Fluß konnte die auf Bildung einer Gemeinde zielende Bewegung erst kommen, als dann im Dezember 1899 der alte Pfarrer Keller in Lövenich starb und sein Nachfolger und Sohn, der Verfasser dieser kurzen Darstellung, sich zur Mitarbeit in Erkelenz bereit erklärte.

Jetzt entwickelte sich die Angelegenheit, auch mit Hilfe des Superintendenten D. Müller in Düren, den Wünschen der Evangelischen in Erkelenz entsprechend schnell und reibungslos. Der schon im November 1899 erörterte Plan einer „Umpfarrung“ der Erkelenzer von Schwanenberg nach Lövenich und der Bildung eines selbständigen Seelsorgebezirks wurde am 17. Juni 1900 von den Vertretern der Gemeinde Lövenich angenommen, am 17. Juli 1901 vom Minister genehmigt und laut Urkunde vom 18. August 1901 vollzogen. Am 5. Januar 1902 wurde der eigene evangelische Friedhof an der Oeratherstraße, den die Stadt schon vor längerer Zeit eingerichtet hatte, eingeweiht. Am 9. November 1902 wurde unter großer Beteiligung aus nah und fern, auch der katholischen Mitbürger, der Grundstein der evangelischen Kirche gelegt, woran sich zwei große Feiern in den Sälen der Stadt anschlossen. Der nach dem Plan des Architekten Wilhelm Maach aus Rheydt ausgeführte und von ihm selbst geleitete Bau ging glatt vonstatten und kostete 42 000 Mark. Am 6. Januar 1904 folgte die Einweihung der Kirche durch



Evangelische Kirche

den Generalsuperintendenten D. Umbruck aus Koblenz. Er legte seiner Weiherede das Bibelwort aus dem Propheten Jeremias Kapitel 5, Vers 3 zugrunde: „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben“, welches die Kaiserin Auguste Viktoria eigenhändig in die von ihr geschenkte Altarbibel geschrieben hat.

Aus den nun folgenden Jahren, in denen die immer noch kleine Diasporagemeinde sich selbständig entwickeln konnte, ist nun folgendes noch zu erwähnen: die Zahl der Gemeindemitglieder wurde bei der Volkszählung 1910 auf 365 Seelen festgestellt, bei der Volkszählung 1925 auf 422 Seelen. Am 6. Januar 1914 wurde das zehnjährige Jubiläum der Kirche gefeiert. Im Weltkrieg sind 11 Männer der Gemeinde den Heldentod für das deutsche Vaterland gestorben. Während

desselben wurde die Gemeinde fast drei Jahre lang von Schwanenberg aus bedient, da der Pfarrer zum Kriegsdienst in der deutsch-evangelischen Diaspora in Rußland einberufen wurde. Eine der beiden Glocken der Kirche mußte 1917 abgeliefert werden. Im Jahre 1924 konnte als Geschenk der Firma Alfred Wirth eine neue Glocke in erhebender Feier eingeweiht werden. Der Nachmittag des Einweihungstages vereinigte die Gemeinde Erkelenz mit der ebenfalls Glockenweihe feiernde Gemeinde Lövenich dort zu einem großen Gemeindefest.

Das Jahr 1925 brachte der Gemeinde die eigene Volksschule. Der Wunsch nach einer solchen bestand schon lange. Mehrfach im Laufe der Jahre gestellte Anträge auf Errichtung derselben führten nicht zum Ziel. Jetzt war der Gemeinde durch größtes Entgegenkommen der Stadt und der Regierung in Aachen der Erfolg beschieden. Am 1. Oktober 1925 konnte sie, vorläufig im Konfirmandensaal, der an die Kirche angebaut ist, eröffnet und der erste Lehrer, Walter Ebersbach, ein Sohn der Gemeinde, der 13 Jahre lang als Lehrer der evangelischen Schule in Diersfordt bei Wesel tätig war, eingeführt werden. Er wurde zugleich der erste Organist der evangelischen Kirche Erkelenz, nachdem das Amt eines solchen lange Jahre von dem Lehrer aus Lövenich und von freiwilligen Kräften der Gemeinde ausgeübt worden war.

So hat die evangelische Gemeinde Erkelenz, die eigentlich, wie erwähnt, keine Gemeinde, sondern nur ein selbständiger Seelsorgebezirk der evangelischen Gemeinde Lövenich ist, im Laufe von 25 Jahren alles erreicht, was zu ihrem äußeren Ausbau nötig ist, nur nicht den eigenen Pfarrer. Sie ist Zilialgemeinde und wird es, wenn nicht andere, bessere Zeiten erhebliche Vermehrung bringen, für unabsehbare Zeit bleiben. Der verdienstvolle „Kirchmeister“ der Gemeinde, Amtsgerichtsrat Wiesner, waltet dieses Amtes fast 25 Jahre in Treue und zum Dank der Gemeinde. Sein Name wird mit der evangelischen Gemeinde Erkelenz verknüpft bleiben.

Gott aber wolle ihr zum äußerlichen Ausbau den inneren Aufbau schenken, daß sein Reich und das Reich Jesu Christi in ihr und durch sie gebaut werde im Sinne des Bibelwortes aus der Apostelgeschichte Kapitel 4, Vers 12, das auf der mit in den Grundstein der Kirche eingemauerte Urkunde geschrieben ist: „Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden.“



Das städtische Gymnasium.

Von Studienrat Engelbert Schnabel, Erkelenz

Deo, Musis, Patriae!
(Inschrift über dem Portal des Gymnasiums.)

Dies ist eine höchst erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß man von allen Seiten her es für die höchste Zierde der Staaten immer mehr anerkennt, wenn die Schulen blühen, wenn die Jugendbildung fortwährend an Reichhaltigkeit, Gediegenheit und Zweckmäßigkeit gewinnt.“ Mit diesen Worten beginnt Peter Schumacher, der erste Rektor der höheren Bürgerschule in Erkelenz, seine Darlegungen im ersten Schulprogramm, und er kann freudig feststellen, daß solche Fürsorge für das Bildungsweisen, welche in preußischen Landen allen Schularten, den Hochschulen wie den Volksschulen gelte, auch in Erkelenz nicht fehle. Hier fühlte man in den Jahren vor 1830 lebhaft das Bedürfnis, neben der Volksschule eine höhere Bildungsanstalt zu erhalten. Die Erinnerung an die frühere Lateinschule lebte noch fort, zumal *Martin Joseph Oboven*, der letzte ihrer Lehrer, noch immer einzelne Schüler an die Anfangsgründe der fremden Sprachen eingeführt hatte, nun aber im vorgerückten Alter seine Tätigkeit einstellen mußte. Da mag wohl das ermunternde Wort des geistlichen Schul- und Regierungsrates Claesen von Aachen bei der Einrichtung der Gasthauschule und die versprochene tatkräftige Mitwirkung Eltern und Schulfreunde zusammengeführt haben, eine höhere Schule wieder ins Leben zu rufen. Zwar scheiterte der erste Versuch mit dem Philologen *Conrad Thönesen* von hier, da dieser bald seine Stellung aufgab. Darum beschritt man einen anderen Weg, trat in Verhandlung mit der Regierung in Aachen und der geistlichen Behörde in Köln. Der Erzbischof *Ferdinand August* genehmigte im Herbst 1829, daß die Leitung der neuen Anstalt einem Geistlichen übertragen werde, der zugleich Rektor der Klosterkirche sei; auch wurden diesem die Renten zum Nutzen der Schule und der Kirche verliehen. Die Opferwilligkeit einzelner Familien, die Mithilfe der Stadt vereinigte sich mit dem Entgegenkommen der geistlichen Behörde, so daß Herbst 1829 die Neugründung gesichert schien. Diese höhere Bürgerschule sollte „vorzugsweise den Jünglingen, die sich den Geschäften des bürgerlichen Lebens, dem Handel und Gewerbe zu widmen gedenken, solch Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen, welche vornehmlich die künftigen Mitglieder des Gewerbestandes für ihre Berufsarbeiten brauchbar machen und auf eine ihrer Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemessene Stufe der geistigen Entwicklung und Einsicht erheben“. Daneben sollte sie solchen Schülern, die zu höheren Studien Lust und Beruf fühlten, die unteren Klassen eines Gymnasiums ersetzen. Am 4. Januar 1830 wurde die



Ehemaliges Franziskanerkloster.

Schule im Gebäude der alten Lateinschule — Teile davon dienen heute als Küsterwohnung — mit 19 Schülern eröffnet. Zunächst erteilte der Rektor *Peter Schumacher* allein den Unterricht, im April wurde als zweiter Lehrer *Peter Johann Schilling* berufen. Es ist nicht verwunderlich, daß die Neugründung mit Schwierigkeiten zu ringen hatte. Die mehr der äußeren Unterbringung waren bald behoben. Teile des ehemaligen Franziskanerklosters wurden geschenkt, andere von der Stadt käuflich erworben und als „geschmackvolles neues Gebäude“ hergerichtet. So finden wir

Rektorwohnung und Schulsäle bereits im Herbst 1830 in den Räumlichkeiten, in denen sie bis Oktober 1906 verblieben sind. Schwer war es, den inneren Schulbetrieb zu ordnen. In den ersten Jahrzehnten der preußischen Herrschaft war es um die Volksschule noch nicht zum besten bestellt. Vor der französischen Revolution hatte sie in rheinischen Landen reiche Förderung erfahren, die Ungunst der folgenden Jahrzehnte brachte zunächst einen Rückschlag. So meldeten sich zur Aufnahme auf die höhere Bürgerschule „der Schüler viel, ja die Mehrzahl, welche im Alter von 13 bis 14 Jahren nicht einmal gehörig lesen konnten“. Darum mußte eine geraume Zeit darauf verwandt werden, den Schülern die zum höheren Unterricht nötigen Vorkenntnisse beizubringen. Diesem Übelstande abzuhelfen, wurde im Oktober 1832 ein dritter Lehrer berufen, der in den rein elementaren Fächern Unterricht erteilen sollte. Somit umfaßte die Schule drei Klassen: die 3. als Vorbereitungsklasse, sowie die 2. und 1. Klasse der höheren Bürgerschule, die in vierjährigem Kursus die Schüler den gestellten Ziele zuführen sollten.

Unterrichtsfächer waren: Religion, Deutsch, Französisch, Latein, Mathematik, Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Schönschreiben, Zeichnen und Gesang. Als Hauptfächer mit fast gleicher Stundenzahl, nämlich fünf bis sechs Wochenstunden, galten Deutsch, Französisch, Latein und Mathematik. Der Einstellung der Schule entsprechend, mehr den praktischen Berufen zu dienen, war die Teilnahme am Lateinischen freigestellt; im Deutschen sollte der Schüler einen „geläufigen, richtigen und umfassenden“ Gebrauch seiner Muttersprache erlernen und zu den verschiedenen Arbeiten, die ihm in seinem zukünftigen Geschäftsleben vorkommen werden, im Französischen befähigt werden, u. a. eine Korrespondenz auf Französisch zu führen. Die ganze Arbeit der Lehrer sollte begründet sein auf der Religion. Zu edlen, religiösen Menschen sollten die Schüler herangebildet werden, als Wahlspruch sollte ihnen vor-schweben: „Wandelt vor Gott!“ Täglich wohnten sie unter Aufsicht eines Lehrers der Schulmesse bei, und jeden Monat war gemeinsamer Empfang der heiligen Kommunion.

Diese drei-, später wieder zweiklassige Bürgerschule war gewöhnlich von 20 bis 30 Schülern besucht und blieb in ihrer Gesamteinrichtung und Zielsetzung unter den beiden ersten Direktoren P. S c h u m a c h e r und A. S c h r a m m e n bis zum Jahre 1845 unverändert.

Zwei Mängel zeigten sich immer wieder und hinderten die Entwicklung der Schule: Einerseits verließen die Schüler zu häufig die Schule, da die Eltern glaubten, daß ihre Söhne für das praktische Leben, Handel und Gewerbe genug gelernt hätten, die schon gewonnenen Kenntnisse „ihre Söhne im Nährstande stattlich durchs Leben führen würden“; andererseits bot die Anstalt den Schülern zu wenig, die weiterstudieren wollten. Wer von der Erkelenzer Bürgerschule zum Gymnasium oder zu einer Realanstalt übergang, konnte nur auf Quarta kommen, da er keinen Unterricht im Griechischen bzw. Englischen gehabt hatte, obwohl er in den anderen Fächern hinreichende Kenntnisse für eine höhere Klasse besaß. Als im Jahre 1845 der neue geistliche Rektor J. P. D o e h m e r die Leitung übernahm, erachtete er es als seine vornehmste Aufgabe, die Anstalt so auszubauen, daß sie den Schülern die Gelegenheit biete, sich die Reife für die Tertia oder

Sekunda eines Gymnasiums zu erwerben, zugleich aber auch eine genügende Ausbildung für den höheren Gewerbestand erteile. Zur Rechtfertigung seiner Bestrebungen konnte er darauf hinweisen, daß die Mehrzahl seiner Schüler die gymnasialen Studien wählten, von den 31 des Schuljahres 1845/46 nahmen 22 am lateinischen, von den 8 der obersten Klasse 6 am griechischen Unterricht teil, worin der Rektor sogleich einen außerplanmäßigen Kursus eingerichtet hatte. Interessant mag ein Hinweis auf die gleichen Bestrebungen sein, die in so manchen benachbarten kleinen Städten in denselben Jahren herrschten. In Hünshoven schlossen sich einige Familien zusammen und verpflichteten einen Lehrer, ihren Söhnen gymnasialen Unterricht zu erteilen. In Heinsberg gelang es 1843, in Verbindung mit der Elementarschule eine höhere Unterrichtsklasse einzurichten, 1848 diese zu einer Bildungsanstalt zu erweitern, die auf die Tertia vorbereitete. In Sangelst wurde die höhere Schule 1847 gegründet. Es waren vornehmlich verschiedene Mitglieder der Familie Claeßen, die an einzelnen Orten die Gründung höherer Schulen anregten und kräftig förderten, z. B. in Seilenkirchen, Sangelst, Erkelenz. Unter dem Vorsitze des Notars Matth. Augustin Claeßen hatte sich in unserer Stadt 1845 ein neuer Verwaltungsrat für die höhere Schule gebildet. Rektor, Kuratorium und Landrat Beermann, der der Schule sehr gewogen war, kamen nun überein, „der Anstalt die Einrichtung zu geben, daß sie die vier unteren Klassen eines Gymnasiums hatte, mithin ein vollständiges Progymnasium war“. Die Tertia war damals noch nicht in Unter- und Obertertia geteilt, so daß die abgehenden Schüler die Untersekunda eines Gymnasiums erreichten.

In der Stadt, bei der Regierung in Aachen und Koblenz, bei der kirchlichen Behörde in Köln fanden die Bestrebungen der Schule Beachtung und Förderung. So besuchte der Regierungspräsident von Aachen, von Wedell, im Jahre 1846 in Begleitung des Landrats und Bürgermeisters die Anstalt und wohnte einer Prüfung der Klassen bei. Im Juni desselben Jahres „wurde die Schule durch den Besuch Seiner Erzbischöflichen Gnaden, Joh. von Geißel, angenehm überrascht“. „Hochdieselben geruheten in Höchsteigener Person eine fast zweistündige Prüfung namentlich in der lateinischen und französischen Sprache und Mathematik mit den Schülern vorzunehmen und beim Scheiden eine vollkommene Zufriedenheit mit den Leistungen auszusprechen.“ Im folgenden Jahre ward der Anstalt die Ehre eines Besuches des Oberpräsidenten der Rheinprovinz zuteil, der ebenfalls einer fast zweistündigen Prüfung zuhörte und sich sehr beifällig über den Stand der Schule äußerte. Die Teilnahme der genannten Stellen am Aufblühen der Anstalt bekundet sich auch in materieller Hinsicht. Die Erzbischöfliche Behörde unterstützte schon immer, wie früher bemerkt, die Schule und sandte geeignete Geistliche als Direktoren und von 1854 einen zweiten als geistlicher Lehrer. Die königliche Regierung bewilligte vom Jahre 1845 an einen jährlichen Zuschuß aus der Staatskassa von 400 Talern, und auch der Gemeinderat hatte zu gleicher Zeit nach Vortrag des Landrats Boermann, „das Wohl und Gedeihen der Anstalt im Auge haltend, den gewünschten Zuschuß — 600 Taler — mit vieler Bereitwilligkeit genehmigt“.

Dank dieser allseitigen Unterstützung konnte der Verwaltungsrat den Ausbau der Schule kräftig betreiben. Der Dirigent des Städtischen Gesangvereins über-

nahm den Unterricht in Gesang, der Goldarbeiter Wolz den im Zeichnen, ein dritter Gymnasiallehrer wurde Ostern 1847 berufen, ein vierter Ostern 1849 und zu den gleichen Zeiten die dritte und vierte Klasse angegliedert. Auch die innere Umstellung wurde sogleich durchgeführt. Griechisch rückte als Hauptfach in den Unterrichtsplan ein, während Englisch in außerordentlichen Kursen gelehrt wurde. Die Beteiligung an diesen Kursen scheint nicht besonders stark gewesen zu sein, da sie bald eingingen. Im Schuljahre 1845/46 begannen auch die Turnübungen, die laut Rabinettforder fortan an allen höheren Lehranstalten eingeführt werden sollten. Mit der Änderung der Schule und ihrem Ausbau stieg die Schülerzahl schnell; sie betrug 1844: 21, 1845: 31, 1846: 49, 1847: 77, und 1849: 86 Schüler.

Daß diese erfreuliche Entwicklung der Anstalt in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit und besonders in Erkelenz selbst freudige Anerkennung fand, zeigen die kurzen Angaben der Annalen: „Am 15. April 1847 fand die Inauguration des Progymnasiums statt; ein feierlicher Gottesdienst eröffnete das schöne Fest, und nach Beendigung desselben folgte eine entsprechend Feier auf dem Rathausaale, bestehend in Gesang und Redeaktus. Die große Teilnahme seitens der Notabeln der Stadt und des Kreises, die heitere Stimmung bei dem gemeinsamen Festmahle gab uns den deutlichen Beweis, wie freudig dieses Ereignis von allen begrüßt wird.“ Gerne erschienen Landrat und Kuratorium bei besonderen Anlässen in der Schule, regelmäßig bei den feierlichen Schlußprüfungen. Häufiger richteten Landrat Beermann und Justizrat Claeszen zu Beginn des Schuljahres eindringliche Mahnworte an die versammelten Schüler.

Die Anstalt bereitete nun in vier Klassen auf die Untersekunda eines Gymnasiums vor, hatte also nach damaliger Auffassung den Charakter eines Progymnasiums; die Erhebung zum Königlichem Progymnasium erfolgte seitens des Kultusministeriums am 6. Juni 1856. Demnach führte die Schule auch den Namen Progymnasium in Erkelenz, ohne jedoch dadurch besondere Berechtigungen zu haben; die Schüler mußten z. B. beim Übergang zu einem Gymnasium sich einer Prüfung unterziehen.

Der Geist der Arbeitsamkeit, wissenschaftlichen Strebens und tiefer Religiosität wurde besonders heimisch an unserer Schule, als die Leitung im Jahre 1858 an den Rektor **H e i n r i c h R o e r f e r** überging, der seit Januar 1854 als geistlicher Lehrer hier tätig war. Als hohes Verdienst der damaligen geistlichen Behörde, vielleicht des Erzbischofs Kardinal von Geißel selbst, muß es hervorgehoben werden, daß sie so hervorragende Schulmänner an die höheren Schulen sandte. Im selben Jahre 1858 wurde die Leitung der Rektoratschule in Gangelst dem wissenschaftlich tüchtigen und energischen Dr. Braun — später Domkapitular in Köln — übertragen, in Heinsberg wirkte der bekannte Rektor Mommarz, für die Erkelenzer höhere Schule bedeuten die ersten Jahrzehnte der Wirksamkeit Roerfers zweifellos eine hohe Blütezeit. Alle drei Direktoren waren weit über die heimatischen Grenzen hinaus wegen

ihrer Energie und Unterrichtserfolge berühmt, leben noch heute in der Erinnerung ihrer Schüler fort, die ihnen soviel verdanken. Doch unterschied sich Roerfer von den beiden anderen durch seine Erziehungsart; er hat sich tief in die Herzen seiner dankbaren Schüler eingeschrieben; denn gewiß suchte auch er seine Schüler zu tüchtigen, selbständigen Menschen heranzubilden, aber es geschah in seiner Art, die ihm ihre Liebe und Vertrauen erwarb, sie schauten gerne zu ihm auf als ihrem Vorbilde. Wenn man einen Erkelenzer Schüler aus dieser Zeit trifft und die Rede auf Roerfer kommt, so liegt noch immer Verehrung und Treue zum früheren Rektor in Wort und Blick. Die Religion war ihm die tiefste Quelle der Erziehungsweisheit; er suchte seine Schüler zu lebendiger Erkenntnis zu führen, in welcher Abhängigkeit von Gott der Mensch, auch der Gebildete, der Weise stehe, wie notwendig ein inniges Gottverbundensein für ihn sei. Die religiösen Unterweisungen wurden ergänzt und gekrönt durch die Gottesdienste, zu denen er, der Rektor der Antoniuskirche, seine Zöglinge führte. Die bisherige Kirchenordnung blieb bestehen, wurde aber durch zwei Schulfesttage ergänzt. Die Schüler wohnten täglich unter Aufsicht eines Klassenlehrers der heiligen Messe und außerdem an Sonn- und Feiertagen dem Nachmittagsgottesdienste in der Gymnasialkirche bei. Am jedem dritten Sonntage wurden sie bei feierlichem Gottesdienste zum Tisch des Herrn geführt; der heiligen Beichte am Vorabende ging eine besondere Vorbereitung im Schullokale voran. Zur Feier der Kommunion um Ostern und an den kirchlichen Festtagen vereinigten sich mit den Schülern auch die Lehrer der Anstalt. Als besondere kirchliche Festtage der Schule wurden feierlich begangen im Winter das Fest der unbefleckten Empfängnis der allerheiligsten Jungfrau und im Sommer das Fest des hl. Aloysius, unter deren besonderen Schutz die Anstalt gestellt war. Mit großer Freude konnte der Rektor im Jahre 1860 die Erlaubnis der Königl. Regierung bekanntgeben, daß am Aloysiustage der Schulunterricht gänzlich ausgesetzt werden dürfe, daß somit dieser Tag als besonderes kirchliches Schulfest anerkannt sei. Noch gewann dieses Fest an Glanz, als seit dem Jahre 1866 die Erstkommunikanten der Anstalt an diesem Tage in der festlich geschmückten Antoniuskirche zum Tisch des Herrn geführt wurden.

Religiöse Beeinflussung, weise Schulgesetze, stramme Studienordnung sollten zusammenwirken, um eine gedeihliche Erziehung und Bildung und zugleich ein frohes Leben an der Anstalt herbeizuführen. Roerfer bildete seine Anstalt zum Vorbild einer gut geleiteten Rektoratschule aus. Ernste wissenschaftliche Betätigung herrschte bei den Lehrern und wurde gefordert von den Schülern. Davon zeugen Abhandlungen, die den jährlichen Schulnachrichten vorangingen, die teils Stoffe behandeln, die weit über das Unterrichtsgebiet hinausgehen, z. B. *De Horatii vita eiusque carminibus* von Roerfer, *Scriptorum antiquitatis de Christianorum moribus testimonia comparantur* von P. Kreisch oder *Quaestiones Hesiodae* von M. Paschen. Andere Arbeiten beschäftigten sich mit Erziehungsfragen oder Themen, die tiefer in den Unterrichtsstoff einführen; so schreibt Roerfer über die Art und Weise, wie der Erzieher seiner Zöglinge zu einer wahren Selbständigkeit des Charakters heranbilden soll. Steckler bringt eine Abhandlung über das Ver-

hältnis der formalen Bildungselemente der deutschen, französischen und englischen Sprache zu denen der alten Sprachen, v. Corsten über den Landfrieden des Mittelalters und ihre Beziehung auf unsere Gegenden.

Die tatsächlichen Leistungen der Schule fanden allenthalben die gebührende Anerkennung und erwarben ihr den schönsten Ruf. Besonders die dem Gymnasium charakteristischen Fächer wurden aufs eifrigste gepflegt. In der lateinischen und griechischen Grammatik erwarben die meisten Schüler Kenntnisse, die auch auf der Prima kaum einer Ergänzung bedurften. Mit berechtigtem Stolz konnte Roerfer, zurückblickend auf das erste Jahrzehnt seiner Rektoratsführung, das Progymnasium mit den Worten empfehlen: „Mit dem Zeugnis der Reife sind in dieser Zeit abgegangen 68 Schüler. Davon sind (selbstredend nach einer mit Strenge vorgenommenen Prüfung bei einem Gymnasium) mit gutem Erfolge — so daß sie im folgenden Jahre unbedingt stiegen — in die Untersekunda eines Gymnasiums eingetreten 36, in die Obersekunda 29 Schüler, 3 andere haben nach halbjährigem weiteren Privatstudium das Zeugnis der Reife für Prima erlangt. Ein beträchtlicher Teil derselben ist nacher auch ohne mündliche Prüfung zur Universität entslassen worden. Die Frequenz ist in diesem Zeitraum von 58 bis auf 114 Schüler gestiegen.“ Dieser glänzende Stand der Schule und das Bestreben, die günstige Entwicklung zu erhalten und zu fördern, mußte es wünschenswert erscheinen lassen, die Anstalt zu einem vollberechtigten Progymnasium zu erheben und auszubauen. Unterstützt wurden diese Pläne noch durch die ministerielle Verordnung vom 17. August 1860, nach der den ordentlichen Progymnasien das Recht, Zeugnisse für den einjährigen=freiwilligen Militärdienst auszustellen, sowie andere Berechtigungen zuerkannt wurden, die bis dahin nur die Gymnasien und höhere Realschulen besaßen. Wollten höhere Lehranstalten, auch die bisherigen sogenannten Progymnasien, diese Berechtigung erlangen und den Namen eines vollberechtigten Progymnasiums führen, so mußten sie bestimmten Anforderungen genügen. Schon vorher hatte die Regierung in Aachen auf Bitten Roerfers sich für die Erkelenzer Schule beim Ministerium verwandt und waren die Bedingungen festgestellt worden. Diese bezogen sich vor allem auf die Schulräume, die Bibliothek, den Turnplatz und Schuletat. Mehrere dieser Wünsche wurden sogleich erfüllt. Mit Zustimmung des Gemeinderats beschloß das Kuratorium, neue Klassenzimmer bereitzustellen, den Schulplatz zu einem Turnplatz einzurichten, einen Kostenanschlag zu machen und zur Anlage einer Bibliothek die Eintrittsgelder zu verwenden, wie dies auch ursprünglich bestimmt gewesen sei. Damit ruhte jedoch zunächst die Angelegenheit infolge der Ungunst der Verhältnisse, bis im Jahre 1865 der Gemeinderat einen zweiten Schritt tat und eine fünfte ordentliche Lehrerstelle bewilligte. Immer wieder versuchte Roerfer für seinen Plan zu begeistern. „Alle Halbheiten tragen den Keim der Vernichtung in sich selbst, nur in seiner Ganzheit kann jegliches Ding gedeihen“, so hielt er stets von neuem den Zögernden vor. Endlich nahm der Regierungspräsident von Bardeleben selbst sich der Sache an und mahnte zur Einigung zu dem schönen Werke. Seine Worte verfehlten die Wirkung nicht; schon eine Woche später trat der Gemeinderat zusammen, „Plan und Kostenanschlag der zu erhebenden Anstalt wurde

vorgelegt und einstimmig beschlossen, bereitwilligst die Mittel zur Errichtung unserer Schule zu einem vollberechtigten Progymnasium zu gewähren. In Gemäßheit der Intention der zum Teil noch lebenden einstigen Gründer unserer höheren Schule sollte dieselbe auch nach ihrer Erhöhung als rein katholische Anstalt unter der Leitung eines katholischen Schulmannes, der womöglich ein katholischer Geistlicher sei, fortbestehen, zwei neue Lehrkräfte sollten für dieselbe berufen und die notwendigen Räumlichkeiten zur Einrichtung einer fünften Klasse sofort beschafft werden“. Bei den Verhandlungen über die neuen Statuten ergaben sich mehrere Differenzen zwischen Gemeinderat und Ministerium, die jedoch bald ausgeglichen wurden. Zu Beginn des Schuljahres 1868/69 wurden zwei weitere wissenschaftliche Hilfslehrer gewählt und zwei neue Klassenzimmer eingerichtet, so daß die Untersekunda angegliedert werden konnte. Weiter Entscheidungen sollten vorbehalten bleiben, bis die Anstalt einer außerordentlichen Revision durch das Provinzialschulkollegium unterzogen worden sei. Diese fand vom 26. bis 29. Januar 1869 durch den Seheimen Regierungs= und Provinzialschulrat Dr. Lucas statt. Darauf wurde die Anstalt dem Geschäftskreise des Provinzialschulkollegiums überwiesen. Ein neues Progymnasialkuratorium bildete sich, und zwar aus drei ständigen Mitgliedern, dem Bürgermeister, katholischen Oberpfarrer und dem Rektor, und drei vom Gemeinderate gewählten Mitgliedern, den Herren Dr. Hermes, Notar Jungbluth und Beigeordneten Sell. Zwar waren noch einige Punkte unerledigt, die hauptsächlich in der Besetzung der Lehrerstellen durch definitiv angestellte Lehrer und Erhöhung der Lehrergehälter und anderer Etatposten bestanden, doch schien die Reorganisation der Anstalt ihrer Vollendung entgegenzugehen.

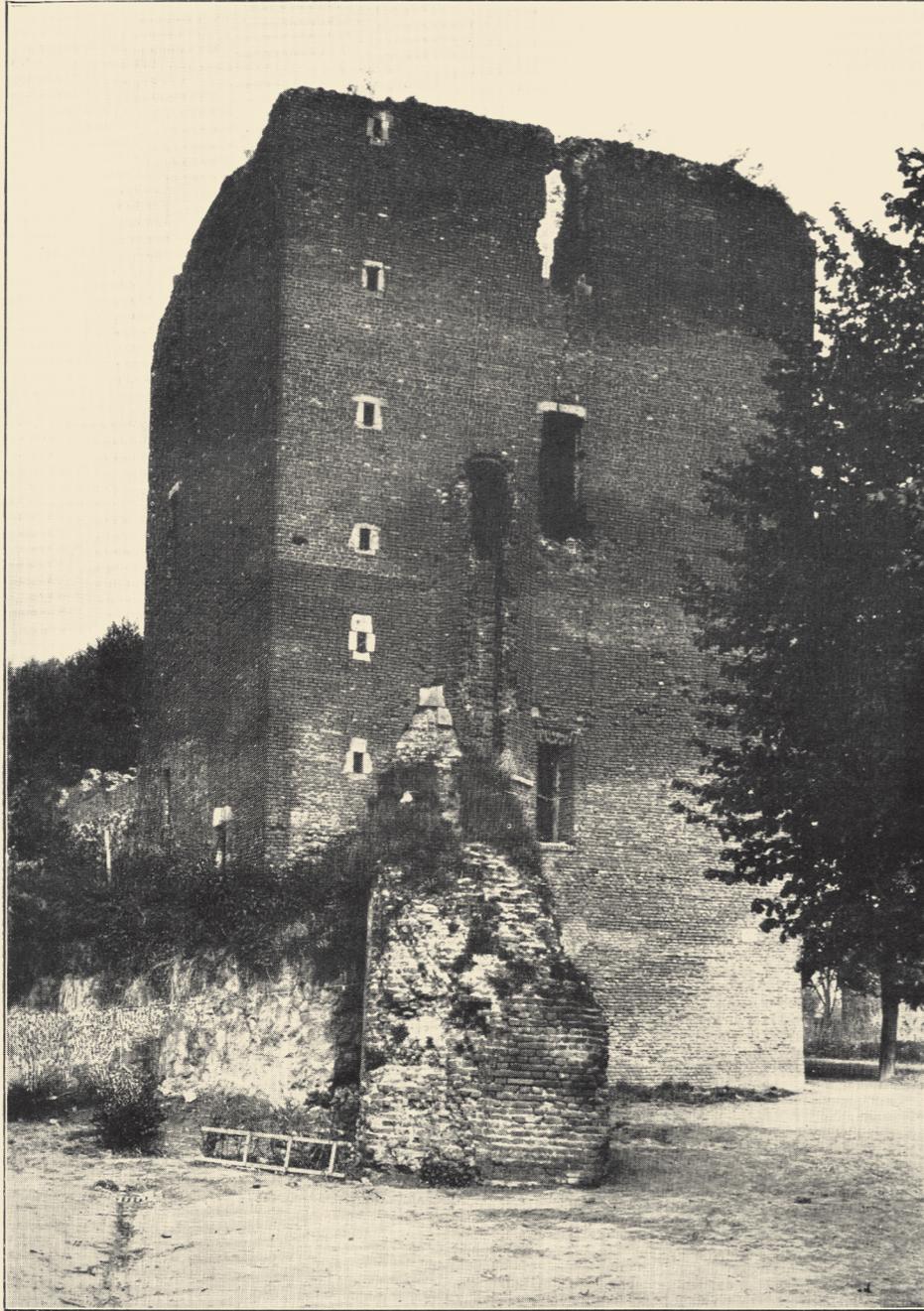
Daß diese Hoffnungen enttäuscht wurden, zeigten die nächsten Jahre. Die Erhebung machte keine Fortschritte, vielmehr verstärkte sich der Widerstand in der Stadt selbst. Die einen fürchteten für den katholischen Charakter der Schule und die Stellung Roerfers, andere bangten vor den Kosten, zumal bei den schwankenden Verhältnissen die Schülerzahl seit 1867 von 132 auf 82 zurückgegangen war und die Regierung statt der erhofften und mehrfach erbetenen Erhöhung den Staatszuschuß auf 275 Talern herabgesetzt hatte. Daher wurde am 3. April 1874 im Gemeinderat ein Antrag angenommen, auf die Erlangung einer Vollberechtigung zu verzichten und die Anstalt bezüglich des Umfanges der Klassen auf ihren früheren Zustand zurückzuführen. Die Folge dieses Beschlusses war, daß die Untersekunda aufgegeben werden mußte, die Schule wieder der Regierung in Aachen unterstellt wurde und ihren Namen in katholische städtische Schule änderte. Für Roerfer mag das Scheitern der Pläne, die er so lange hoffnungstreudig vertreten hatte, schmerzlich gewesen sein, zumal die Jahre 1873—1878 auch manche Sorgen brachten. So mußte infolge höherer Anordnung (Kulturkampf) die bisherige Kirchenordnung eingeschränkt, der pflichtmäßige Besuch des Gottesdienstes so festgesetzt werden, wie er noch heute vorgeschrieben ist. Ebenfalls war es in diesen Jahren schwierig, die erforderlichen Lehrkräfte zu gewinnen, da ein empfindlicher Mangel an geeigneten Lehrern für katholische höhere Schulen eingetreten war. Doch Roerfer ließ sich nicht entmutigen und versprach zuversichtlich:

„Reineswegs hat unsere Schule mit der Änderung ihres Namens irgendwelche Beeinträchtigung in ihrem inneren Charakter erlitten. In dieser Hinsicht bleibt dieselbe durchaus, was sie bisher gewesen, und glauben wir die Versicherung geben zu dürfen, daß der bisherige gute Ruf unserer Anstalt in Bezug auf wissenschaftliche Ausbildung, wie hinsichtlich einer streng christlich=religiösen Erziehung auch für die Zukunft gewahrt bleiben wird.“ Zu diesen Worten mochte ihn wohl das glänzende Fest bestärkt haben, das ihm die Liebe seiner Schüler im gleichen Jahre zur Erinnerung an seine 25jährige Tätigkeit als Lehrer und Erzieher an der hiesige Anstalt bereitet, und nicht minder die treue Mitarbeit seines Kollegiums. Als am 5. Oktober 1879 der wissenschaftliche Hilfslehrer *L e o n a r d C o r s t e n*, der als Nachfolger des trefflichen *J. P. Schilling* seit 1843 seine Kräfte pflichtgetreu der Anstalt gewidmet hatte, in erhebender Feier von Lehrern und Schüler Abschied genommen hatte — er lebte noch bis zum 4. Januar 1882 hier im wohlverdienten Ruhestande —, da setzte sich das Lehrerkollegium aus den Herren zusammen, die viele Jahre eine Zierde der Schule blieben. Neben *Koerfer* waren es *Peter Kreisch*, *August Strein*, *Anton Huhn*, *Peter Monger* und *Joseph Silberath*. Nur Religionslehrer *P. Kreisch* schied 1887 von der Anstalt. Im Herbst des Jahres 1883 hatte er auf eine 25jährige Tätigkeit als Priester und Lehrer in Erkelenz zurückblicken können. *Tenholt*, dem er ein eifriger Seelsorger gewesen, die Pfarrgemeinde und besonders die höhere Schule hatten ihm eine glänzende Jubelfeier veranstaltet, und *Koerfer* hatte dankbar hervorgehoben, wie der Jubilar ihm in pflichtgetreuer Wirksamkeit zur Seite gestanden habe, eine Stütze der Anstalt, zu Zeiten gar seine einzige Stütze gewesen sei. Als Religionslehrer folgten ihm Herren, deren Tätigkeit in der Stadt noch wohlbekannt ist, z. B. *Dr. Heinrich Clemens* — jetzt Pfarrer in Roedingen —, *Joseph Husmann* — jetzt Ehrenstiftsherr und Pfarrer in Aachen —, *Dr. Esser* — † am 10. August 1901 als Pfarrer von Schönenberg —.

Mit unermüdlichem Eifer ging *Koerfer* selbst allen voran, nahm für sich, wie in den Jahren der Jugendkraft, die wichtigsten Fächer der obersten Klasse, Latein, Griechisch und Mathematik, um seinen Schülern den letzten Schliff zu geben. Daneben leitete er ein kleines Pensionat, in dem von nah und fern Söhne wohlhabender und vornehmster Familien Erziehung suchten; denn seine Tüchtigkeit und seine Erfolge waren weit bekannt. Eines fehlte an dem Ruhm dieses Pädagogen, nämlich seine Einsicht und Entschlossenheit, seinen Posten rechtzeitig aufzugeben. Anfang 1893 erkrankte er, so daß er für mehrere Monate von seiner ganzen Amtstätigkeit entbunden wurde, führte dann aber das Rektorat unter vielerlei Schwierigkeiten bis zum 1. Oktober 1897 fort. Im September feierte er sein goldenes Priesterjubiläum, bei dem er in Anerkennung seiner Verdienste von der Regierung, wie von seinem ehemaligen Zögling *Fürst Anton von Hohenzollern* durch Verleihung von Orden ausgezeichnet wurde. Fast bis zu seinem Hinscheiden am 16. März 1904 blieb er Rektor der St. Antoniuskirche. Das schönste Denkmal hat er sich gesetzt in den Herzen der vielen tüchtigen Männer aus dem geistlichen und Laienstande, die zu ihm als ihrem verehrten Lehrer aufblickten und auch jetzt noch ein dankbares Andenken bewahren.



Städtisches Gymnasium.
Phot. Köpfer.



Hexenturm.
Phot. Schmitter.

Das schwierige Erbe an der Schule übernahm Ostern 1898 J o s e p h R o e m e r, vorher Rektor in Gangelt. Während die Schülerzahl nach dem Scheitern der Ausbaupläne durchweg 60—80 betragen hatte, war sie in den letzten Jahren unter Roerfer erheblich gesunken, so daß Roemer nur einen Bestand von 23 Schülern vorfand, zu denen sich jedoch in der Hoffnung auf Besserung der Schulverhältnisse sogleich 31 neu anmeldeten. In ruhiger, eifriger Aufbauarbeit führte er und sein Nachfolger J o s e p h S c h m a l o h r die Anstalt wieder zu neuer Blüte. Letzterer übernahm die Leitung zu Ostern 1901. Sein Rektorat fällt zusammen mit dem wirtschaftlichen Aufschwung unserer Stadt, der mit dem Namen Anton Raky verknüpft ist. Das Gedeihen der Schule, deren Schülerzahl auf 130—140 anwuchs, die steigende Bedeutung der Stadt mußten den alten Plan nahelegen, die höhere Stadtschule zu einem berechtigten Progymnasium zu erheben. Der erste bedeutsame Schritt dazu war die Schaffung eines neuen Gebäudes. Generaldirektor A. Raky schenkte in Hoherzigkeit 50 000 Mark als Grundstock zur Bau Summe, und die Stadtverwaltung zögerte nicht, die über jene Summe hinausgehenden Mittel bereitzustellen. Dem raschen Entschluß folgte unverweilt die Ausführung. Am 17. August 1905 wurde der Grundstein gelegt, und am 8. Oktober 1906 nahm man vom altherwürdigen Schulgebäude bei der Antoniuskirche Abschied, um das Heim an der Südpromenade zu beziehen. Es war ein erhebender Festtag, der unter freudiger Teilnahme der Bürgerschaft, ehemaliger Schüler und Söhne der Anstalt begangen wurde. Mit berechtigtem Stolze wies Bürgermeister Hahn in seinem kurzen Überblick über die Entstehung des Gebäudes auf die schöne, den heutigen Anforderungen entsprechende Einrichtung hin und betonte, daß man auch an die zukünftige weitere Entwicklung gedacht habe. Der Plan des Baues sei so entworfen, daß sich leicht Anbauten von mindesten 6 Klassen angliedern ließen, ohne daß die Einheitlichkeit des Ganzen gestört werde. Der Schulhof sei sehr geräumig, und es bestehe die Möglichkeit ihn noch zu vergrößern. Durch eine Erweiterung von 6 Klassen könne eine Vollanstalt mit mehreren Parallelklassen eingerichtet werden. Nun, da die Schule ein neues, geräumiges Heim hatte, war auch für die weiteren Pläne die Bahn frei. Am 7. Februar 1907 beschloß die Stadtvertretung die Umwandlung zu einem berechtigten Progymnasium, und schon am 22. Oktober desselben Jahres genehmigte der Minister, daß die höhere Knabenschule zu einem Progymnasium mit Ersatzunterricht für das Griechische ausgebaut werde. Infolgedessen wurde die Anstalt dem Provinzialschulkollegium zu Coblenz unterstellt. Ende September hatte man dem letzten geistlichen Rektor der höheren Stadtschule eine herzliche Abschiedsfeier gehalten. Hierbei wurde der hohen Verdienste des Scheidenden um die Schule, besonders um den Neu- und Ausbau, gebührend gedacht und der herzliche Wunsch ausgesprochen, es möchten ihm in seiner neuen Tätigkeit als Religions- und Oberlehrer am Gymnasium in M.-Gladbach weitere reiche Erfolge beschieden sein.

Zum ersten Direktor des Progymnasiums wählte das Kuratorium den Oberlehrer am städtischen Gymnasium und Realgymnasium in der Kreuzgasse zu Köln,

Dr. **T r a n z S c h u m a c h e r**. Von den bisherigen Lehrern schieden die beiden Mittelschullehrer aus, der älteste Lehrer der Anstalt, Anton Huhn, der fast 30 Jahre an der Schule gewirkt hatte, trat in den wohlverdienten Ruhestand, der Religions- und Oberlehrer **J o s e p h H o c h s c h e i d** und der technische Lehrer Peter Monger traten in das neue Kollegium ein. Dies wurde im Laufe der beiden nächsten Jahre durch fünf Oberlehrer ergänzt, von denen zwei, nämlich die Studienräte **J o h a n n e s P o m p** und **J o h a n n e s S c h m i t z**, der Anstalt treu geblieben sind. Im Schuljahr 1909/10 wurde dann die Untersekunda eingerichtet und im Februar 1910 die erste Abschlußprüfung gehalten. Durch den Erlaß des Ministers folgte am 4. März 1910 die Anerkennung der Schule als vollberechtigtes Progymnasium. Direktor Schumacher schied schon am 1. Oktober 1910 aus unserer Stadt, um die Leitung der städtischen Realschule an der Spießergasse zu Köln zu übernehmen († im Frühjahr 1921 als Direktor des Gymnasiums in Priim). Auch sein Nachfolger Direktor **H e r m a n n D i s s e l b e c k**, wirkte nur kurze Zeit (3½ Jahre) an unserer Anstalt, da er Ostern 1914 als Direktor an das Gymnasium in Saarlouis übersiedelte. Von größerer Bedeutung wurde das Jahrzehnt, in dem Direktor **J o h a n n e s J u n k e r**, vorher Oberlehrer in Aachen, die Anstalt leitete. Zwar wurde bald der ruhige Gang des Unterrichts durch den Ausbruch des Weltkrieges bedroht. Gleich zu Beginn folgte Oberlehrer **P a u l S r ü t e r s** dem Rufe der Fahne; er sollte nicht mehr zur Anstalt zurückkehren; denn schon im September starb er den Heldentod. Mehrere Schüler versuchten, ihre Einstellung als Freiwillige zu erreichen, mußten aber von der Militärbehörde wegen ihrer Jugend zurückgestellt werden. Im weiteren Verlauf des Krieges wurden noch der wissenschaftliche Hilfslehrer Peter Classen und Oberlehrer Joseph Riefen zum Heeresdienste, Oberlehrer Johann Pomp zum Hilfsdienste einberufen. Trotz der Lücken war es dem Lehrerkollegium möglich, den Unterricht vollständig aufrechtzuerhalten, zumal in dankenswerter Weise freiwillige Hilfskräfte aus der Stadt zur Unterstützung sich bereit fanden: Frau Kreissekretär Gronen, Herr Mittelschullehrer Hages, die Herren Kapläne Limbach und Haas und sogar Lehrer Monger, der seit Ostern 1912 hier im Ruhestand lebte. Ein ganzes Menschenalter hatte er in treuester Pflichterfüllung an der Schule gewirkt, und jetzt in den Zeiten der Not stellte er in liebenswürdiger Weise noch einmal seine lange Erfahrung in den Dienst der Anstalt. Lehrer und Schule beteiligten sich im wahrsten Wetteifer an den vielerlei Hilfsdiensten, die das Vaterland auch von den Schulen forderte, wie Goldsammeln, Werbung von Kriegsanleihe, Erntehilfe, Sammeln von Ersatzstoffen. An dieser Stelle sei lobend hervorgehoben, daß unsere braven Schüler in den harten Kriegszeiten, den Jahren nach dem unglücklichen Kriegsausgang und in den Schwierigkeiten der Ruhrbesetzung durchweg wacker ihre Pflicht getan haben. Einzelne Auswärtige konnten wochen-, ja monatelang den Unterricht nicht besuchen. Die meisten aber scheuten trotz mangelhafter Ernährung nicht den oft sehr weiten Schulweg und kamen regelmäßig zu Fuß oder mit dem Fahrrad zum Unterricht. Bei den Versetzungen wurden diese besonderen Umstände gerechtere Weise berücksichtigt.



Die schwierigen Zeitverhältnisse hielten Direktor Junker nicht ab, an die Weiterentwicklung der Schule zu denken und früher erwogene Pläne ihrer Verwirklichung zuzuführen. Dabei fand er wohlwollende Unterstützung in Stadt und Kreis. Schon 1907 hatte der Minister den Ersatzunterricht für das Griechische genehmigt, 1917 wurde die Realabteilung eingerichtet, so daß Ostern 1920 unter dem Vorsitz des Geheimen Provinzialschulrates Dr. Abek die erste Prüfung der Realisten stattfinden konnte. Diese Erweiterung unserer Anstalt, sowie der allorts auftretende Andrang zu den höheren Schulen ließ die Schülerzahl mächtig anwachsen: sie betrug im Jahre 1917/18 etwa 180. Ein wirksames Mittel, diesen Stand zu sichern und den wichtigsten Plan, nämlich den Ausbau zu einem Vollgymnasium, vorzubereiten, sah man in der Errichtung eines Alumnats. Es war ein überaus schwieriges Unternehmen bei der damaligen großen Not im Bau- und Ernährungswesen, doch der zähen Energie des Direktors unter Mithilfe vieler, bei denen zum Teil noch die Erinnerung an das Koerfersche Konvikt lebendig war, gelang der Plan. Ostern 1918 wurde das städtische Alumnat mit etwa 40 Schülern in den Räumen der früheren höheren Schule eröffnet, das in mancherlei Wandel zum Missionskonvikt der Salesianer geworden ist. — Dieser Orden hat seit Ostern 1923 das Alumnat auf eigene Rechnung übernommen und sendet die Zöglinge seiner Missionschule in Overbach bei Jülich auf die hiesige Anstalt zum großen Nutzen besonders der oberen Klassen. — Die Bedeutung der Konviktsgründung zeigte sich sofort; denn 117 Neuanmeldungen erfolgten Ostern 1918, so daß die Schülerzahl auf etwa 250 anwuchs. Jetzt mußte auch der letzte Schritt gelingen und das Vollgymnasium erstehen. Der 1. September 1919 wird ein Merkstein in der Geschichte der Schule bleiben. An diesem Tage beschloß der Stadtrat zur großen Freude weiter Schichten der Stadt und des Kreises, die nun ihren studierenden Söhnen die zahlreichen sittlichen und sonstigen Gefahren der Bahnfahrt nach den Schulen der Nachbarstädte ersparen, ihre Kinder in der treuen Obhut der Familie halten können. Auch die Kreisverwaltung zögerte nicht, einen namhaften Zuschuß zu den jährlichen Kosten bereitzustellen. Mit Genehmigung des Ministers wurde Ostern 1920 die Obersekunda aufgesetzt und vor Ostern 1923 das erste Abiturientenexamen abgehalten, bei dem die zehn Oberprimaner das Reifezeugnis erhielten. Die Verfügung des Ministers vom 12. Mai 1923 gab alsdann dem bisherigen Gymnasium i. E. den Charakter als Vollanstalt.

So sind nun durch zielbewußtes Streben, durch verständnisvolles, selbstloses Zusammenarbeiten der Stadtverwaltung und der Leitung der Schule selbst die kühnsten Hoffnungen früherer Jahrzehnte übertroffen worden: Erkelenz hat jetzt ein humanistisches Gymnasium auf christlicher Grundlage zum Segen der wackeren und durchweg kerngesunden Söhne nicht nur der Stadt, sondern des ganzen Kreises, ja auch der Nachbarkreise, und zugleich nimmt es durch Einrichtung von Ersatzunterricht die Bestrebungen der alten Bürgerschule wieder auf und wird so auch den Bedürfnissen von Handel, Gewerbe, Technik und mittlerem Beamtentum gerecht. Nur schade, daß nicht schon vor dem Ausbau der Schule die Erweiterung des Gebäudes vorgenommen wurde, die nach den Worten des Bürgermeisters

Hahn im Jahre 1907 die Verwaltung in weiser Vorsorge berücksichtigt hatte. Direktor Junker schied im zum 1. Januar 1925 von unserer Schule, um näher seiner Heimat die Leitung des Realgymnasiums in Hamm zu übernehmen. Sein Nachfolger ist der bisherige Direktor des Progymnasiums in Rees, Dr. J o s e p h F i s c h e r.

Die Anstalt wird heute von 300 Schülern besucht, die etwa zu je einem Drittel aus der Stadt, dem übrigen Teile des Kreises Erkelenz und anderen Kreisen stammen. Als Lehrer wirken neben dem Direktor 11 Studienräte und Studienassessoren, 2 Oberschullehrer und 1 Gesanglehrer. Hausmeister ist schon drei Jahrzehnte lang Herr K a r l J a n s e n. Unter den sechs führenden Direktoren führt er in Treue mit gleichbleibendem Eifer sein Amt, ist dienstbeflissen und zuvorkommend den einen, trägt Freude und Sorge mit den anderen. Die Lehrmittel, Bibliothek, physikalische Sammlung und Anschauungsmaterial, sind für eine Vollanstalt schon recht ansehnlich, wenn sie nur in größeren Räumen untergebracht und so nutzbringender gemacht werden könnten. Möge der neue Direktor zur Vollendung der alten Baupläne die verständnisvolle Unterstützung der Stadt und des Kreises finden, damit das Gymnasium, eine Zierde und der Stolz der Stadt und des Kreises, weiter blühe und segensreich wirke Deo, Musis, Patriae!



Die höhere Mädchenschule zu Erkelenz

Von der ehrwürdigen Schwester Alberta, Vorsteherin der Canisiuschule.

Die Stadtchronik berichtet aus dem Jahre 1861, daß „Fräulein Kersten aus Rees auf eigene Kosten hier ein Pensionat mit einer höheren Töchterschule errichtete, wodurch einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen wurde“. Mitarbeiterinnen von Fräulein Kersten waren Fräulein Hoffmann und Fräulein Wallraf. Die Anstalt befand sich in den beiden Häusern Aachener Straße 19 und 21. Sie erhielt sich nur wenige Jahre. Fräulein Kersten zog nach Aachen und gründete dort eine Mädchenschule. Heute leben noch Schülerinnen von Fräulein Kersten aus der Erkelenzer Zeit.

Im Jahre 1882 wurde auf Veranlassung des Landrats Dombrois eine Familienchule gegründet. Lehrerin war Fräulein Hensen. Die Schule bestand nur drei Jahre. Daneben gab es private Pensionate, geleitet von Frau Warlimont und deren Mutter und von Fräulein Elise Schilling, welche unter dem Namen Ernst Ringen als Schriftstellerin bekannt geworden ist.

Seit Ostern 1905 hat Erkelenz die jetzige höhere Mädchenschule. Auf Anregung des derzeitigen Bürgermeisters Hahn und dank den Bemühungen des damaligen Obergemeindeführers, nunmehrigen Ehrendechanten und Prälaten Kamp, trat man zwecks ihrer Gründung an die Genossenschaft der armen Dienstmägde Jesu Christi zu Dernbach heran. Denn damals besaß Erkelenz schon seit Jahrzehnten ein Pflegehaus für Arme seiner Pfarrei, das der Leitung von Schwestern dieser Genossenschaft übergeben war. Dieses Haus, das Hermann-Josef-Stift, sollte gemäß den Wünschen der Stadtväter, auch den Schulschwestern ein Heim bieten.

Im Jahre 1904 wurde die Gründung vorbereitet. Am 13. Mai desselben Jahres erfolgte in der Stadtratsitzung Vorlesung der Zuschrift der Generaloberin obengenannter Genossenschaft vom 28. April, welche „dem aus der Stadtgemeinde an sie herangetretenen Wunsche auf Errichtung einer höheren Mädchenschule nachkommen will, wenn die Stadtgemeinde der zu gründenden Schule entsprechende Unterstützung zuteil werden läßt“. Die Regierung gab der genannten Genossenschaft unterm 6. September 1904 die Erlaubnis, in Erkelenz eine höhere Mädchenschule und ein Pensionat zu eröffnen.

Die Schule trat mit Ostern 1905 ins Dasein. Schwester Hedwigis als Vorsteherin und Schwester Clara als Lehrerin begannen den Unterricht mit 20 Schülerinnen in zwei Klassen. Langsam wuchs die Kinderzahl: 1910 waren es 33, 1913 41,

1916 80 Schülerinnen. Nun wurde die Mittelstufe in drei Klassen geteilt, die Oberstufe blieb, ausgenommen in den Hauptfächern, zu einer Klasse vereint. Die Klassen hießen, entsprechend der zehnklassigen höheren Mädchenschule: VII, VI, V, IV, III, II.

Ostern 1920 war der Stand der Klassen folgender:

VII	VI	V	IV	III	II
14	+ 29	+ 31	+ 16	+ 9	+ 12 = 111.

Winter 1925: VI b VI a V IV III II I

26	+ 29	+ 29	+ 14	+ 12	+ 12	+ 8 = 132.
----	------	------	------	------	------	------------

Die Schülerinnen gehörten hauptsächlich zur Stadt Erkelenz, etwa $\frac{1}{5}$ sind aus dem Kreise. Dem Bekenntnis nach sind sie vorwiegend Katholiken, die Protestanten betragen in den letzten Jahren ungefähr $\frac{1}{10}$.

Dem Unterricht ist der Lehrplan des Lyzeums zugrunde gelegt. Diejenigen Schülerinnen, die in Lyzeen übertraten, taten dies manchmal nur für die I. Klasse. Trotzdem erhielten sie das Reifezeugnis des Lyzeums, als wenn sie ein solches während der ganzen Zeit besucht hätten.

Die Vorsteherinnen und Lehrerinnen an der Schule sind im allgemeinen aus der Genossenschaft der armen Dienstmägde Jesu Christi zu Dernbach. Die erste Einrichtung des Schulbetriebes ist der entschiedenen Tätigkeit der Schwester-Vorsteherin Hedwigis (1905—10), die Ausdehnung bis zu 100 Schülerinnen und Gliederung in 6 Klassen der zweiten Vorsteherin Schwester Caja (1910—1920), gestorben zu Dernbach am 25. März 1922) zu verdanken. Die älteste Lehrerin an der Schule ist Schwester Clara. Zur Zeit sind 6 Schwestern an der Anstalt tätig. Weltliche vollbeschäftigte Lehrerinnen waren im ganzen 3 nacheinander an der Schule. Seit Beginn der Schule erteilt Ehrenbechant Prälat Ramp den Religionsunterricht. Lange Jahre gab Hauptlehrer a. D. Schommerz Unterricht in Gesang.

Seit Ostern 1924 führt die Schule von neuem die I. Klasse. 1924/25 gehören ihr 8 Schülerinnen aus Erkelenz an. Die meisten gingen mit dem Abgangszeugnis der I. Klasse zur Frauenschule und Gewerbeschule über.

Das Schulhaus gehört der Stadt. In der schon genannten Sitzung vom 13. Mai 1904 wurde beschlossen: „Die Stadtgemeinde liefert der Genossenschaft der armen Dienstmägde Jesu Christi bis zur Beschaffung anderer, passenderer Räumlichkeiten vorläufig die entsprechend in Stand gesetzten zwei Zimmer ...“ Diese befanden sich in dem sogenannten Körferschen Haus. Darin blieb die Schule 13 Jahre. Allmählich erhielt sie auch mehr Räume. Seit 1918 befindet sie sich in dem an der Westpromenade 12 und 14 gelegenen Doppelhaus, gegenüber der Hofseite des Hermann-Josef-Stifts. Dies zweite Heim der Schule wurde für die Zwecke des Unterrichts geändert. Zur Zeit wird dort in 7 Zimmern Unterricht erteilt. Außer diesen enthält das Haus nur noch ein Lehrmittelzimmer. Die Klassenzimmer sind hell und luftig, leider sind sie zu klein, auch ist das Haus feucht, leicht gebaut und liegt an einer jetzigen „Auto“-straße.

Die Wohltäter der Schule sind die Gemeinde und — in jüngster Zeit — Kreis und Staat, letztere auf Bemühen der Gemeinde.

Das Hermann-Josef-Stift bietet bis zur Gegenwart den Schulschwestern Kost und Wohnung, wie dies bei der Gründung der Schule von der Stadtgemeinde gewünscht und ausdrücklich erlaubt wurde. Nur ist es ihm seit Jahren nicht mehr möglich, die Schlafräume zu geben. Da es in den letzten 10 Jahren auch als Krankenhaus gebraucht wird, kann es nicht alle seine eigenen Schwestern mehr unterbringen. Deshalb ist das Dachgeschloß des Schulhauses zu diesem Zwecke für einen Teil der Schwestern eingerichtet worden.

Die Zukunft der Schule hängt von den behördlichen Bestimmungen über die Mädchenschulen ab. Wenn die Anstalten wie die hiesige die Berechtigungen zu den sozialen Berufen, die sie jetzt haben, behalten, dann werden, so darf man wohl hoffen, die Erkelenzer Bürger auch im größeren Maße als bisher ihre Töchter einschließlic der Oberklassen besuchen lassen. Auch von unten auf ist ein reger Besuch der Schule erwünscht, damit ihr für die Oberklassen genügend Schüler bleiben; es werden naturgemäß die weniger Begabten mit dem 14. Jahre abgehen.

Behält die Schule eine Besuchsziffer von 130 bis 150, dann ist eher Aussicht, daß sie sich zum Lyzeum ausgestaltet. Allerdings muß sie vorher ein Haus innehaben, das außer den Klassenräumen die anderen erforderlichen Lehrsäle bietet und den Schwestern eine angemessene Wohnung gibt.



Die Volksschule.

Von Rektor Bierbaum, Erkelenz.

Nachstehend sollen Geschichte und Geschehnisse der Erkelenzer Volksschule während der letzten 100 Jahre dargestellt werden. Über die davorliegende Zeit wird an einer anderen Stelle dieses Buches, und zwar Seite 27 berichtet. Beim Studium der Akten unserer Schule während des vorgenannten Zeitabschnitts gewinnen wir einen Überblick über die Schulgebäude und die Unterbringung der einzelnen Schulklassen, eine Übersicht über die in dieser Zeit amtierenden Lehrkräfte und ihr Wirken und dadurch einen Einblick in und ein Urteil über die Entwicklung und das Leben der Volksschule überhaupt.

Zunächst hören wir, daß in den Jahren zwischen 1806 und 1815 die sich zum Schulbesuch einfindenden Kinder von einem alten, gesetzlich angestellten Pfarrschullehrer namens Schumelius unterrichtet wurden, der 1818 starb. Von einem besonderen Schulsaal ist noch keine Rede.

Am 4. November 1816 wird dem Herrn Erdmann, Bürgermeister in Erkelenz, vom Schulkommissarius *) P. Ploum aus Wegberg bescheinigt, „daß Johann Peter Vièvre als anerkannter Schullehrer zu betrachten sei und daher die Ortsbehörde von Erkelenz ihm das zum Schulhalten nötige Lokal nach Gutbefinden einräumen möge“.

Der Bürgermeister überwies ihm eine Schulstube in dem Hause am Markt vor der Kirche (dem heutigen Spritzenhaus). Als etwas später (1816) mit vorgenanntem Johann Peter Vièvre auch dessen Bruder Heinrich Josef Vièvre anfang, Schule zu halten, erhielt dieser ebenfalls eine Schulstube in demselben Haus. Heinrich Josef Vièvre wird am 15. Februar 1818 vom Landrat Dewall aufgefordert, das unentbehrliche Attest, sowie den Beweis der gesetzlichen Anstellung beizubringen.

Die Schullokale der Gebrüder Vièvre waren räumlich beschränkt und feucht und „ganz ungeeignet“. Sie faßten nicht einmal die zum Schulbesuch erscheinenden Kinder, der Zahl 115 bzw. 60 betrug. Die Schulutensilien des ersten Schulsaales bestanden aus „2 Bänken, der Kirche gehörig, 8 tannenen Bänken, 1 Bank mit Pult, 2 Schülertischen, 1 kleinen Bank“.

Im zweiten Schulsaale standen: 2 Schülertische, 1 Pulttisch (10 Fuß lang), 3 Bänke, der Kirche gehörig, 7 Bänke (à 10—12 Fuß), 2 kleine (à 6 Fuß).

*) Schulkommissarius = Schulpfleger oder Schulinspektor. Die damaligen Schulpfleger waren von der Regierung ernannte Geistliche des Dekanates.

Ganz unabhängig von diesen Schulklassen und Schullokalen lehrte damals der Präzeptor Ohoven in einem Hause hinter der Kirche 25 Kinder die Anfangsgründe der lateinischen und der deutschen Sprache „insoweit, daß sie aus seiner Schule wenigstens in die jüngste Klasse eines Gymnasiums zweiter Klasse geschickt werden können“. Im Jahre 1823 fordert die Regierung den genannten Lehrer der lateinischen Schule auf, die erforderliche Befähigung zu dem Unterrichte in der lateinischen Sprache nachzuweisen.

In den beiden städtischen Elementarschulklassen der Gebrüder Vièvre wurde Unterricht erteilt „im richtigen Lesen und orthographischen Schreiben und Syntax (Satzlehre) der deutschen Sprache, im Kopf- und sonstigen Rechnen, in der Biblischen und Naturgeschichte“.

Die Kinder der Armen liefen auf der Straße herum. Sie nahmen nicht an dem Unterrichte teil, „weil die Armenverwaltung die Zahlung des Schulgeldes fortwährend verweigerte und weil ein Viertel der im Volksschulalter stehenden Kinder in den vorhandenen Schulräumen keinen Platz fand“. Am 11. September 1823 ersucht daher die Regierung den Landrat Dewall, „die Anzahl der armen schulpflichtigen Kinder feststellen und die Armenverwaltung auffordern zu lassen, für das Schulgeld derselben zu sorgen, widrigenfalls ohne Verzug die geeigneten Maßregeln in dieser so wichtigen Angelegenheit ergriffen werden könnten“. Wie groß die Zahl der nichteingeschulten Kinder war, geht daraus hervor, daß 1823 von 352 Kindern nur 200 zur Schule kamen.

Infolge der schlechten Beschaffenheit und der räumlichen Beschränktheit der Schulsäle begannen im Jahre 1823 Verhandlungen zwischen Regierung, Gemeinderat und Schulvorstand über einen Schulneubau. Als Projekte kamen der Kommandantenplatz nebst Garten (heutige Stelle des Gymnasiums und Wohnung des Studiendirektors) und die Sasthauskirche in Frage. Die Verhandlungen hierüber, die Beschlüsse für und gegen das eine oder andere Projekt setzten sich fort bis 1827. Da stellte die Regierung zunächst am 23. April und dann wieder am 4. Juni 1827 beim Erzbischöflichen Generalvikariat in Köln den Antrag, den Gottesdienst in der Gasthauskirche, der nur Freitags stattfand, aufzuheben und die Kirche der Zivilgemeinde zu Schulzwecken zu überweisen. Das Erzbischöfliche Generalvikariat gab dem Antrag statt. Der Ausbau der Gasthauskirche zu einem Schulhaus erfolgte 1827 nach einem Plane des Kommunalbau-meisters aus Pinnich mit zwei Schulstuben und einer Lehrerwohnung. In demselben Jahre wurden die beiden Klassen der Gebrüder Vièvre in diese neue Schule — Sasthauschule genannt — verlegt.

Im Jahre 1836 fordert der Landrat Beermann den Bürgermeister Hofstadt zur Anschaffung eines erhöhten Lehrerpultes oder -tisches auf. Der Bürgermeister tritt dem mit der Begründung entgegen, daß ein Lehrertisch mit Stuhl in keinem Kostenanschlage über Schulutensilien vorkomme und daher auch auf Kosten der Gemeinde nicht beschafft zu werden brauche.

Der Lehrer Johann Peter Vièvre wurde 1837 pensioniert. Die Pensionsgebühren in Höhe von 75 Talern bestritten die Gemeinde zu $\frac{2}{3}$ und die Regierung

zu $\frac{1}{3}$. Die Dienstwohnung wurde ihm belassen und mit 50 Talern bewertet. Am 4. April 1837 wurde als sein Nachfolger der bis dahin an der Bürgerschule tätig gewesene Lehrer Lambert Chyssen vom Schulvorstand gewählt und dann durch den Schulinspektor Pfarrer Endres aus Voevenisch im Beisein des Schulvorstandes in sein Amt eingeführt. Er war der e r s t e L e h r e r, mit dem der Schulvorstand einen „V e r u s b r i e f,“ abschloß. Dieser wurde in Form eines Vertrages, nach vorheriger öfterer Beratung durch den Gemeinderat, ausgestellt und darauf von der Regierung bestätigt. In demselben verpflichtete sich der Lehrer zu einer bestimmten täglichen Unterrichtsstundenzahl, deren gänzlicher oder teilweiser Ausfall dem Schulvorstande sofort gemeldet werden mußte. Außerdem gab er die durchzunehmenden Unterrichtsfächer an, enthielt die Bestimmungen über Reinigung und Heizung der Schulsäle, legte dem Lehrer Verpflichtungen bezüglich seiner erzieherischen Tätigkeit auf usw. Dafür wurden ihm eine freie Wohnung und neben dem Schulgeld der Kinder eine feste Besoldung zugesichert. Der Berufsbrief wurde von dem Lehrer, dem Schulvorstand und dem Gemeinderat unterschrieben.

Nachstehend führe ich den Berufsbrief des im Jahre 1829 verstorbenen, weiter oben genannten Magisters oder Præceptors infimae classis oder Tirocinii M. J. Ohoven hier an.

Derselbe lautet buchstäblich:

„Conditiones worunter der Martin Josef Ohoven ex ter Hegh da „hier zu Erkelenz als Magister Infimae et Tirocinii den 27ten Jenner „1792 in Magistratu angenommen worden ist.

„Ersten solle derselbe seine Studenten werktag um 7 Uhr Morgens zur „Mittel Meß führen, sodann von 8 bis 11 Uhr Schulhalten, ferner von „1 bis 4 Uhr, und von 5 bis 7 Uhr Silentium halten.

„Zweitens. Wöchentlich gibt er (wenn kein Freitag einfällt) seinen „Studenten Dienstag und Donnerstag einen halben Tag Spieltag, doch muß „er von 1 bis 3 Silentium halten.

„Drittens ist er schuldig Samstag nachmittag seinen Studenten ein Stund „Christliche Lehre zu halten wohe sodann

„Viertens mit den Studenten (wie gewöhnlich) in der Pfarrkirche „denen Laudibus beiwohnen muß, fort

„Fünftens darauf acht zu haben, daß dieselbe in der Gottesfurcht, „Sitten und Lehre unterhalten und belehret werden, des Ends Sonn- und „Feiertage eine halbe Stund vor der Hochmeß Christliche Lehre halten, wenn

„Sechstens Leichen und sonstigen processionen gehalten ist er schuldig „dieselben beizuwohnen, er selbst muß seinen Schülern zum Vorbild sein, sich „etlichermaßen den Wirtshäusern entsagen, fort sich so aufführen, daß gegen „ihn kein Klag entstehet, wes ends er schuldig ist den ersten Ratstag „in T b r i p e r s u p p l i c a m i n c u r i a sich zu melden, ob er pro anno „sequente continuieren soll.

„Tens Sonn- und Feiertag vor dem hohen Amt in der Schul sacram „lectionem halten muß und dann von 1—2 Uhr in der Pfarrkirch der

„Christlichen Lehre beiwohnen muß; daselbst aber gute Ordnung unter seinen „sowohl als anderen Kindern zu halten.

„Stens wogegen derselbe von zeitlichen Herren Bürgermeister in fe#o „Micaelis pro salario zu empfangen hat 330 rthlr. ediktmäßig.

„9tens von denen Infimisten bekommt er jährlich pro silentio „3½ rthlr. von denen Tironen so Exempla machen monatlich 2 Schilling, „von denen anfangenden Tironen monatlich 1 Schilling..“

Der Lehrer Chyssen kündigt seine Stelle dem Schulvorstand am 12. Dezem= ber 1837, da er als Lehrer der Pfarrknabenschule St. Jakob in Aachen ge= wählt worden war. An seine Stelle kommt der Lehrer Pöhler aus Niederkrüchten, der als „Erster Lehrer“ angestellt wurde. Die Anstellungen erfolgten nämlich damals nicht wie heute für den S c h u l v e r b a n d, sondern für eine bestimmte S c h u l k l a s s e. Jede Klasse wies auch eine besondere Gehaltskala auf.

Am 10. Mai 1846 wird Heinrich Josef Pièvre pensioniert und an seiner Stelle der der Lehrer J. Püpges gewählt, der auch an der im Jahre 1843 eröffneten Handwerkerzeichenschule sowie an der Bürgerschule Unterricht erteilte. Am 1. August 1846 wird mit der Wahrnehmung einer 3. Lehrerstelle der Lehrer Wilh. Conrads aus Stolberg betraut. Über die Schülerzahl seiner Klasse schreibt er 1847 dem Bürgermeister Hoffstadt: „Ich habe für 144 Schüler Platz, wenn 6 (sechs) auf einer Bank sitzen; jetzt ist aber die Kinderzahl auf 184 heran= gewachsen. Wenn es schon sehr schwer ist, eine so große Anzahl von Schülern eben leidlich still zu halten, dann ist dieses unmöglich, wenn sie sich drängen müssen, um etwas Platz zu bekommen.“

Da die Zahl der Kinder bis 1848 auf 460 gestiegen war, mußte unbe= dingt eine vierte Klasse eingerichtet werden. Der damalige Schulinspektor Pfarrer De Rath, der in einem Gutachten an die Regierung die Erkelenzer Schulver= hältnisse beleuchtet, schlägt vor, „ein g r o ß e s n e u e s S c h u l g e b ä u d e f ü r j ä m t l i c h e E l e m e n t a r s c h u l k l a s s e n zugleich mit den Wohnungen der Lehrer auszuführen, da ein Saal bereits gemietet sei, die Säle in der Gasthauschule aber feucht und sehr wenig geeignet seien. Der Landrat Beer mann nannte diesen Vorschlag zwar erfreulich, bezeichnete ihn aber für die damaligen Verhältnisse als undurchführbar. Der Gemeinderat beschloß, das dem Küster Lapp mietweise über= lassene alte Schulgebäude an der Kirche so umzubauen, daß darin „wenigstens vorläufig eine vierte Klasse mit Lehrerwohnung untergebracht werden könnte“. Diese vierte Klasse wurde 1848 bezogen und von dem Lehrer Josef Sieger ver= waltet.

Im Jahre 1853 waren als Lehrer der hier bestehenden vier geschlechtlich gemischten Klassen unserer Schule angestellt: Johann Müller an der ersten Klasse, Stephan Schmitz an der zweiten Klasse, Peter von Cöllen an der dritten Klasse, Josef Sieger an der vierten Klasse. Der Oberpfarrer Bell war Schuldiregent und Pfarrer Vono zu Holzweiler Kreis Schulinspektor.

Im Jahre 1854 wurde der Lehrer Sieger nach Oerath versetzt und der Kandidat Arnold Honings an die vierte Klasse berufen. Als 1858 der Lehrer

Honings eine Schulstelle in Tenholt übernahm, wurde der Kandidat Hubert Corsten Lehrer an der Unterklasse.

Am 30. November 1855 projiziert der königliche Bauinspektor Bäseler aus Jülich auf Veranlassung des Landrats Claefen einen genauen Bau einer neuen Schule zu Erkelenz nebst den nötigen Lehrerwohnungen. „Zur Baustelle ist ein der Stadt zughöriger, an der Promenade gelegener freier Platz ausgewählt worden, an dessen einen Seite am Eingangstor von der Stadt aus das ehemalige Gendarmeriekasernengebäude, an der anderen Seite das Bewahrschulgebäude angrenzt.“ Die Baukosten sind insgesamt auf 15 000 Mark berechnet.

Der Gemeinderat sprach sich 1855 für dieses neue Projekt aus, zumal auch die Schulsäle der Gasthauschule feucht und gesundheitschädlich seien. Als aber dann Landrat und Regierung an die Ausführung des Projektes herantreten wollten, glaubte der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 24. Januar 1856, „mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse, sowie in Betracht der von der Gemeinde für Chausseen und Bauten bereits aufgebrauchten und noch zu beschaffenden enormen Kostenbeiträge, vor der Hand von der Ausführung des projektierten Schulbaues Abstand nehmen zu müssen“. Darauf erklärte die Regierung durch Verfügung an den Landrat, daß dem Antrage des Gemeinderates auf Aufschub dieses Baues mit Rücksicht auf den schlechten Zustand der Schulgebäude keine Folge gegeben werden könne.

Hiergegen legte der Gemeinderat am 26. August 1857 „Recurs“ beim Oberpräsidium ein, indem er hervorhebt, bereits Schritte unternommen zu haben, g e i s t l i c h e Schulschwestern zu berufen zwecks Trennung der Kinder nach Geschlechtern. Dann sei aber die Unterbringung aller Kinder in einem Schulhause nicht angebracht, „da die Trennung auch beim Ein- und Ausgehen aus der Schule, sowie während der Spielzeit bestehen soll“. Endlich würde dadurch der schöne Garten am Gendarmenkasernengebäude vollständig vernichtet werden. Der Gemeinderat sei wohl zur Herstellung zweier Schulsäle des Seitengebäudes der Gendarmerie und zum Bau von Wohnungen in dem mit dem Seitengebäude verbundenen Hauptgebäude für die Schulschwestern, 8 Zimmer, Küche, Keller und Speicher, bereit.

Der Oberpräsident entschied, daß zur Erhaltung des Gartens das Gebäude am Ende desselben errichtet werden solle, lehnte aber die Wohnungen der Schulschwestern ab, da dieses Gebäude vom königlichen Bauinspektor Bäseler als völlig ungeeignet und feucht bezeichnet worden sei, und daß diese Feuchtigkeit weniger von dem nahe gelegenen Wasserpuhl (Maar) als vielmehr von der früheren Benutzung des Gebäudes als Pferdestall herrühre.

Hierauf entschloß sich sodann der Gemeinderat zunächst zum Bau zweier Klassen und 1862 zum Ausbau dieser zu vier Klassen (heutige Mädchenchule am Franziskanermarkt). Gleichzeitig faßte er den Beschluß, daß die Schule, welche bisher aus vier geschlechtlich gemischten Klassen bestand, fortan in sechs Klassen, drei Knaben- und drei Mädchenklassen, gegliedert werden solle.

Als Lehrerinnen für die Mädchenklassen wurden dann 1863 drei Schwestern aus dem Orden vom Armeinen Kinde Jesu berufen. Als Lehrer für die

Knabenklassen blieben Johann Müller an der Oberklasse, Stephan Schmitz an der Mittelklasse und Hubert Corsten an der Unterklasse. Das Schulgebäude für die Knaben war die Gasthauschule (zwei Klassen) und ein Saal in der Küsterwohnung.

Infolge des Gesetzes über die Beaufsichtigung der Volksschulen durch die Staatsbehörden im Jahre 1872 wurde der Dirigent der Schule, Oberpfarrer Bell, Lokalschulinspektor, und die von dem Pfarrer Bono aus Holzweiler nebenamtlich verwaltete Kreis schulinspektion ging hauptamtlich auf den Herrn Dr. Keller über. Damit treten zum ersten Male die hauptamtliche Kreis schulinspektion und die Ortsschulinspektion auf.

An Stelle der drei Schulschwestern kamen 1874 die ersten weltlichen Lehrerinnen. Diese waren: Fräulein Pelzer, Fräulein Zulauf und Fräulein Pennartz.

Die nächsten 30 Jahre bewahrt die Schule dann in Gliederung und Klassenzahl eine gewissen Stetigkeit. Erst im Jahre 1903 wurde eine 7. Klasse notwendig. Da kein 7. Schulsaal vorhanden war, wurde an der Gasthauschule ein Umbau vorgenommen, der die dort befindliche Wohnung mit den beiden übergroßen Sälen in Verbindung setzte und dadurch vier Klassenzimmer herstellte. Der Haupteingang wurde nach dem auf dem Spielhause aufgeführten Treppenhause hin verlegt.

Nachstehend ein Verzeichnis der Klassen und Lehrer:

1. Lehrer Müller war erster Lehrer von 1853 bis 1884. Auf seine Stelle kam Lehrer Schommerk, der 1893 Hauptlehrer wurde, bis 1907; diesem folgte Hauptlehrer Frings bis 1913 und dann Hauptlehrer Bierbaum, seit 1920 Rektor, bis heute.
2. Lehrer Schmitz unterrichtete von 1851 bis 1870. An seine Stelle trat Lehrer Monger bis 1879, dann Lehrer Edel bis zu dessen Tode 1884, darauf Lehrer Krükel bis 1886, Lehrer Rehrbusch bis 1914, Lehrer Volten, der auch schon in demselben Jahre auf dem Felde der Ehre fiel, Lehrer Meefzen von 1918 bis heute.
3. Lehrer Corsten war an der hiesigen Volksschule von 1858 bis 1898 tätig. Ihm folgte Lehrer Redder bis 1908, diesem Lehrer Esser bis 1913, diesem Lehrer Cordes, der 1914 auf dem Schlachtfelde fiel, diesem Lehrer Trechen bis heute.
4. Lehrerin Pelzer verwaltete ihre Stelle von 1874 bis zu ihrer Pensionierung 1917. Ihre Nachfolgerin wurde Lehrerin Walkenhaus, jetzige Frau Fischer, die dem Lehrerkollegium bis heute noch angehört.
5. Lehrerin Zulauf war an der hiesigen Schule von 1874 bis 1918 tätig. An ihre Stelle trat Lehrerin Schnitzler bis 1924. Die Stelle wird zur Zeit von der Lehrerin Wagels verwaltet.
6. Lehrerin Pennartz von 1874 bis 1875. Ihre Nachfolgerinnen waren Lehrerin Meyenberg bis 1877, Lehrerin Rüppers bis 1887, Lehrerin Savelsberg bis

1901, Lehrerin Schreiber bis 1906 und Lehrerin Görtz bis heute. Seit 1923 ist letztere Konrektorin.

Als neue Klassen wurden eingerichtet, eine

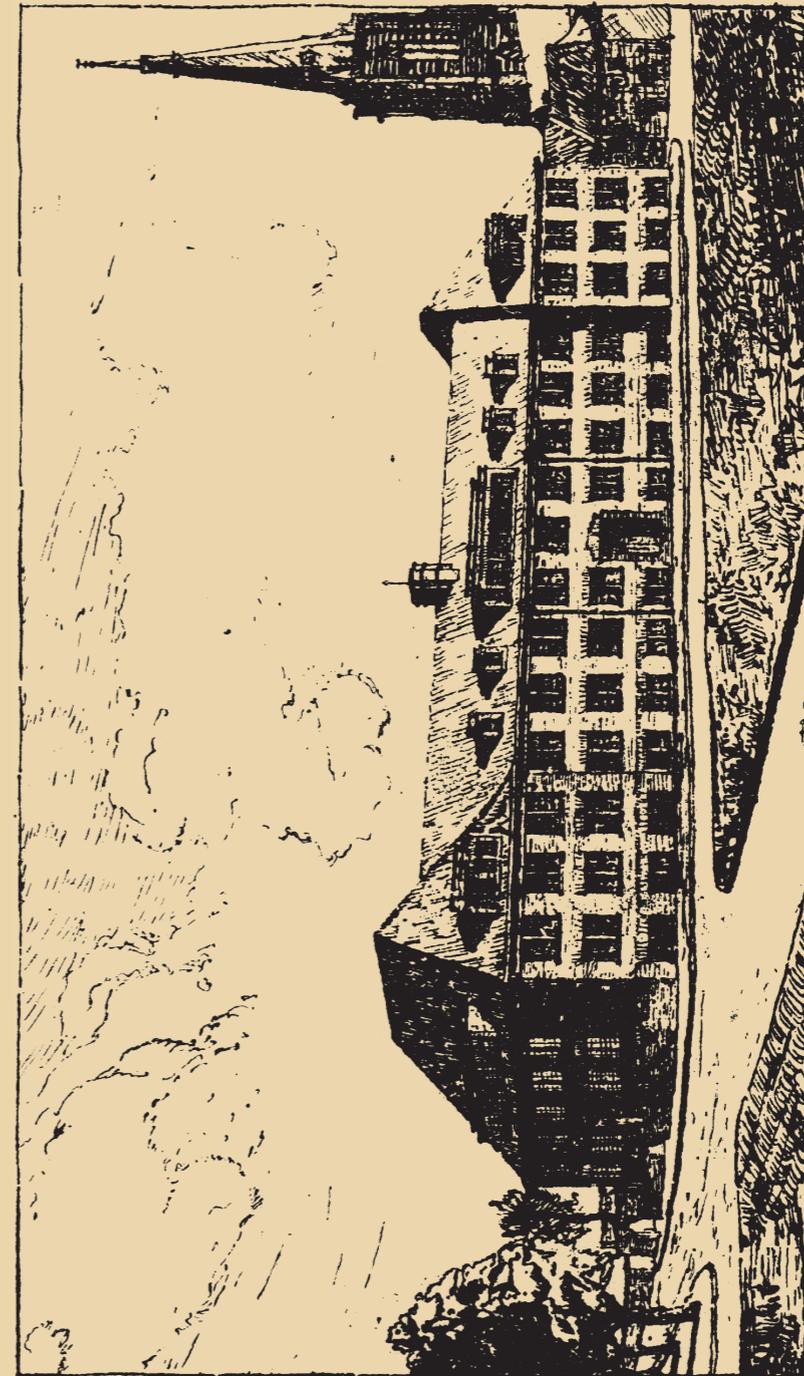
7. Klasse im Jahre 1903; daran waren tätig Fräulein Hermandung bis 1911, Fräulein Goltzewska bis 1914, Fräulein Wintgens bis heute;
8. Klasse im Jahre 1904, an der Lehrer Kellershohn bis 1908 gewirkt hat und von da ab Lehrer Knorr bis heute tätig ist;
9. Klasse im Jahre 1907; daran standen Lehrer Oehler bis 1912, Lehrer Winkens bis 1914, in welchem Jahre er im Kriege fiel, Lehrer Ratsch bis 1922, Lehrer Fingerhuth bis heute;
10. Klasse im Jahre 1908; daran war angestellt Lehrerin Fabry bis 1914, in welchem Jahre die Lehrerinnenstelle in eine Lehrerstelle umgewandelt und durch den Lehrer Quast besetzt wurde; von 1923 ab verwaltet der Lehrer Schumacher diese Stelle;
11. Klasse im Jahre 1909; daran waren Lehrerin Banritzer bis 1914 und Lehrerin Abels bis heute tätig;
12. Klasse im Jahre 1912, an der Lehrerin Boelckel bis heute tätig ist;
13. Klasse im Jahre 1919, die vom Lehrer Bey bis heute verwaltet wird;
14. Klasse im Jahre 1922, die aber infolge Rückgangs der Schülerzahl im Jahre 1923 wieder einging. Sie wurde durch die Vertreterin Verdolet verwaltet.

Vorstehend genannte 13 Klassen, die auch augenblicklich noch bestehen, verteilen sich auf 6 Knaben-, 6 Mädchenklassen und eine gemischte Klasse. Für die Knabeklassen und die gemischte Klasse sind Lehrer, für die Mädchenklassen Lehrerinnen angestellt. Das gegenwärtige Lehrerkollegium besteht, wie auch schon aus vorstehenden Angaben ersichtlich ist, aus dem Schreiber dieses und aus den Herren Bey, Fingerhuth, Frechen, Knorr, Meeßen und Schumacher und aus den Damen Görtz, Abels, Fischer, Boelckel, Wagens und Wintgens.

Für die 13 Klassen sind zunächst 2 Schulgebäude vorhanden, und zwar die Knabengasthauschule mit 4 Schulsälen und die Mädchenschule am Franziskanermarkt mit ebenfalls 4 Schulsälen. Die seit 1907 neu entstandenen Klassen waren bis 1920 im alten Rathaus, ferner im früheren Bürgermeisteramt und in der Verwahrschule untergebracht.

Es entsprach somit einem dringenden Bedürfnis, wenn die Stadtverwaltung und der Stadtrat in den Jahre 1908 und 1912 der Frage eines einheitlichen Schulneubaues, der alle Klassen umfassen sollte, nähertraten. Leider wurde damals die Verhandlungen dadurch gestört, daß ein Teil der Bürgerschaft einem *Schulneubau im Ortsteil Oestrich* das Wort redete. Der Ausbruch des Krieges vereitelte im Jahre 1914 das weitere Eingehen auf einen Schulhausneubau.

Im Jahre 1920 mußten die Schulsäle im alten Bürgermeisteramt an das neugegründete Alumnat abgetreten werden. Als Ersatz hierfür wurden zwei Schulpavillons auf dem erweiterten Spielhof an der Knabenschule aufgestellt. Seit dieser Zeit waren bis zu Beginn des Schulneubaues — Herbst 1925 — acht Schulsäle an der Gasthausstraße (davon vier in den Pavillons !), vier am Franziskanermarkt und einer im Kindergarten.



Neue Volksschule. Nach einem Entwurf von Stadtbaumeister Scholtes, Erkelenz.

Im Jahre 1925 erhielten die evangelischen Kinder, die bis dahin die katholische Schule besuchten, eine eigene Schule. Diese wurde am 7. Oktober 1925 im Konfirmandensaal bei der evangelischen Kirche mit 24 Kindern eröffnet.

Durch das erfreuliche Zusammenarbeiten von Regierung, Stadtverwaltung, Stadtrat, Schuldeputation und Elternbeirat wurde, wie schon angedeutet, August 1925 mit einem Monumentalschulneubau an der Gasthausstraße, gegenüber dem Krankenhaus, begonnen, der außer 12 Schulsälen noch 2 Zeichensäle, 2 Lehrerzimmer, mehrere Lehrmittelzimmer, sowie Badeeinrichtungen und eine Hausmeisterwohnung vorsieht.

Den genannten Behörden und Körperschaften sei für diese große, in schwerer Zeit vollbrachte kulturelle Tat herzlich Dank gesagt. Die neue Schule ist das schönste Jubiläumsgeschenk der Stadt an ihre Kinder.

Um eine leichtere Übersicht über den bis jetzt dargestellten Stoff zu gewinnen, seien folgende Daten zusammengestellt:

1816: 2 Lehrer, 165 Kinder.

1827: 3 Lehrer, 352 Kinder.

1827: Ausbau der Gasthauskirche zur Schule.

1848: 4 Lehrer, 460 Kinder.

1862: Schulneubau am Franziskanermarkt.

1863: 3 Lehrer, 3 Schulschwestern, 6 Klassen, 460 Kinder; Trennung nach Geschlechtern!

1874: Anstellung der ersten (drei) weltlichen Lehrerinnen.

1903: Umbau der Gasthauschule und Erweiterung derselben, 7. Klasse.

1904: 4 Lehrer, 4 Lehrerinnen, 500 Kinder.

1914: 6 Lehrer, 6 Lehrerinnen, 700 Kinder.

1920: 7 Lehrer, 7 Lehrerinnen, 733 Kinder; Aufstellung von zwei Schulpavillons.

1923: 7 Lehrer, 6 Lehrerinnen, 688 Kinder.

1925: Schulhausneubau mit 12 Klassen.

Die Abhandlung über die Entwicklung unserer Volksschule würde unvollständig sein, wenn sie nicht auch die gewaltigen Einwirkungen schildern würde, die der große Krieg auf ihr Gesamtleben ausgeübt hat. Am 4. Mobilmachungstage rückten die vier Lehrer Volten, Cordes, Knorr und Winkens ins Feld. Gleich in den ersten Kriegsmonaten starben drei von diesen den Heldentod: Lehrer Volten am 2. Oktober, Cordes am 7. Oktober, Winkens am 1. November 1914. Ein schlichtes Gedenkblatt in der ersten Knabenklasse hält die Erinnerung an die tapferen Helden wach. Als bei Beginn des Krieges auf dem hiesigen Bahnhof und in der Promenade sich Hunderte liebende Hände regten, um unsere durchfahrenden und durchmarschierenden Truppen zu verpflegen, reichten unsere Schulkinder von ihren Spargroschen gekaufte Brötchen, Zigarren, Zigaretten und Obst freudig den Soldaten hin.

Sie kehrten die Straßen, sammelten die zerstreut umherliegenden Papierfetzen, banden das als Lager der Soldaten benutzte Stroh zusammen und reinigten die Schulsäle. Den lagernden Soldaten trugen sie Postkarten und Briefe zur Post und holten ihnen Schreibzeug und Bleistifte herbei. Die Mädchen strickten fleißig Strümpfe, Pulswärmer und Kopfschoner für unsere Krieger. Bei Sammlungen, welche die Versorgung unseres Lazarets mit Lebensmitteln und Wäsche bezweckten, führen unsere Schulknaben die Handkarren, Schulkinder trugen die geschenkten Stücke herbei. Wiederholt erfreuten sich die verwundeten Krieger unseres Lazarets durch Deklamationen, Vorträge, Gesänge und Verteilung von Liebesgaben. In derselben Weise wirkten sie in den sogenannten Bürgerversammlungen mit.

Und was könnte noch alles gesagt werden von den häufigen, verschiedenartigen Sammlungen unserer Kinder! Nicht weniger als 3400 Mark Goldgeld, dazu goldene Ringe, Uhrketten, Broschen und Ohrgehänge haben sie auf den Altar des Vaterlandes gebracht. Und als infolge der Grenzsperrung die Rohstoffe 1917 und 1918 immer knapper wurden, sammelten sie 400 kg getrocknete Brennnesseln, 1200 kg Papier und 334 kg Lumpen.

Zur Gewinnung von Öl lieferten sie 225 kg Steinobstkerne, 45 kg Sonnenblumenfamen und 393 kg Knochen ab.

Als Ersatz für Kaffee und Tee brachten sie 60 kg Weißdornfrüchte, 112 kg Brombeer- und Himbeerblätter zusammen.

Sanz besonders sei auch noch die Laubheusammlung erwähnt. Im Wagnersbusch wurde das Laub von den Sträuchern gestreift, auf Handkarren nach Erkelenz gefahren, auf den Schulspeichern getrocknet, in Papiertüten gefüllt und dann abgegeben. Mehrere 100 Zentner waren das Ergebnis dieser Sammlung.

Hatten so die Kinder als kleine Helden in den Jahren 1914 bis 1917 mitgewirkt für Heimat und Vaterland, so trat die Not des Krieges besonders 1918 auch an sie heran. Unterernährung und Bleichsucht stellten sich bei vielen ein. Darum ließ die Stadt vom 1. Januar 1918 ab 100 körperlich schwächlichen Kindern alltäglich in der Frühstückspause je ein Butterbrot verabreichen. Diese Speisung wurde bis zur Einrichtung einer Suppenküche im Jahre 1921, aus welcher 115 unterernährte Kinder in der Schulpause um 10 Uhr einen Teller Reis-, Milch-, oder Schokoladensuppe erhielten, durchgeführt. Auch ließ die Stadt Wolle zum Stricken von Strümpfen und Nessel zum Nähen von Hemden verteilen. In den Handarbeitsstunden schnitten die Mädchen aus alten Kleidungsstücken Söckchen und machten daraus „Schlappen“. Mit diesen Gaben, sowie mit je einem Paar Holzschuhe wurden dann Weihnachten die ärmeren Kinder beschenkt.

Aber auch auf die unterrichtliche Tätigkeit der Schule legten sich die Schatten des Krieges. Abgesehen davon, daß die unterernährten Kinder nicht über genügende geistige Kraft und Regsamkeit verfügten, litt der Unterrichtsbetrieb stark durch viele Beurlaubungen, vorzeitige Entlassungen und überfüllte, zusammengelegte Klassen. Am Schlusse des Krieges mußte der Unterricht fernerhin monatelang ausfallen, weil durchziehende Truppen die Schulsäle zu Unterkunfts- und Schlafräumen und späterhin die Besatzungstruppen dieselben als Quartiere benutzten.

Erwähnenswert erscheint mir im Zusammenhange mit vorstehenden Kriegs=erinnerungen noch folgendes:

Auf Anordnung des französischen Kommandanten der hiesigen Besatzungs=truppen mußte 1919 ein Kursus für Volksschulkinder vom 10. Lebensjahre ab zur Erlernung der französischen Sprache gebildet werden. Die Teilnahme an dem=selben war freiwillig. Der Unterricht fand jeden Tag von 4 bis 4½ Uhr nach=mittags statt. Zwei französische Lehrer (Soldaten) und ein französischer Feldgeist=licher leiteten denselben. Die fleißigen Kinder wurden durch kleine Geschenke be=lohnt. Der Kursus dauerte 3 Monate.

Nun ist der Krieg vorbei. Friedensstimmung und Friedenssehnsucht durchzieht die Welt. Die Besatzungstruppen sind abgerückt. Die Zahl der unterernährten Kinder vermindert sich ständig.

In der Schule geht es wieder aufwärts. Die Unterrichtserfolge wachsen. Die festen Formen der Erziehung finden wieder Geltung und Anerkennung und zeigen erfreuliche Erfolge. Ein gesundes Vorwärtstreben erfaßt Kind und Schule.



Die Berufsschule.

Von Rektor Bierbaum, Erkelenz.

Die Anfänge der Erkelenzer Berufsschule reichen zurück bis in die Zeit der Gründung der „Handwerker=Zeichenschule“, auch Sonntags=Handwerkerschule genannt. Diese wurde nach vorausgegangener Be=kanntmachung einer Schulordnung am 27. August 1843 eröffnet. An ihr wirkten der Goldarbeiter Friedrich Wolz und der Schlossermeister Heinrich Clemens. Der Unterricht wurde Sonntags in den Räumen des Progymnasiums im Sommer von 7½ bis 9½ Uhr, im Winter von 8 bis 10 Uhr vormittags erteilt. Er beschränkte sich auf Zeichnen. Die Zahl der Schüler betrug 60. Der größte Teil zahlte nichts, einige 2½ Sgr. pro Monat. Zwei Jahre später – 1845 – erteilte an dieser Zeichenschule auch der Lehrer J. Püppes „Unterricht im Rechnen (mit den Brüchen anfangend) und in der Geometrie in ihrer Anwendung auf das Gewerbe des Bauhandwerks“. Im Jahre 1864 ging diese Schule ein.

Durch den Lehrer Krükel von Erkelenz wurde dann am 20. November 1884 nach vorausgegangener Genehmigung der Regierung und des Stadtrates eine „gewerbliche Fortbildungsschule in Erkelenz“ eröffnet, die wiederum freiwillig war, im Wintersemester zwischen 25 und 40 Schüler, im Sommersemester zwischen 12 und 20 Schüler hatte, als Unterrichtsfächer Zeichen, Rechnen und Geometrie aufwies und Dienstags und Donnerstags von 8 bis 10 Uhr abends gehalten wurde.

Diese durch Krükel neugegründete Fortbildungsschule bestand nur 1885 und 1886. Sie ging nach dessen Fortgang 1887 wieder ein.

Nachdem aber am 16. Juli 1886 die Regierung ihre Genehmigung zur Gründung der „Gesamttinnung selbständiger Handwerker zu Erkelenz“ erteilt hatte, veranlaßte der Vorstand der letzteren durch seinen Vorsitzenden, Ober=meister Drechsler Hermann Maafsen, den Lehrer Rehrbusch zu Erkelenz, spätestens bis zum 1. Januar 1887 eine Sonntagschule für die Lehrlinge einzurichten und in derselben Sonntags nachmittags von 2 bis 4 Uhr den Unterricht zu erteilen. Herr Rehrbusch kam diesem Wunsche nach. Er eröffnete die Schule und unterrichtete bis 1898 an derselben allein, und zwar zunächst Sonntags von 2 bis 4 Uhr nach=mittags, später dann von 10 bis 12 Uhr vormittags.

Durch einen Beschluß der Handwerksmeister vom 23. Juli 1893 wurde zu der Schule ein Ausschuß von sechs Mitgliedern gewählt, die dem Unterrichte ab=wechselnd beiwohnten. Das Unterrichtslokal befand sich in der Gasthauschule.

Im Jahre 1898 fand unter dem Voritze des Bürgermeisters Reinkens im Rathausaale auf Einladung eine Versammlung von 27 Meistern und Kaufleuten

aus der Stadtgemeinde Erkelenz statt zur Beratung über die Hebung der gewerblichen Fortbildungsschule. An derselben nahmen ebenfalls der Oberpfarrer Noë und der Hauptlehrer Schommerz teil.

Es wurden folgende Beschlüsse getätigt:

1. Die Unterrichtsstunden, welche bisher nur Sonntags stattfanden, sollen um zwei Stunden wöchentlich vermehrt werden und in Zukunft stattfinden Sonntags morgens von 9½ bis 12 Uhr und Donnerstags abends von 7½ bis 9½ Uhr. Unterricht soll erteilt werden in Zeichnen, Deutsch, Rechnen und Religion. Die Verteilung der Fächer auf die einzelnen Stunden soll den Lehrern überlassen bleiben.
2. Nachdem auch der Hauptlehrer Schommerz sich bereit erklärt hat, Unterricht zu erteilen, wird jedem Lehrer, den Herren Rehrbusch und Schommerz, eine jährliche Entschädigung von 100 Mark bewilligt. Zur Aufbringung des Mehrbetrages erklären sämtliche Meister sich bereit, für jeden Lehrling jährlich mindestens 1 Mark zu zahlen. Auch sollen durch Beiträge der Meister die Lern- und Lehrmittel beschafft werden.
3. Der im Jahre 1893 zur Unterstützung der Lehrer usw. gewählte Ausschuß wird auf drei Jahre wiedergewählt und ergänzt.

Im Jahre 1903 nahm die Stadtverwaltung die Angelegenheit in die Hand. Durch Beschluß des Stadtverordnetenkollegiums vom 24. Juni 1904 wurde auf Antrag der Handwerkervereinigung beschlossen, die bestehende fakultative (ohne Schulzwang) Fortbildungsschule in eine obligatorische (verpflichtende) gewerbliche Fortbildungsschule umzuwandeln. Gleichzeitig wurde ein Ortsstatut endgültig festgesetzt. Beide Beschlüsse wurden von der Regierung am 16. Dezember 1904 genehmigt.

Mit Beginn des Rechnungsjahres 1905/06 wurde diese Schule mit 75 Schülern eröffnet. Die Leitung wurde dem Hauptlehrer Schommerz übertragen. Außer ihm unterrichteten an der Schule 5 Lehrer und der Stadtbauführer. Ein gewähltes Schulkuratorium der Schule bestand aus 6 Herren. Zu den Unterhaltungskosten der Anstalt leisteten der Staat und der Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit eine jährliche Beihilfe. Jeder Gewerbetreibende, der schulpflichtige Lehrlinge, Arbeiter usw. hatte (die Schulpflicht bestand vom 14. bis 17. Lebensjahr), mußte für jeden derselben halbjährlich 3 Mark an Schulgeld zahlen. Die außer den vorgenannten Einkünften für die Schule erforderlichen Mittel wurden aus der Stadtkasse gedeckt. Die Schule wurde besucht

	1907	1908	1909	
von	78	75	79	Schülern.

Die Schüler waren in 3 Klassen eingeteilt und hatten bei sechs Stunden Wochenunterricht Montags 2, Donnerstags 2 und Sonntags 2 Stunden Unterricht. Der Sonntagsunterricht wurde durch Beschluß des Kuratoriums vom 10. Januar 1919 auf Wunsch der Behörden und der beteiligten Kreise auf einen Werktag verlegt.

Am 1. Juli 1907 trat der mit der Leitung der Fortbildungsschule betraute Hauptlehrer Schommerz in den Ruhestand und damit gleichzeitig von der Fortbildungsschule zurück. Die Leitung wurde dem am 1. Juli 1907 nach hier berufenen Hauptlehrer Frings übertragen. Die Schule wurde besucht in den Jahren

	1910	1911	1912	1913	
von	106	109	114	113	Schülern.

Am 31. März 1913 wurde die Leitung dem Nachfolger des am 25. August 1912 verstorbenen Hauptlehrers Frings, dem Rektor Bierbaum übertragen, der der Schule bis heute vorsteht. Am 1. Januar 1914 trat ein Ingenieur der Internationalen Bohrergesellschaft von Erkelenz als Zeichenlehrer in das Lehrerkollegium ein; im Jahre 1921 wurde der 2. Ingenieur für die zweite und dritte Metallarbeitsklasse angestellt. In anerkennenswerter Weise trägt die genannte Firma die Kosten für diese Lehrer bis auf den heutigen Tage.

Die fortschreitende Entwicklung der Fortbildungsschule führte im Jahre 1920 zur Angliederung einer ländlichen Abteilung mit Schulzwang, 1921 zur Einrichtung von Berufsklassen und zur Einschulung der kaufmännischen Lehrlinge, so daß seit dieser Zeit folgende Gliederung der Fortbildungsschule besteht:

gewerbliche Fortbildungsschule,
 kaufmännische Fortbildungsschule,
 ländliche Fortbildungsschule.

- Die gewerbliche Fortbildungsschule umschließt 8 Klassen, und zwar
- a) 4 Klassen für Metallarbeiter, die hauptsächlich von Schülern unserer Eisenwerke besucht werden,
 - b) eine Klasse Bauhandwerker (Eisenverarbeiter); sie besteht hauptsächlich aus Schlosser- und Schmiedelehrlingen,
 - c) eine Klasse Bauhandwerker (Holzverarbeiter), die sich hauptsächlich aus Schreiner-, Tischler- und Räderlehrlingen zusammensetzt,
 - d) eine Klasse schmückender Berufe; in ihr sind die Maler-, Anstreicher-, Buchdrucker-, Gärtner-, Schneider- und Schumacherlehrlinge,
 - e) eine Klasse des Nahrungsmittelgewerbes, also die Metzger-, Bäcker-, Konditor- und Kochlehrlinge.

In den vorgenannten 8 Klassen der gewerblichen Fortbildungsschule haben die Schüler jede Woche 6 Unterrichtsstunden. Diese verteilen sich laut ministerieller Bestimmung vom 1. Juli 1911 auf 2 Stunden Berufs- und Bürgerkunde, 2 Stunden Berufsrechnen, Kalkulationen, hauswirtschaftliche bzw. gewerbliche Buchführung und 2 Stunden Fachzeichnen bzw. Modellieren. Die Modellierübungen ergänzen das Zeichnen. Sie bedeuten eine von hervorragenden Berufslehrlern und der Regierung warm empfohlene Neuerung und verfolgen den Zweck, dem Schüler die Übertragung der „flächlichen“ Zeichnung auf die „körperliche“ Form durch Selbstgestalten (unter Benutzung von Knetstoff !) zu erleichtern.

Der Unterricht in der gewerblichen Abteilung wird von 6 Lehrern (im Nebenamt), einem Gewerbehilfslehrer, 2 Ingenieuren, einem Kunstschlossermeister und einem Bauassistenten erteilt.

K a u f m ä n n i s c h e F o r t b i l d u n g s s c h u l e. Diese hat bei wöchentlich 8 Unterrichtsstunden als Unterrichtsfächer 2 Stunden Handelsbetriebslehre, 2 Stunden Wirtschaftsgeographie, 1 Stunde kaufmännischer Schriftverkehr, 2 Stunden kaufmännische Buchführung und eine Stunde Stenographie. Der Unterricht wird von einem Lehrer der staatlichen Ausbildungsstätte in Köln, zwei Volksschullehrern (letztere im Nebenamt !) und einem kaufmännisch Angestellten erteilt.

L ä n d l i c h e F o r b i l d u n g s s c h u l e. Die ländliche Fortbildungsschule, die nur das Winterhalbjahr geöffnet ist, knüpft an die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten an. Sie versucht im Sachunterricht (dazu gehören Naturkunde, Wirtschafts- und Bürgerkunde) den Schülern die Erscheinungen in der Natur, sowie im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben, ferner die Arbeitsvorgänge der Stadt und des Dorfes allgemein zu erklären. In den Übungsfächern, also im Deutschen und im Rechnen, schließen sich die durchzunehmen den Stoffe zwanglos dem Sachunterricht an.

Die ländliche Fortbildungsschule ist keine Fachschule wie die landwirtschaftliche Schule, sondern sie erstrebt unter Berücksichtigung der auszuführenden Gesichtspunkte eine allgemeine Fort- und Weiterbildung. Die wöchentliche Stundenzahl beträgt 6.

Die gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschule vermitteln beide hauptsächlich Berufsausbildung, weswegen diese auch seit dem Jahre 1922 den amtlichen Namen Berufsschule führen. In allen Klassen der einzelnen Abteilungen zu 1, 2 und 3 erteilen die Herren Pfarrgeistlichen Unterricht in Religion und Lebenskunde.

Zu jeder Berufsschulabteilung werden freiwillige Schüler, also Schüler anderer Ortschaften, insoweit zugelassen, als dadurch nicht eine Überfüllung der einzelnen Klassen verursacht wird. Die Schule wurde besucht wie folgt:

Jahr:	1914	1915	1916	1917	1918	1919	1920	1921	1922	1923	1924	1925
Schüler:	115	143	176	174	189	186	209	262	294	284	271	286

Das Schuljahr 1921 schloß mit einer Entlassungsfeier und einer Schülerausstellung in der Aula des Gymnasiums, an der auch die Arbeitgeber und die Meister in stattlicher Zahl teilnahmen. Bei der Gelegenheit erhielten 37 Schüler wertvolle Preise als Belohnung für Fleiß und gutes Betragen. Am Schlusse des Schuljahres 1922 und Ostern 1923 waren Schülerausstellungen in den Räumen des Rindergartens, die an den drei Tagen ihrer Eröffnung sehr stark von Vertretern des Handwerks und von Meistern und Angestellten der hiesigen industriellen Werke besucht wurden. Dabei übten jedesmal die praktischen Arbeiten der Lehrlinge der Firma Alfred Wirth & Co. und der der Handwerkslehrlinge eine besondere Anziehungskraft aus.

Seit dem Jahre 1922 stellten die Firma Alfred Wirth & Co. und die Erkelenzer Maschinenfabrik für die Schüler ihrer Werke die Lernmittel unentgeltlich und beteiligen sich an Stiftungen und Geschenken für die Schule.

Um sich über die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete des Berufsschulwesens genau zu informieren, nahmen im Jahre 1924 die Lehrer der Berufsschule zu ihrer Weiterbildung an Lehrgängen in Köln, Aachen und Rheydt teil. Eine Kommission des Lehrerkollegiums arbeitete einen neuen Lehrplan aus, der in allen Punkten den Forderungen der neuen Zeit Rechnung trägt. Derselbe ist allgemein mit Beginn des Schuljahres 1925 eingeführt worden. Vom Kuratorium der Schule wurde im Jahre 1924 eine neue Ortsatzung aufgestellt und vom Bezirksausschuß genehmigt. Diese und die Schulordnung vom gleichen Jahre regeln den äußeren Betrieb der Schule. Die Verbindung der Schule mit dem Beruf des Schülers, die schon durch den Gesamtlehrplan hergestellt wird, erfuhr noch eine wesentliche Steigerung durch die wiederholten Besuche der Schule durch Mitglieder des Kuratoriums und interessierter Meister. In den letzten Jahren fanden in allen Klassen der Schule unter Führung der Lehrer wissenschaftliche, berufliche und heimatkundliche Exkursionen statt, die das Ziel verfolgten, die Schüler mit dem Berufsverhältnissen des deutschen Volkes bekannt zu machen, ihnen die Kulturgüter in Stadt und Land zu erschließen und sie unsere rheinische Heimat in Ausstellung, Wort und Bild erleben zu lassen.

Das jetzige Lehrerkollegium der Schule setzt sich wie folgt zusammen: Außer dem Rektor Bierbaum als Schulleiter sind an der Schule tätig die Lehrer Frechen, Fingerhuth, Knorr, Meeßen, Schumacher und Wahl, ferner die Gewerbehilfslehrer Areß und Bierbaum, die Ingenieure Altdorf und Gebhardt, der Stadtbauassistent Frech und der kaufmännische Angestellte Adolf Braun. Das Schulkuratorium besteht zur Zeit aus dem Bürgermeister Spitzlei als Vorsitzenden und den Mitgliedern 1. Schneidermeister Houf, 2. Kaufmann Areß, 3. Kaufmann Broich, 4. Dreher Esser, 5. Landwirt Bongartz, 6. Alfred Wirth bzw. dessen Vertreter, 7. Prälat Ehrendechant Ramp, 8. Rektor Bierbaum, 9. Lehrer Meeßen, 10. Schlossermeister Storms.

Vorwärts geht der Zug der Berufsschule. Hand in Hand mit Meister und Lehrherren arbeitet sie an der Heranbildung ihrer Schüler zu vollwertigen Menschen und zu berufstüchtigen und berufsfreudigen Meistern. Immer näher kommt sie dem ihr gesteckten Ziele. Möge sie es demnächst in einem eigenen Heim unter günstigeren Vorbedingungen ganz erreichen !



Die Festungswerke der Stadt Erkelenz.

Von Kreisbaurat Pinkemeyer.

Wie im Jahre 1326 Graf Rainald II. von Seldern Erkelenz Stadtrechte verlieh, war der Ort schon als ein Gemeinwesen zu denken. Die ersten Siedelungen sind bis 966 nachweisbar. Zweck dieser Zeilen soll sein, eine kurze Beschreibung der damaligen Festungswerke zu geben. Die Gründung der Städte und deren Befestigungen ist keineswegs nur aus dem örtlichen Bedürfnisse heraus erfolgt, sie ist auch auf einen großen Gedanken des König Heinrich I., der das Deutsche Reich gründete, zurückzuführen. Dieser hat das Land systematisch mit Verteidigungswerken übersät und die besetzten Städte und Burgen geschaffen.

Seit dieser Zeit wurden die Einzelländer mit einem Netz von Städten und Burgen überzogen, um feste Punkte zu haben, von denen aus der herandringende Feind bekämpft werden konnte und die einzeln erobert werden mußten, bevor der Feind weiter vordringen konnte.

Jeder der Plätze mußte sich mindestens so lange halten können, bis hinter ihm kräftiger Widerstand organisiert war. Die Verteidigung der Einzelländer lag dabei in den Händen der dazu privilegierten Herzöge und Grafen, auch der Stifte und Bischöfe.

Es machte keinen Unterschied, ob einzelne der großen Reichsgebiete in weltlichen Händen oder in geistlichem Besitz waren. Die Gebiete der letzteren waren ebenso selbständig, wie die der ersteren. Auch die Gründung von Erkelenz fällt in jene Zeit des von Heinrich I. begonnenen Burgen- und Städteetzes.

Im Jahre 966 ging Erkelenz in Form eines Geschenkes des Sohnes Heinrich I., des Kaisers Otto I. an das Aachener Stift über, das einige Jahrhunderte lang die Eigentumsrechte ausübte, welche allerdings später nur nominell, und zwar bis zum Jahre 1794 fort dauerten.

In den Ortsgründungen damaliger Zeit lag System. Die Gründungen der Dorfgemarkungen wurden bestimmt durch die Erträgnisse der Felder. Letztere mußten im Gesichtskreise der Gehöfte bleiben. 50 bis 60 Familien bildeten eine Dorfgemeinschaft. Solche Dorfgemeinschaften schlossen sich eng aneinander an, und nur, wo im Interesse einer besseren Bodenausnutzung Waldungen auszuroden oder diese zu erhalten waren, trennten diese die Dorfgemeinschaften.

In gewissen Abständen wurde zwischen einer Anzahl Dorfgemeinschaften die Anlage von Städten erforderlich, wo Handwerker und Kaufleute wohnten, die für die Bedürfnisse der Landbewohner Sorge zu tragen hatten.

Mit der Anlage der Dorfgemeinschaften ging die Herstellung von Land- und Durchgangswegen Hand in Hand. Sie bestimmten erst die Lage der Städte, und zwar an Kreuzungspunkten von Durchgangsstraßen. Solche Städte, die dem Verkehrsinteresse dienten, mußten durch Verteidigungsmaßregeln gesichert werden. Die Länge der Wälle, der Mauern usw. richtete sich nach der Zahl der zur Verfügung stehenden Verteidiger. Dabei wurde nach dem von Heinrich I. erlassenen Gesetz verfahren, nach dem jeder neunte Mann aus dem Heerbannpflichtigen als Verteidiger die Burgen, Warttürme usw. zu beziehen hatte. Landbewohner galten allgemein nicht als wehrfähig und waren an ihre Scholle gebunden. Sofern und sobald aber Landbewohner in den Stadtmauern Schutz suchten, waren sie auch, wenn wehrfähig, gehalten, bei der Verteidigung der Städte mitzuwirken.

Damals schon galt der Grundsatz, daß der Nährstand für die Entwicklung des Gemeinwesens zu sorgen habe, und daß der Wehrstand nicht weiter ausgedehnt werden dürfe, als ihn der Nährstand zu unterhalten in der Lage sei.

Dieser Grundlage der militärischen und politischen Verhältnisse kann auch die gegenwärtige Generation die Anerkennung nicht versagen. Leider aber blieben Bevölkerung und Burgherren diesem Grundsatz nicht treu. Sie, die letzteren, strebten nach Selbständigkeit.

Die Herzöge machten ihre Lehen erblich und erschienen schon im 12. Jahrhundert als selbständige Fürsten. Die Folge davon war eine Menge Kleinkriege. Die fortgesetzten Kämpfe lösten aber das Band der Gemeinschaft, und so war im 13. Jahrhundert schon das im 10. Jahrhundert von Heinrich I. geknüpfte Band gelöst. Die durch jene Kleinkriege auf der einen oder anderen Seite erzielten Erfolge spornten vielfach die schon im 10. Jahrhundert und später besetzten Städte an, sich nicht allein auf den Defensivkampf zu beschränken, sondern unter günstigen Umständen auch die Offensive zu ergreifen.

Die ersten Stadtumwehungen waren primitiver Art und von Anfang an gegen vierbeinige Feinde gerichtet, gegen „wolffe un Berr un alle gediers“, wie es in der Chronik von Erkelenz heißt.

Später wurden die Befestigungen so angelegt, daß sie einerseits dem feindlichen Heere den Angriff erschwerten und andererseits eine bequeme Verteidigung ermöglichten. Selbstverständlich wurden die Befestigungswerke dem örtlichen Gelände angepaßt. Wo Berghänge und Wasserläufe ausgenutzt werden konnten, geschah es. Verhältnismäßig schwierig waren flachliegende, ebene Landstädte wie Erkelenz zu besetzen.

Der Lageplan von Erkelenz (vgl. Seite 3) zeigt uns zunächst drei offene Tore, (das Bellinghovener, das Oerather und das Maartor) und als Zugtor das Brücktor. Schwierig wird die Füllung der langen Wassergräben gewesen sein. Da fließendes Wasser nicht eingeleitet werden konnte, wird man die Gräben mit schlammiger Masse aus dem Ortsmaat zu füllen versucht haben. Hygienisch einwandfrei war das zwar nicht, aber als Mittel zum Zweck doch in etwa entschuldbar.

Die Reihenfolge der Befestigungsarbeiten, die in Erkelenz nachweislich im 11. Jahrhundert begonnen haben, dürfte folgende gewesen sein.

Zunächst wurde ein Palisadenzaun hergestellt, unter dessen Schutz die Mauern aufgeführt wurden.

Die Tore dieser Stadteingänge blieben zunächst ohne Türme und erhielten mehrere Palisadenreihen mit Fallbrücken über ausgehobene Gräben. Die Erdmassen, die man aus den Doppelgräben gewann, wurden zu einem Mittelwall aufgeschichtet. Gräben und Mittelwall wurden so angelegt, daß den Verteidigern der Wehrmauern die freie Sicht verblieb. Erst nachdem die Gräben, Palisaden und Mauern mit Wehrgängen fertiggestellt worden waren, konnte daran gedacht werden, die einzelnen Gänge zu den Stadt- und Torburgen zu sichern. Diese Torburgen sind nun auch wieder nicht gleichzeitig errichtet worden, sondern nacheinander. Man hat die Erfahrungen, die beim Bau des ersten Tores gesammelt wurden, beim Neubau des zweiten Tores verwertet und so fort. So ist es zu erklären, daß hier wie auch anderswo alle Torbögen unter sich verschieden waren, wiewohl die Geländeverhältnisse ganz gleich und auch die Baumittel dieselben waren. Weiter erklärt sich diese Verschiedenheit der Ausführung der Torburgen auch daraus, daß die Errichtung und die Wiederaufrichtung nach stattgefundener Zerstörung vor und nach der Zeit der Erfindung des Schießpulvers fällt. Im Jahre 1543 wurde schon von einem sehr festen Erkelenz gesprochen, das auch den Feuerwaffen Trotz bot. In diesem Jahr wurde die Stadt Erkelenz bekriegt und eingenommen. Daß an den Verbesserungen der Festungswerke dauernd gearbeitet wurde, beweisen uns die Chroniken der Städte.

Ein gut ausgebildetes Stadttor war gegen die damals bekannten Kriegswaffen ein nicht zu unterschätzendes Festungswerk. So waren am Bellinghovener Tor (in der Gegend des jetzigen Postamts) nacheinander folgende Befestigungen zu nehmen: Das Bollwerk vor dem ersten Tore, das verteidigt wurde von dem Wachturm und den Vorwerksmauern, nachdem vorher ein Palisadenwerk genommen sein mußte. Erst dann folgten die eigentlichen Festungswerke.

Bei großem Andrang konnte selbstverständlich ein Bollwerk nicht lange Widerstand leisten, der Verteidiger verließ dann nach Erstürmung des Bollwerkes den Wachturm und die Vormauern und zog sich in die eigentlichen Tortürme zurück.

Konnte auch das Außentor den Wurfmaschinen damaliger Zeit nicht lange Widerstand leisten, so war jedoch das Erstürmen der zweiten Tore nicht gerade einfach. Nicht ohne Grund wurde der zweite Torturm so unmittelbar hinter das Bollwerk gebaut und das Tor selbst so unvorteilhaft für den Angriff angelegt wie möglich, damit der Feind zur Aufstellung der Wurfmaschine keinen Raum finden konnte und sich diesen Raum erst durch die Beseitigung und den Abbruch des Bollwerkes selbst schaffen mußte. Es liegt auf der Hand, daß die Verteidiger dabei den Feind vom ersten Turm aus an der Beseitigung der Vorwerke hindern und ihm bei dieser Arbeit möglichst viel Schaden zufügen konnten. Nicht selten ist es gelungen, den Feind vor den Vorwerken so zu schwächen, daß er weitere feindliche Aktionen einstellen und wieder abziehen mußte.

Die Türme selbst waren vor Erfindung des Schießpulvers nur sehr schwer einnehmbar, sofern die Verteidiger ausreichend für Lebensmittel und Schießbedarf gesorgt hatten. Letzteres wurde in der Regel im obersten Turmgelasse aufbewahrt. Es konnte so die Besatzung von Stockwerk zu Stockwerk zurückgehen, den Feind mit Pfeilen, Steinen und heißem Pech schwer schädigen und dezimieren. Die Türme besaßen keine Treppen, sondern nur Löcher in der Deckenmitte. Hier wurden die Verteidigungsmannschaften hinaufgezogen bzw. hinabgelassen. Weiter hatten die Türme nur noch die erforderlichen Beobachtungs- und Schießöffnungen.

Auch die Stadttore waren stets noch durch Überbauten geschützt. Von diesen Überbauten aus wurden die anstürmenden Feinde durch Pfeilregen oder Pechgüsse oder auch durch Steinwürfe empfangen. Weiter wurden diese Stadttore von den Seitenmauern, den Lauf- und Wehrgängen aus verteidigt. Die Tore selbst waren Doppeltore, davon das vordere ein Zugtor, ein sogenanntes Sittertor, das eng und fest verzimmert und von außen meistens mit Eisenblech beschlagen war. Es wurde durch Windvorrichtungen hochgehoben bzw. geschlossen.

Hinter dem Wachturm kam ein kleiner Hof, hinter dem gewöhnlich mit einem zweiten Turmpaar die eigentlichen Festungswerke ihren Höhepunkt erreichten. Ein solches Turmpaar wurde in vielen Fällen durch einen dritten und letzten, besonders stark befestigten Turm gedeckt (vgl. Bild s. 63).

Am 9. Mai des Jahres 1674 haben Franzosen und Kurkölnler die Tore der Stadt Erkelenz eine Stunde lang mit Kanonen — also mit modernen Feuerwaffen — angegriffen. Die Bürger, die diesen Angriff erwarteten, hatten zur Verteidigung einige Offiziere unter dem Prinzen von Croÿ angeworben.

Die Festungswerke des Bellinghovener Tores, so wird berichtet, hielten einem dreimaligen Sturmangriff stand und brachten dem Feinde einen Verlust von 400 Toten. Dabei hatten die Verteidiger dank der guten Schutzgelegenheit, welche die Verteidigungswerke boten, nur 6 Tote.

Dieses Bellinghovener Tor mußte noch fester gewesen sein als das Oerather Tor, das gegen Abend dieses selben Tages eingenommen wurde. Mit diesem Tage hat die Stadt Erkelenz, dessen Bürger gezwungen wurden, ihre Festungswerke selbst niederzulegen, aufgehört, Festung zu sein.

Die Stadtburg wurde erst im Jahre 1373 erwähnt. Ihre Befestigungen waren nicht allein zur Verteidigung äußerer, sondern auch für die Verteidigung gegen innere Feinde gerichtet, d. h. gegen die Bürger der Stadt selbst.

Es waren stadtsseitig Beobachtungstürme, Wehrmauern, Wassergräben und eine kleine Zugbrücke vorhanden.

Die Gefängnisse, wovon eines noch jetzt zu sehen ist, waren 3,5 m kreisrund und lagen unterirdisch. Ein Loch von 12 bis 15 cm Größe mußte für Licht und Luft sorgen. Die Gefangenen wurden durch Deckenlöcher hinabgelassen und wieder heraufgezogen.

Wie ein im Übermut unternommener Überfall von der Erkelenzer Besatzung gebührend abgewiesen wurde, zeigt uns das Bild auf Seite 52, welches im Hintergrund ein Stück der Erkelenzer Stadtmauer um das Jahr 1610 zur Darstellung bringt.

Geselliges Leben, Vereine, Zeitungen.

Von Dr. jur. Josef Hahn.

Das Leben und Treiben der Bürgerschaft war wohl, wie in den letzten Jahrzehnten vor dem Aufstreben zur Industriestadt, ständig das eines vorwiegend kleinbürgerlichen Landstädtchens. Über das *g e s e l l i g e* *L e b e n* der früheren Jahrhunderte wissen wir recht wenig. Fehlt doch aus dieser Zeit gerade die Nachrichtenquelle, die über das Leben der Gesellschaft uns diese beste Auskunft gibt, die Zeitung. Nur aus gelegentlichen Notizen gewissenhafter Familienchroniken, auch aus alten Stichen oder Kupfern vermag die Nachwelt sich ein Bild des geselligen Lebens und Treibens ihrer Vorwelt machen. Und hier findet sich nur äußerst selten ein Dokument, das in direkte Beziehungen zu einer Kleinstadt steht, und solche fehlen für Erkelenz ganz. Man wird also das gesellige Leben sich in den Formen vorstellen müssen, in denen es sich auch heute in etwa abspielt, nur mehr individueller: erhöhte Pflege nachbarlichen Gemeinnes, Verwandtenbesuche zur Kirmesfeier oder bei sonstigen Familienfeste, Feste der gesamten Bürgerschaft aus kirchlichen oder öffentlichen Anlässen. So schildert uns in seiner Chronik ein Lödenicher Bürger, Gottfried von Berg, der enge Beziehungen zu Erkelenz hatte, sehr eingehend den feierlichen Einzug des kurpfälzischen Gesandten Geheimrat Roberß am 27. Februar 1756 und die Huldigung der Stadt Erkelenz, weiter die erste Säkularfeier der Erkelenzer St. Antoniuskirche und des Franziskanerklosters am 12. September 1762. „In dieser oktav ist bei denen P. P. Franziskanis recollectis ein groß festivität und zulauff der menschen gewesen.“ Und sicherlich auch eine große festliche Bewirtung von Verwandten, Freunden und Bekannten in den Erkelenzer Familien.

Bei diesen Festivitäten wie auch bei den Kirmessen waren die Träger der Veranstaltungen zumeist die Schützengesellschaften. Solche haben in Erkelenz schon im 16. Jahrhundert bestanden. Die Chronik berichtet von „unser lieuer vrawen weid Brodschappen“ im Jahre 1517, die Mitstifter des Erkelenzer Marienleuchters waren.

Bruderschaften haben, wie an anderer Stelle dieses Buches ausführlich dargelegt ist, in Erkelenz mehrere bestanden. Über eine Schützenbruderschaft gibt noch ein Vorgang in den vorhandenen Akten des Bürgermeisteramtes Auskunft, wonach im Jahre 1827 nach dem Verbleib des Schützenfibers gefragt wird. Die damals angestellten Ermittlungen ergaben, daß im Jahre 1804 der letzte Schützenkönig

Franz Goertz einen Schützenvogel und Platten getragen habe. Beim Zuge hätten sich mehrere schlecht zusammengekettete Platten gelöst und seien verlorengegangen. Später seien noch fünf Platten übriggeblieben, die aber einer Wittib Froitzheim für Schulden der Schützengesellschaft abgetreten worden seien. Seit dieser Zeit ist über das Erkelenzer Schützenfibler nichts mehr bekannt geworden. Der letzte Versuch im Jahre 1835, die Schützenbruderschaft wiederaufleben zu lassen, schlug fehl.

Es waren auch die schweren Nachkriegszeiten der Französischen Revolution und der preußischen Freiheitskriege, in denen Handel und Wandel, Verkehr und geselliges Leben sehr am Boden lagen. Es mag damals in Erkelenz wenig Neigung bestanden haben, vielleicht auch wirtschaftliche Unmöglichkeit, in Vereinen und Gesellschaften sich zu fröhlichem Trunk und Tun zusammenzufinden.

Um so mehr wachte aber in den nun folgenden Jahrzehnten, als Wirtschaft und Verkehr die Krisen überwunden hatten, die Freude am geselligen Leben und somit am Vereinsleben auf. Am 17. Oktober 1843 bildete sich der heute noch in hoher Blüte stehende Städtische Gesangverein, der schon in den ersten zehn Jahren seines Bestehens eine Reihe von größeren Gesangfesten in Nüttich, Sent, Brüssel und den rheinischen Städten mitmachte und heute auf seinen ansehnlichen Medaillenkranz mit Recht stolz ist. Neben dem „Städtischen“ bestand ein „Musikalisches Kränzchen“, das wie der Gesangverein unter der Leitung der Musiklehrer Messemaekers und P. J. Hilberath stand. In den 60er Jahren wurde ein weiterer Musikverein „Harmonie“ gegründet, der sich auf Instrumentalmusik verlegte. Das „Musikalische Kränzchen“ wie auch die „Harmonie“ erfreuten sich keines allzulangen Daseins; der Städtische Gesangverein beherrschte immer wieder das Feld. In den Blütejahren der industriellen Entwicklung zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten sich dann noch zwei weltliche Gesangvereine, „Glück=Auf“ und „Harmonie“, die Vorzügliches leisteten, sich aber nach dem Kriege im Jahre 1919 mit dem Städtischen Gesangverein verschmolzen unter dem gemeinsamen Namen „Städtischer Gesangverein Eintracht 1843“.

Über kirchliche Gesangvereine melden uns Chronik und Zeitung bis 1870 gar nichts. Vor 1870 lag der kirchliche Gesang in den Händen der Rümer, die um sich sangeskundige Männer scharten, die durch Choralgesang wie auch durch mehrstimmige Vorträge den Gottesdienst haben verschönern helfen. Im Jahre 1871 wurde der „St.=Joseph=Verein“ gegründet, der nun den Kirchengesang übernahm und nebenher eine ausgezeichnete Musikkapelle unterhielt, die bei kirchlichen und weltlichen Anlässen ein gebefreudiger Faktor war. Erst um 1895 wurde der Kirchenchor „Cäcilienverein“ gebildet, der heute als Kirchenchor noch fortlebt.

Zu den kirchlichen Vereinen gehören die heute noch blühende St. Mathiasbruderschaft und die Bruderschaft vom Allerheiligsten Altarsakramente. Ihr Gründungsjahr geht weit in die vergangenen Jahrhunderte zurück; sie sind die Fortsetzung der Bruderschaften früherer Zeiten.

Unter den weltlichen Vereinen sei zunächst genannt der Turnverein, der 1860 sein Gründungsjahr nennt. Er hat ohne Unterbrechung seinem Ziele gedient und steht heute noch in voller Blüte. Die neuere Zeit hat dann eine Reihe von

weiteren sportlichen Vereinigungen gebraucht, die den verschiedensten Arten des Sportes huldigen, wie Fußball, Schlagball, Hockey, Tennis, Leichtathletik und sonstiger körperlicher Betätigung. Ein Schwimmbad gab Veranlassung zur Gründung eines Schwimmvereins.

Der heiteren Muße hatte sich schon 1850 der kurzlebige Theaterverein „Pro patria“ gewidmet, der sich hauptsächlich aus Handwerkerkreisen zusammensetzte. Mit dem Spiel auf der Bühne befaßten sich ja auch weitere Vereine, so vor allem der genannte St. Josephverein, und erst anfang 1900 bildete sich wieder ein reiner Theaterverein „Erka“, der viele schöne Erfolge für sich verbuchen kann.

Die „Karnevals-gesellschaft“ mit ihrem „Uhtschüht“ hat sich etwa 1843 gebildet; sie trat in den Fastnachtszeiten in ihre Rechte und ruht heute, bis bessere Zeiten auch rheinischen Frohsinn und rheinische Fastnachtsfreude wie in vergangenen Jahren wieder gestatten.

Karitativen Charakter hatte die Krankenlade „Erclinia“, die bis in die 80er Jahre hinein bestand und mit ihren alten Mitgliedern einging.

Der Lambertusbauverein hatte sich nach dem Brande der Pfarrkirche 1860 das Ziel der Wiederherstellung von Turm und Dach gesetzt und sah 1883 sein Werk gekrönt mit der Errichtung des prachtvollen Helmes unserer Kirche.

Standesvereine, wie der Katholische Gesellenverein, der katholische Arbeiterverein, die einzelnen Kongregationen, die wieder auch auf kirchliches Gebiet hinüberführen, erstanden teils erst in der Zeit nach 1900 und leisteten ihrer Fahne treue Gefolgschaft.

Eine weitere neuzeitliche Vereinsgründung ist der 1904 gegründete „Akademische Serienverein Erkelenz“, der die aus Erkelenz hervorgegangenen Akademiker zusammenfaßt und studentischen Bräuchen folgt.

Die Gesellschaft „Casino“, die 1868 gegründet wurde, versammelt ihre Mitglieder nur zu gesellschaftlichen Zwecken.

Nach dem Kriege 1870 bildete sich der „Combattantenverein“, welcher die Mitkämpfer aus diesem und den beiden vorhergegangenen Feldzügen zusammenfaßte. Ihm folgte 1883 der „Erkelenzer Kriegerverein“, der alle ehemaligen Soldaten unter seiner Fahne sammelt. Außerdem bildeten sich im Laufe der Zeit noch weitere militärisch-kameradschaftliche Vereine der verschiedensten Truppenarten.

Vaterländische Frauenvereine sowie karitative, wie der der Elisabethenverein, haben ihren edlen Zweck in Kriegs- wie in Friedenszeiten in aufopfernder Weise zu erfüllen gesucht.

So spricht Jahrgang für Jahrgang der Zeitung vom Blühen der Vereine, von ihrer Tätigkeit, ihrem Entstehen und auch von ihren Niedergehen. Und nun möge zum Schlusse dieser Abhandlung noch kurz der *S e s c h i c h t e d e s Z e i t u n g s w e s e n s* in unserer Vaterstadt gedacht werden.

Schon im Jahre 1843 erschien in dem Verlage von J. J. Dieß auf der damaligen Maarstraße, der heutigen Aachener Straße, in dem jetzigen Hause der Bäckerei des Herrn Peter Esser das „*W o c h e n b l a t t f ü r d e n K r e i s E r k e*

l e n z u n d d e s s e n U m g e b u n g“. Es erschien nur einmal wöchentlich und mag vielleicht eine Auflage von mehreren Hunderten Exemplaren gehabt haben. Sein Inhalt setzte sich zusammen aus einer Erzählung, aus Vorkommnissen aus aller Welt, amtlichen Bekanntmachungen, einigen Verkaufsanzeigen, Vergnügungsanzeigen je nach der Festzeit und Familiennachrichten. Von Politik brachte dieses Wochenblatt nichts. Wer darüber lesen wollte, war zum Bezuge der größeren Kölner oder Aachener Zeitungen gezwungen, für viele ein sehr kostspieliges Unternehmen. So war die Unterlage für ein neues Blatt gegeben, das auch diesen Ansprüchen genügen konnte. Am 5. August 1854 erschien dann zum ersten Male das „*E r k e l e n z e r K r e i s b l a t t*“, herausgegeben von dem Buchdruckereibesitzer J o s e p h B r a n d t s, einem geborenen Erkelenzer. In der ersten Ausgabe vom 5. August betonte der „Prospektus“, daß der Verlag neben einer kurzen Rundschau der wichtigsten politischen Ereignisse und sonstiger Neuigkeiten aus dem gesellschaftlichen Leben auch die Spalten des Blattes zur Erörterung über Gemeinde- und Lokalangelegenheiten öffnen wolle. Weiterhin beabsichtigt er, sich durch regelmäßige und zuverlässige Handelsnachrichten, Markt- und Ernteberichte den Interessen des Handels und Ackerbaus zu widmen.

Das Erkelenzer Kreisblatt erschien zunächst auch nur einmal wöchentlich. Das inzwischen eingegangene Wochenblatt sollte 1857 einen Nachfolger in dem „*K r e i s = I n t e l l i g e n z b l a t t f ü r E r k e l e n z u n d U m g e g e n d*“ erhalten, das 1857 im Verlage von Serkrath Erben erschien, aber nach elfjährigem Bestehen wieder einging.

Das „Erkelenzer Kreisblatt“ erschien vom 1. April 1858 in vergrößertem Format zweimal wöchentlich, sein Leserkreis vermehrte sich in ansehnlicher Weise, und weit über die Kreisgrenzen hinaus wurde die Zeitung gelesen.

Am 1. Juni 1878 erschien dann noch einmal eine neue Zeitung in Erkelenz, die „*E r k e l e n z e r V o l k s z e i t u n g*“, die in dem heute der Firma Bleidt gehörigen Hause in der Brückstraße gedruckt wurde. Am 30. Juni 1878 erschien die letzte Nummer dieser Zeitung.

Der Verlag des Erkelenzer Kreisblattes war von dem heute von der Firma Hüben, Posterei, in der Brückstraße bewohnten Hause in das 1859 fertiggestellte Haus Brückstraße 29 verlegt worden, wo es heute noch erscheint.

Mit dem Kreisblatte erschien das „*K a t h o l i s c h e S o n n t a g s b l a t t*“, das, am 1. Januar 1871 gegründet, zunächst von Geistlichen des Dekanats geleitet wurde und später in Köln als weitverbreitetes Sonntagsblatt weitergedruckt wurde, wo es während der Kriegswirren sein Erscheinen einstellte.

Der Gründer des Erkelenzer Kreisblattes hatte auch die Schriftleitung seiner Zeitung in Händen, die dann im Jahre 1878 der Redakteur K a r l W a c h t e n d u n g übernahm, der auch heute noch sein Amt versieht. Am 27. Dezember 1899 starb Joseph Brandts. Der Verlag ging in die Hände des Sanitätsrats Dr. F r a n z H a h n über, der mit dem bisherigen Verleger verwandt war. Am 5. April 1915 starb auch dieser, und nun lagen die Lasten und Mühen des Verlages auf den Schultern seiner Gattin A n n a M a r i a geb. F i s c h e r = B r a n d t s, die trotz Kriegs-

not und Wirtschaftsjorgen dem Zeitungsbetriebe mit Umsicht und Sorgfalt vorstand. Am 1. Oktober 1915 erschien die Zeitung dreimal wöchentlich und ging am 1. Oktober 1923 zum täglichen Erscheinen über. Heute ist der Verlag eine Familiengesellschaft geworden, der Frau Dr. Hahn und ihre fünf Kinder angehören, in der sie aber immer noch die Seele des Geschäftes ist.

Nach dem Kriege, als so manche Bande gebrochen, so manches in Vergessenheit zu fallen drohte, gründete der Verlag in Verbindung mit dem Geschichts- und Altertumsverein Erkelenz die Monatszeitschrift „Heimatblätter“, die im Juni 1926 zum ersten Male erschien.

Die „Heimatblätter“ haben es sich um Ziel gesetzt, zur Hebung und zur Pflege von Heimatliebe und Heimatkunde tatkräftig mitzuwirken. Viele alte Urkunden, der Vergessenheit fast anheimgegangen gewesene Geschehnisse, alte Sagen und Bräuche haben sie wieder in die Erinnerung zurückgerufen und festgehalten für kommende Geschlechter.



Sitzungsraum im neuen Rathaus.
Phot. Köpfer.

Die Erkelenzer Mundart.

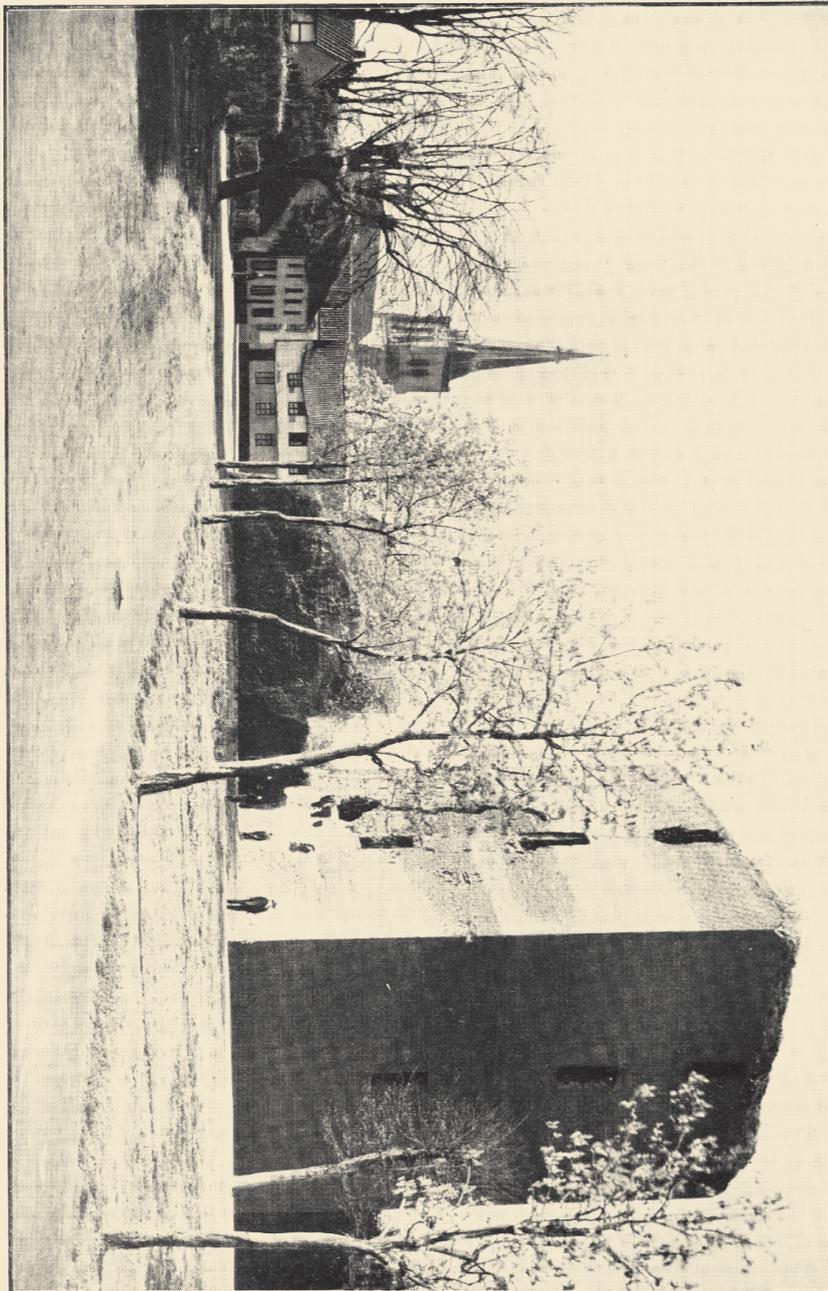
Von Studienrat J. Pomp, Erkelenz.

Vorbemerkungen. Abkürzungen: germ. = germanisch; got. = gotisch; agf. = angelsächsisch; abh. = althochdeutsch; hd. = hochdeutsch; nhd. = neuhochdeutsch; ndd. = niederdeutsch; ndfränk. = niederfränkisch; südnfränk. = südniederfränkisch; rip. = ripuarisch.

Der Versuch, die Laute der Mundart in der Schrift möglichst getreu wiederzugeben, war infolge der Schwierigkeit bei der Drucklegung nicht immer durchführbar. Das aspirierte g ist durch j ersetzt, auch im Inlaut; z durch ts; f und v gleichmäßig durch f, während v die weiche Spirans zwischen Vokalen darstellt (z. B. blīve). Die auslautenden Konsonanten stellen den wirklich gesprochenen Laut dar, sind also nicht dem Inlaut entsprechend ausgleichend geschrieben. Auch die Vokale, namentlich die Diphthonge, sind lautgetreu wiedergegeben (z. B. pait = Pacht; weit = Kind; nöu = neu; näu = genau), ebenso die gebrochenen Vokale (z. B. loave, hääve, kiäsch, ruət). Das offene e ist stets durch ä ersetzt, das offene o durch das Zeichen $\underset{\cdot}{o}$ unter dem Vokale (z. B. kōp = Kopf). Das nachklingende e in den gebrochenen Vokalen und Bildungssilben ist durch umgekehrtes ə angedeutet (z. B. luən = Lohn, volək = Volk). Die Länge ist durch einen Strich über dem Vokal angedeutet (lēm), demnach erübrigt sich die Andeutung der Kürze durch Schreibung von Doppelkonsonanz (fale). Nur in besonderen Fällen ist die Kürze durch das Zeichen $\underset{\cdot}{o}$ über dem Vokale vermerkt (z. B. kōle).

Aufgabe und Ziel der folgenden kurzen Abhandlung kann nicht sein, eine erschöpfende Darstellung des Lautstandes der Erkelenzer Mundart zu bringen; das verbietet schon der knapp bemessene Raum. Dem Rahmen der Erkelenzer Heimatgeschichte angepaßt, soll lediglich eine kurze Würdigung und Eingruppierung unseres Dialektes versucht werden.

Zunächst einige Bemerkungen über den durch die Völkergeschichte bedingten Entwicklungsgang der Sprache in hiesiger Gegend. Schon zur Römerzeit, vor der Völkerwanderung, lag unser Sprachgebiet auf der Grenzscheide dreier verschiedenartiger germanischer Volksstämme, die vermutlich später in dem Stamme der Franken aufgingen, der ripuarischen Abier, die sich bis über Düren und Zülpich ausdehnten, der Sugambrier, die von Norden kamen, und der friesischen Camaver, die sich von der Maas bis zur unteren Roer vorschoben. Wenn auch zur Zeit der Romanisierung des linksrheinischen Gebietes die römische Kultur einen völligen Sieg über das Germanentum davontrug und gewiß auch in den römischen Siedlungen am Niederrhein das Lateinische als Amts- und Verkehrssprache herrschte, so wird doch auch die germ. Sprache, zumal diese durch dauernden Zustrom germ. Ansiedler gestärkt wurde, sich behauptet haben, namentlich bei der ländlichen Bevölkerung. Seit der Völkerwanderung ist in den Rheinlanden das Fränkische die herrschende Sprache, und zwar teilten sich in das Gebiet zwischen Maas und Rhein die salischen und die ripuarischen Franken; die Grenze zwischen beiden mag von der zwischen Ubiern und Sugambiern zur Römerzeit nicht sonderlich verschieden gewesen sei. Die nordwestlich wohnenden Salier, die auch Niederfranken genannt werden, wurden stark mit angelsächsischen und friesischen Elementen, an die sie



Stein Jungturm.
Phot. Söpler.

nördlich grenzten, zerlegt; vor allem war auch das Gelderland den Einfällen der genannten Völker ausgesetzt. Somit kam zu dem ripuarisch=fälischen Gegensatz in unserer Gegend noch ein weiterer, der ingwäonische. Zu der ingwäon. Völkerfamilie rechnen wir vor allem die Angeln, Sachsen und Friesen. Das Niedersächsische und Niederfränkische bilden die Grundlage für das Niederdeutsche im Gegensatz zum Hochdeutschen. Dementsprechend wirkte das ingwäon. Element am Niederrhein stärkend auf das Niederfränkische ein, während es andererseits zu diesem vielfach in Gegensatz stand.

Das niederrheinische Sprachgebiet, namentlich der südlichere Teil, darunter auch die Erkelenzer Gegend, die seit Erstarkung des mittelalterlichen Deutschen Reiches politisch zum Herzogtum Niederlothringen, kirchlich zum Erzbistum Köln und im engeren Sinne zum Bistum Lüttich (Dekanat Wassenberg) gehörte, war im Mittelalter in sprachlicher Hinsicht stark beunruhigt. Gerade in unserem Gelände hat sich das Ringen zwischen der von Süden vordringenden hd. und der von Nordwesten vordringenden ingwäon.=ndfränk. Richtung vor und nach dem Jahre 1000 abgepielt. Bei der Blüte der mittelalterlichen Literatur auf hd. Grundlage ist es nicht zu verwundern, daß der Kampf zugunsten des Hochdeutschen ausfiel, zumal dieses in dem damals übermächtigen Kulturzentrum Köln ein starkes Bollwerk gewann. So wurde das Niederfränkisch=Ingwäonische allmählich, zunächst bis zur Benrather Linie, zurückgedrängt.

Der Kampf der fränk. Mundarten um die Vorherrschaft fand in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters infolge der Auflösung des Reiches in viele Territorien neue Nahrung, da durch die Zersplitterung das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den fränk. Stämmen immer mehr verloren ging. Dem rip. Kulturzentrum von Köln, dem sich allmählich Jülich und Berg unterordneten, stand im Norden dasjenige von Kleve mit Geldern, Mörs und Limburg gegenüber. Der Kampf war auch weiterhin für die klevisch=geldrisch=limburgische Gruppe gegenüber Köln=Jülich=Berg ein ungleicher. Gerade Köln als kirchliche Metropole, als Empore des Handels am Niederrhein, als Zentrum einer Jahrhunderte alten Kultur war imstande, auch in sprachlicher Hinsicht ausgleichend zugunsten des Hd. zu wirken. So wurde das Niederfränkische immer weiter nach Norden zurückgedrängt. Seit dem 13. Jahrhundert spielte sich das Ringen auf dem südniederfränkischen Sprachgelände zwischen der Benrather und der Ürdinger Linie ab.

Erkelenz im besonderen, über das nach Auflösung des Herzogtums Niederlothringen die Grafen und späteren Herzoge von Geldern die Schirmherrschaft beanspruchten und das in kirchlicher Hinsicht von dem Stifte in Aachen abhängig war, war somit nicht nur staatlich, sondern auch in kultureller und sprachlicher Hinsicht auf den ndfränk. Nordwesten, den klevisch=limburgischen Kulturverband, angewiesen, und das um so mehr, als im Venloer Frieden (1543) das Herzogtum Geldern, somit auch unsere Vaterstadt und ein großer Teil des Kreises, an die spanischen Niederlande fiel.

Die auf unserem Rathause befindliche Geldersche und Erkelenzer Chronik, die im wesentlichen zur Zeit Karls V. und im ersten Jahrzehnt der Regierung

Philippus II. niedergeschrieben wurde, läßt uns einen klaren Einblick tun in die außerordentlich verworrenen Verhältnisse der damaligen Schriftsprache in hiesiger Gegend. Die Sprache der Chronik steht, soweit sie aus der Feder des Hauptverfassers, des Erkelenzer Bürgermeisters M. Baux, stammt, im wesentlichen noch auf ndfränk. (gelderischem) Lautstande. Indes finden sich in ihr auch schon zahlreiche hd. Elemente. Neben den ndfränk. Formen „tīd (tȳd), geteugnis, tō, twee, tuschen, grōt, moeten, laeten, wēten, op (up), maeken, teikne“ finden sich die entsprechenden hd. „tīt (zȳd, zeit), bezeugt, zō, zwee, zwischen, grōs, moessen, lassen, wissen, uf, maechen, tzeigen“. Das Durcheinander geht, von der Rechtschreibung ganz abgesehen, so weit, daß im selben Abschnitt dieselben Wörter in hd. und ndd. Gewande erscheinen. Beachtenswert ist, daß in den Abschnitten, die deren Niederschrift der Verfasser offensichtlich ältere handschriftliche ndfränk. Quellen benutzt hat, so namentlich bei der Abfassung der Gelderschen Chronik, die hd. Elemente verschwindend gering, bei selbständigen Aufzeichnungen erheblich größer sind. Wir schließen daraus, daß in jener Zeit das Neuhochdeutsche als Schriftsprache schon stark im Vordringen begriffen war, auch im ndd. Sprachgelände. Als beim Abschlusse des spanischen Erbfolgestreites im Jahre 1713 Erkelenz endgültig an das Herzogtum Jülich bzw. den Kurfürsten von der Pfalz fiel, wird das aus der sächsischen Kanzleisprache erwachsene Neuhochdeutsch sich auch in unserer Vaterstadt allmählich als amtliche Verkehrs- und Schriftsprache durchgesetzt haben. Weisen doch die späteren Aufzeichnungen der Erkelenzer Chronik, die sich zumeist auf die Zeit von 1670 bis 1700 beziehen, durchweg nhd. Lautstand auf und vielfach auch die anderen auf unserem Rathause befindlichen Urkunden aus der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts, ja bereits solche aus der Zeit Philipps II., also noch vor 1600.

Als Volkssprache behauptete sich natürlich das Niederfränkische, und zwar nicht nur als Umgangssprache, sondern auch im Verkehr der Behörden mit den Bürgern, auf dem Rathause und vor Gericht. Behielt doch auch Erkelenz seine alte Verfassung sowie das Geldersche Landrecht, das es zu Anfang des 17. Jahrhunderts angenommen hatte, selbst zur Zeit der jülich=pfälzischen Herrschaft bis zur Franzosenzeit bei; beherrschte doch auch die Masse des Volkes in Ermangelung einer allgemeinen Schulbildung nur den heimischen Dialekt. Erst als nach dem Wiener Kongreß die Rheinlande an Preußen kamen, wurde auch in unserer engeren Heimat das Neuhochdeutsche mehr und mehr die alleinige Amts- und Schriftsprache, zumal infolge Einführung der allgemeinen Schulpflicht allmählich auch die große Masse des Volkes in nhd. Sprache schriftlich und mündlich sich zu verständigen vermochte. Die eigentliche Umgangssprache indes blieb noch wie vor die ndfränk. Mundart, wie es auch heute noch der Fall ist.

Der Erkelenzer Dialekt gehört dem ndd., im besondern dem ndfränk. Sprachgebiete an. Als die bedeutame Grenzscheide zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen gilt die hd. Lautverschiebungslinie, die unterhalb Benrather Rhein überschreitet, daher Benrather Linie genannt. Das wichtigste Kenn-

zeichen der nhd. Sprache ist nämlich, daß sie von der von Süden nach Norden vorrückenden hd. Lautverschiebung im wesentlichen unberührt geblieben ist. Im besonderen sind im Ndd., also auch im Ndränk., die urdeutschen harten stummen Konsonanten t, p, k durchweg noch unverschoben und stehen somit auf dem Lautstande des Gotischen, der Bibelübersetzung des Wulfila. Im Hd. dagegen ist das germ. t im Anlaut und im Inlaut bei Verdoppelung und nach Konsonanten (l, r) zu ts (z), nach Vokalen und im Auslaut zu ss (s) verschoben; das germ. p im Anlaut zu pf, im Inlaut nach Vokalen und Konsonanten (l, r) zu f; das germ. k nach Vokalen und im Auslaut zu ch. Die got. Wörter „taikns (Zeichen), twai (zwei), swarts (schwarz), fōtus (Fuß), greipan (greifen), wairpan (werfen), hilpan (helfen), diups (tief), wakan (wachen), reiks (reich)“ lauten im hiesigen Dialekt entsprechend den got. harten Konsonanten „tēke, twiə, schwat, fōt, jrīpe, wārpe, hālpe, dēp, wāke, rīk“. In Pinnich, das bereits dem Ripuarischen angehört, lauten diese Wörter unter Einwirkung der hd. Lautverschiebung, „tsēche, tswai, schwats, fōs, jrīfe, wache, rich“. In Wörtern wie „hālpe, wārpe“ ist auch in Pinnich infolge der vorangehenden l und r das p noch unverschoben, ebenso vielfach noch auslautendes p, z. B. in „dörp, dēp, (neben dēf)“.

Von den weichen Verschlusslauten b, d, g steht in der hiesigen ndränk. Mundart wie auch durchweg noch im Ripuar., also auch in Pinnich, d auf dem urdeutschen Lautstande, ist also nicht zu t verschoben, wie dies im Hd. der Fall ist. Die got. Formen „dauthar, fadar, dags“ lauten dementsprechend hier „doater, fader, dāc“.

Ein besonderes Kennzeichen des Ndd., im besonderen auch des Ndränk., ist, daß die hd. weichen Verschlusslaute b, g und auch inlautendes s in der Mundart mit Stimmton gesprochen werden. Das zeigt sich vor allem bei b zwischen Vokalen. „Loben, bleiben“ lauten im Erkelenzer Dialekt „loave, blīve“. Im Auslaut erscheint dies hd. b hier wie auch fast in der ganzen Rheinprovinz als hartes, stimmloses f. „Traube, ich schreibe, ich grabe“ lauten in der hiesigen Volkssprache „drūf, ech schrif, ech jrāt“. In Wörtern wie „jlāser“ ist das s ganz weich zu sprechen, ähnlich auch das anlautende s (z. B. „senge“).

Vor allem neigt das hd. g in einem großen Teile des nhd. Sprachgebietes, indes auch im Ripuar., im Anlaut und Inlaut zur Aspiration, wird also stimmhaft gesprochen, während das hd. g im Auslaut in der Mundart als ch erscheint. Während man also „jōt (Sott), jōt (gut), jrās, lūəje“ spricht, sagt man auslautend „wäəch, däch“.

Wenn auch, wie wir sahen, die hiesige Volkssprache von der hd. Lautverschiebung im wesentlichen unberührt geblieben ist, so hat letztere doch auch in unser ndränk. Sprachgebiet ihre Fühler ausgestreckt, und zwar bereits im ausgehenden Mittelalter. So lauten die got. Fürwörter „ik, mik, sik, thuk“ in unserem Dialekt „ech, mech, sech, dech“. Ähnlich ist in „och“ (auch) und in der Bildungssilbe „lech“ die Verschiebung sehr früh und weit über die Benrather Linie vorgedrungen.

Diese Tatsache und einige andere Lautwandlungen haben Veranlassung gegeben, eine gewisse Unsicherheit bezüglich der Eingruppierung und Benennung unseres

Dialektgebietes hervorzurufen. Die äußerste Linie, wo keine durchgreifende Verschiebung der Laute t, p, k, also auch der got. Formen „ik, mik, sik, thuk“, mehr wahrzunehmen ist, geht bei Ürdingen über den Rhein, nach dem Pronomen „ech“, das die Führung hat, die „ek-ech“-Linie genannt. Alle Orte, die nördlich der Ürdinger Linie liegen — es sind linksrheinisch namentlich Geldern, Straelen, Wachten=donk, Kempen, Mörs —, gehören unbestritten dem ndränk. Sprachgebiete an. Alle Orte, die südlich der Benrather Linie liegen — als bedeutendere Grenzorte kommen Aachen, Jülich, Pinnich, Jüchen, Grevenbroich, Benrath in Betracht —, haben die hd. Lautverschiebung im wesentlichen mitgemacht; sie gehören dem hd. Sprachgebiete und im besonderen dem rip. Dialekte an, der Köln als nordwestliches Bollwerk des Mitteldeutschen und im besondern des Mittelfränkischen zum Zentrum hat. Das Sprachgelände nun, daß zwischen der Ürdinger und Benrather Linie liegt — hierzu gehören außer unserer engeren Heimat Erkelenz die Gegenden von Seilenkirchen, Heinsberg, Raldenkirchen, Süchteln, Dülken, Biersen, M.=Gladbach, Rhedyt, Odenkirchen, Krefeld, Ürdigen, Neuf, Düsseldorf, mit seinem rechtsrheinischen Gelände —, wird verschieden benannt und eingruppiert.

Die Bezeichnung „Mischmundart“, die für das Sprachgebiet zwischen Benrather und Ürdinger Linie geprägt worden ist (vgl. die gleichnamige Arbeit von Wilh. Schmitz), hat insofern einige Berechtigung, als in unserer Gegend nicht nur verschiedenartige Stämme der Franken, „die Ripuarier und Salier“, aneinander grenzten, sondern vor allem auch, weil die ingwäonische (angelsächsisch=friesische) Sprachgemeinschaft ihre Lautwirkungen bis hierher ausgestrahlt und sich im hiesigen Sprachgelände der Endkampf zwischen der deutschen und ingwäonischen Richtung abgepielt hat. Indes hat der Ausdruck insofern seine Bedenken, als keine Mundart von der anderen streng abgegrenzt werden kann, da immer wieder Lautwandlungen aus der einen in die benachbarte übergreifen.

Unser Sprachgebiet als nordripuarisch zu bezeichnen, wie es Reis in seiner Schrift „Die deutschen Mundarten“ tut, geht aus dem Grunde nicht, weil das Ripuarische zum Mittelfränkischen und demnach zum hd. Sprachgebiete zählt.

Die Herausgeber des zur Zeit erscheinenden Rheinischen Wörterbuchs J. Müller, Ch. Frings, R. Meißner sind dem Vorschlage Joh. Francks, der vor allem bahnbrechend auf dem Gebiete der rheinischen Mundartenforschung gewirkt hat, gefolgt und haben für das zwischen dem Niederfränkischen und Mittelfränkischen gelegene Übergangsbereich die Bezeichnung „Süd-niederfränkisch“ gewählt. Jedenfalls gehört unser Dialekt seinem Lautstande nach mehr zum Ndränk., vor allem, weil in ihm die unverschobenen Verschlusslaute herrschen, sodann auch mit Rücksicht auf andere Lautentwicklungen, die unsere Mundart charakterisieren.

Besonders eigenartig ist dem ndränk. Übergangsbereich zum Unterschiede vom Hd. der Schwund gewisser Konsonanten, der zumeist unter Erbsatzdehnung vor sich geht.

So fällt öfter t nach ch unter Erbsatzdehnung aus (z. B. jewēch, pāch) und umgekehrt ch vor t (z. B. knāt, jesāt, doater), eine Lauterscheinung, die sich in Anfängen bereits im Ripuarischen zeigt. Der Schwund des ch nimmt von Süden nach Norden zu und dementsprechend auch die Verbreitung des Vokals.

Eine ähnliche Erscheinung ist der Schwund labialer Laute vor t (z. B. luət, hōt, ferkoat (neben ferkōpt)).

Weit verbreitet im Ndd., so vor allem im Westfälischen, im Kleverland, in unserem Südnfränk. Übergangsgebiete, indes auch bereits in einem Teile des Rip., ist der Schwund von d und t zwischen Vokalen mit Ersetzung (z. B. brōr, fām, boam, kiəl, kleiər). Im Kölner Dialekt ist in solchen Wörtern das d noch vielfach erhalten.

Wie in fast allen Mundarten macht sich auch in besonders starkem Maße in der ndfränk. eine große Mannigfaltigkeit und Unsicherheit in der Entwicklung und in der Aussprache der liquiden Konsonanten l, r, m, n bemerkbar, namentlich, wenn diese untereinander oder mit anderen Mitlauten verbunden sind. Der Schwund und die Auflösung solcher Laute, die schon in dem angrenzenden rip. Gebiete einsetzt, nimmt nach Norden und in den westlichen Grenzgebieten in dem Maße zu, daß die dortige Mundart für Fernstehende fast unverständlich wird. Diese Lautentwicklung ist zweifellos ein Ausfluß der früher weiter nach Süden vordringenden ingowäonischen Sprachrichtung.

Mit Vorliebe fällt eine von zwei nebeneinanderstehenden Liquiden mit Ersetzung=dehnung aus, z. B. doar, biər, käəl.

Unsere Mundart meidet auch die im Hd. so häufige Bindung eines d, t, s, z. sch mit einem r im Gegensatz zum Kleverland. Wir sagen z. B. „wiət, päət, wāde, käəts (käts), kiəsch, duəsch“.

Zu beachten ist ferner der Wechsel unter liquiden Lauten. „Wirbel, Dörpel, Schnecke“ entsprechen den ndfränk. Formen „welfer, dölper, schläk“.

Die Wandlung eines d (t) unter dem Einflusse eines vorangehenden n zu dem Sutturalnasal nk (nkg), die sich bereits im Ripuarischen und Westfälischen hin und wieder zeigt, ist im hiesigen Dialekt besonders stark verbreitet und daher charakteristisch, z. B. „kenk, hank, honk“.

Im Gegensatz zum Konsonantenschwund steht in der hiesigen Mundart wie auch am ganzen Niederrhein, aber auch bereits im Kölner Land, die Erscheinung, zwischen den liquiden Lauten l, n, r und einem folgenden r ein d einzuschieben (Hendrik, honder, klender, düder). Es ist zu beachten, daß dieses d zur Grenze hin zunimmt. In Heinsberg hört man Formen wie „kälder (Keller), sölder, tälder“.

Wie die hiesige Mundart die germ. Verschlusslaute erhalten hat, so überragt sie auch im Vokalstande an Alter vielfach das Hochdeutsche.

Die germ. langen Vokale ī, ū, ō sind noch erhalten zum Unterschiede vom Hd., wo sie als ei, au, ū erscheinen. Die got. Formen „wein (got. ei ist als ī zu sprechen, lat. vinum), beitan, brūkjan, hūs, hröpjan, bōka“ lauten im Südnfränk. „wīn, bīte, brūke, hūs, rōpe, bōk“.

Das germ. (got.) ai (ahd. ei) erscheint im Südnfränk. als ē, im Hd. als ei. „Stein, Heim“ lauten in der Erkelenzer Sprache „stēn, hēm“, entsprechend den got. Formen „stains, haims“. Da auch er germ. (got.) Diphthong iu (ahd. io) im Ndrfränk. zu ē geworden ist (z. B. got. dius, liufs, biudan = ndfränk. dēr, lēf, bēde), so sind im Südnfränk. ē zwei verschiedene Laute enthalten, ähnlich wie

im Rip. (vom Stadtkölnischen abgesehen); in Köln spricht man wie hier „dēr lēf, dēf (dēp), anderseits aber stein, heim“.

Der germ. (got.) Diphthong au (ahd. ō) erscheint im Südnfränk. als uə, im Kölner Dialekt als ū. Die got. Wörter „laun, stautan“ sprechen wir „luən, stuəte“, während der Kölner „lū, stūse“ sagt.

Wie in dem langen ē, so sind auch in dem hiesigen langen ō zwei verschiedene Laute enthalten. Die hiesigen Wörter „bōk, blōm“ führen, wie bereits erwähnt, auf got. „bōka, blōma“ zurück, während „lōf, ōch“ den got. „laufs, augo“ entsprechen. Bezüglich der hiesigen langen ō und ē, die zurückführen auf ahd. uo bzw. iu (io), ist zu bemerken, daß der Südnfränk. Dialekt mit dem Kölner übereinstimmt (mōt, dēp, dēf) und im Gegensatz steht zum Niederländischen und Klevischen (mūt, dīp), die hd. Vokalstand haben.

Der hiesigen Mundart ist ferner eigen, daß vielfach die hd. langen ā, ō, ē offen nach a hin (oa, ä, äə) gesprochen werden; das gilt vor allem auch bei Ersetzung=dehnung infolge Ausfalls eines Konsonanten. „Maß, blasen, schlagen, Rohle, geboren, lesen, stehlen“ lauten bei uns „mōt, blōse, schlōn (ō ist in den drei Wörtern offen nach a hin zu sprechen), kōale, jeboare, läəse, stāəle“. Der Kölner Dialekt hat in diesen Wörtern vielfach kurze Laute und sagt z. B. „kōle, jebōre, läse, stāle“.

Der Neigung unserer Mundart zum Diphthongieren entspricht der Eigenart, viele einsilbige Wörter, namentlich solche mit einer Liquida im Auslaut, zweisilbig zu sprechen, z. B. „volək, melək, baləch“.

Die germ. kurzen Vokale ī und ū erscheinen in der hiesigen Volkssprache vielfach getrübt, und zwar ī zu ē oder ö, u zu ō, ū zu ō, während im Hd. und auch im westfälischen Sprachgebiete die alten ī und ū durchweg erhalten sind. Diese Lauterscheinung, von der sich Anfänge auch im Hd. zeigen (z. B. got. sunnō = Sonne; got. hilpan = helfen), ebenso im Rip., ist namentlich im Niederrheinischen durchgedrungen und daher für dieses Sprachgebiet besonders charakteristisch. Die got. Formen „winds, tuggō, brusts“ lauten im hiesigen Dialekt „wenk, tong, bros“. Entsprechend sagt unsere Mundart „stem, hōləp, du jōfs, dom, jefonge“.

Hinsichtlich der Qualität der Silben zeigt sich wie in allen rheinischen Mundarten so auch im Südnfränk. eine Neigung zur Dehnung ursprünglich kurzer Silben, was vor allem seinen Grund hat in Konsonantenauflösung und Konsonantenschwund. Die im Hd. kurz zu sprechenden Stammsilben „Gast, Nacht, Wachs, Flasche, Birne, Riste, Luft“ lauten in der Mundart „jās, nāt, wās, fläsch, biər, kēs, luət“.

Die Flexionsendungen sind im ndfränk. Sprachgebiete noch weit mehr geschwunden als im Hd. Der inwäonische Einschlag ist nicht zu verkennen, und in dieser Hinsicht nähert sich das Ndrfränk. dem Englischen. Von einer Flexion der Nomina kann kaum noch die Rede sein. Selbst das Genitiv=s ist fast nur noch gebräuchlich bei persönlichen Begriffen, die dem regierenden Worte vorangehen, z. B. anger lüts kenger, sonst sagt man „die kenger fan der frau“, oder „dat sent der frau iür kenger“.

Bezüglich der auslautenden e und en läßt sich die Regel aufstellen, daß der Rheinländer e meist abstößt, en zu e kürzt, während der Westfale beide Bildungs=silben im wesentlichen beibehält. Demnach lauten „Raße, Karre, Stimme, Bäume“ im hiesigen Dialekt „kat, kār, stem, bōm“; Blumen, Hasen, Frauen „blōme, hāse, fraue“. Im besonderen ist auch das n im Dat.=Plur. geschwunden, z. B. ech han dān kenger jāt jejäøve.

In der Flexion des Zeitwortes steht unsere Mundart, abgesehen davon, daß wie beim Nomen auslautendes e schwindet, en zu e gekürzt wird und t in der 2. Person Singular ausfällt, auf hd. Standpunkte; im besonderen ist im Plur. Präf. und Präter. kein Ausgleich in den Endungen eingetreten, wie dies im Westfälisch=Sächsischen der Fall ist. Die westfälisch=engrischen Formen Präsens „fei, ei, sai, helpet“; Präteritum „fei, ei, sai hülpen“ lauten bei uns im Prf. „fer hälpe, er hälpt, se hälpe“; im Prät. „fer holpe, er holpt, se holpe“. Die hd. Infinitiv=formen „heißen, wirken“ und die Partizipalformen „gelaufen, geschwommen“ lauten in der hiesigen Mundart unter Wegfall des n „bīte, werke, jelōpe, jeschwome“.

Ein weiteres besonderes Kennzeichen des Südniederfränkischen und eines Teiles des angrenzenden Nordriparischen ist, daß in den Verbalsformen „se sent, se dont, se jont, se stont, se schlont, se hant“ die urgerm. Flexionsendung nt (nd) noch erhalten ist (vgl. got. nimand, lat. laudant).

Auch finden sich in der hiesigen Mundart noch mehrere altertümlische Formen des Partizips Perf. Pass. ohne das Präfix „je“, z. B. brāt, fonge, bliäve, kome, wuade).

Beachtenswert ist ein dem hiesigen Dialekt eigenartiges Präteritum der schwachen Verben mit dern Endung et (ed) statt des hd. te, das ebenfalls an ingwäonischen Spracheinfluß erinnert. So hört man in Erkelenz wie auch in der Umgebung (Rath, Beeck, Houverath usw.) Formen wie „ech werket, ech lächet, ech rōket, ech bäænet“ statt der üblichen ndfränkischen „ech werkde, lächde, rokde, bäde“. Die Formen auf „et“ scheinen in westlicher Richtung, etwas von Serderath ab, an Regelmäßigkeit zuzunehmen.

Die Erübung der schweren Vokale a, o, u, zu ä, ö, ü (Umlaut) als Wirkung eines früheren i tritt in unserer Mundart noch klar zutage, so vor allem in der Pluralbildung (z. B. jās, füäjel, fōt), in der Steigerung (z. B. lang, länger, am längste), in der Flexion des starken Verbuns in der 2. und 3. Pers. Sing. Präf. (z. B. du drächs, hä drächt), im Konjunktiv Prät. der starken Zeitwörter (z. B. ech söng, ech küäm).

Ebenso ist der Ablaut in unserer Mundart noch in voller Kraft (z. B. ech beng, bong, jebonge; ech stārf, storf, jestorve; ech stāel, stoal, jestoale).

So viel über die dem südnfränk. und im besonderen dem Erkelenzer Dialekte eigenen Lautwandlungen und Formen. Wollte man diese auf einer Karte festhalten, so würde sich ein großes Durcheinander von in den verschiedensten Richtungen laufender Linien ergeben, von denen sich kaum welche voll und ganz decken würden. Man sieht daraus, wie schwer es ist, Mundartengebiete streng gegeneinander abzugrenzen. Selbst ein Dialektgebiet von nur einigen Kilometern im Umkreis pflegt

selten ganz einheitlich zu sein. Immer wieder werden sich dem Ohre des scharfen Beobachters, wenn auch noch so feine Unterschiede aufdrängen.

Wie wandelbar und unbestimmt die Laute der Mundart selbst auf einem ganz kleinen Gebiete sind, mag an einigen charakteristischen Beispielen aus der nächsten Umgebung von Erkelenz dargetan werden.

In Erkelenz selbst, wo die hd. Lautverschiebung, abgesehen von den Formen „ech, mech, dech, sech“ usw., noch nicht Platz gegriffen hat, sprechen wir „tēn (tiən), tīt, holt, wēt, sete, wäter, löpe, mäke, klök, rik“. Einige Kilometer südlicher zum Ripuarischen hin (in Baal, Lövenich, Raßem, Holzweiler) sagt man zwar noch unverschoben „sete, wäter, mäke, klök, rik“, andererseits bereits verschoben „tsēn, tsik, holts, wēs“. Noch einige Kilometer weiter südlich sind bereits fast alle t, p, k verschoben, wie im Kölner Dialekt. In Pinnich lauten die genannten Wörter „tsēn, tsik, holts, wēs, setse, wasser, löfe, mäche, klöch, rīch“. Indes ist auch dort p mit vorangehendem Konsonant (l, r) noch unverschoben, z. B. wärpe, hälpe, ebenso im Auslaut, z. B. dēp (dēf), dörp, schärp. Wir beobachteten also wenige Kilometer südlich von Erkelenz in Baal und Lövenich das Einsetzen der hd. Lautverschiebung, die dann bereits in Pinnich fast voll in Kraft ist.

Bei den Lautentwicklungen, die durch den Schwund gewisser Konsonanten bedingt sind, zeigen sich in nächster Nähe von Erkelenz wesentliche Unterschiede. Das gilt zunächst für den Ausfall des ch vor t. In Erkelenz selbst hört man noch Formen mit ch, z. B. „lēch, jewēch, jesēch (jesēt), pāch“, andererseits Formen ohne ch, z. B. „nāt, jebrāt, jesāt, jedāt, knāt, rāt, schlāt, doater“. In den nächsten Dörfern neigt der infolge Ausfalls des ch gedehnte Vokal bereits zur Diphthongierung. Neben „knāt, rāt, schlāt“ hört man in Buscherhof schon „kniāt, riāt, schliāt“. In Lövenich, Raßem, Holzweiler überwiegen Formen wie „jewiäch (jeweich), liäch, kniāt, riāt, schliāt, jesuət“. Weiter südlich in Pinnich ist das ch entsprechend dem Ripuarischen schon besser erhalten. Wenden wir uns dagegen nördlich von Erkelenz, so ergibt sich ein ganz anderes Bild. Bereits in Rath und Rheindahlen ist das ch vor t fast ausnahmslos unter großer Erbreiterung des Vokals geschwunden. Dort spricht man „leit, joweit, jeseit, pait (pāch), nait, jebrait, jesait, jedait, knait (knāt), rait, schlait (schlāt), dauter, jesout (= gesucht), löute (= leuchten)“. Der Schwund des ch nimmt also in nördlicher Richtung zu.

Ähnlich steht es mit dem Schwund der labialen Laute vor t. Während man in der Pinnicher Gegend neben „luət“ schon „lof“ spricht, hört man weiter nördlich, in Raßem, Lövenich, in Erkelenz selbst und der nächsten Umgebung, mehr die Formen ohne f, also „luət (neben lof)“; in westlicher Richtung, in Houverath, Klein=Gladbach, Serderath, wird die f=lose Form allmählich die übliche, und in nordöstlicher Richtung, in Rath, Rheindahlen, Beeck, kommt unter Wegfall des f die Form mit vollem Diphthong „lout“ zum Durchbruch.

Besonders beachtenswert ist die Entwicklung der liquiden Laute in Verbindung mit anderen Konsonanten in unserem allernächstem Sprachgebiete. Im allgemeinen sind in Erkelenz und seinem südlichen und nordöstlichen Gelände die liquiden Laute dem Hd. entsprechend erhalten. Man sagt hier „alt, kalt, salt, hank, lank, honk,

kaləf, lamp, halde, falde, bald". Indes setzt bereits in Erkelenz der Schwund der Liquida ein; man hört hier bereits Formen wie „ene aue (qle) man". Wenige Kilometer westlich, in Houverath und Klein=Gladbach, ist der Schwund schon in vollem Gange, dort lauten einige der obigen Formen „aue (qe), kalt und kōt, salt und sōt, kaləf und kōf, bō". Etwas weiter zur Grenze, etwa nach Serderath ab, ist der Ausfall der Liquida noch weiter vorgeschritten; dort lauten die Wörter „aue, kōt, sōt, hōnk, lōnk, kōf, lōmp, hōde, fōe, bōa" (wobei zu bemerken, daß das offene ō dieser Wörter sehr gedehnt zu sprechen ist). Noch weiter zur Grenze hin, namentlich in den Kreisen Seilenkirchen und Heinsberg, kommen infolge des Schwunds der Liquiden volle Diphtonge zum Durchbruch; hierbei nimmt das Prinzip, bei der Unterdrückung von Konsonanten Dehnung einzutreten zu lassen, in dem Grade zu, daß die dortige Volkssprache schwer verständlich wird und die entsprechenden Nasalvokale in der Schrift kaum festgehalten sind. Die hiesigen Wörter „kaləf, salt, alt, kalt, halde, falde, balt" lauten in Heinsberg oder in nächster Nähe etwas „kəuf (kōf), səut (sōt), əut, kəut, hāute (hōte), fāue (fāute), bāut (bōa)", wobei die Diphtonge sehr gedehnt zu sprechen sind.

Auch die Gutturalisierung eines einfachen auslautenden n zu ng ist für unser Sprachgebiet besonders beachtenswert. Diese vom Ripuarischen nach Norden vordringende Lauterscheinung ist über Pinnich bis nach Baal, Lövenich, Raßem, Holzweiler gekommen, wo man noch die Kölner Formen „wing, brung" hört. Die Linie deckt sich also im wesentlichen mit der Bentrather. In Erkelenz spricht man „wīn, brūn"; indes hört man noch hier Formen wie „ping, minge frōnk" (neben der üblichen „mine"). In Serderath vernimmt man bereits „pin", das in westlicher Richtung zunimmt.

Ähnlich steht es mit der im Kölner Dialekt so üblichen Wandlung eines auslautenden t (d) zu k. Auch diese ist in den an die Bentrather Linie grenzenden Orten steckengeblieben. In Baal, Lövenich, Raßem, Holzweiler hört man noch ganz üblich „tsik" neben der hier üblichen Form „tīt".

Ein besonders interessantes Beispiel für das Vordringen ingwäonischer Formen in das deutsche Sprachgebiet gewährt das Zahlwort „neun", ahd. niun, ags. nigon. Während man im Grenzgebiete, in Heinsberg, Dremmen und auch noch in unmittelbarer Nähe von Erkelenz, in Serderath, Klein=Gladbach, Houverath und selbst noch in Rückhoven, Tenholt, Oerath, Terheeg durchweg nūəje spricht, hört man in Erkelenz selbst und Buscherhof neben „nūəje" die deutsche Form „nūng". In den weiter nach Süden und Nordosten gelegenen Orten Beek, Rath, Rheindahlen, Wickrath, Ruckum, Holzweiler, Raßem, Lövenich, Pinnich usw. spricht man nur „nūng". Wir stellen also fest, daß die ags. Form in Erkelenz steckengeblieben ist.

Ähnlich verhält es sich mit „fünf, ahd. fimf (finf), ags. fīf". Es ist ein Vordringen der ags. Form festzustellen, das in Erkelenz zum Stehen kam. Während man nicht nur in Heinsberg, Serderath, Klein=Gladbach, ja auch in Oerath, Rückhoven noch üblich „fīf" spricht, und man in Erkelenz, Tenholt und Buscher-

hof neben „fōnəf., noch „fīf., hört, ist nordöstlich und südlich, in Beek, Rath, Rheindahlen, Holzweiler, Raßem, Baal, Pinnich, dem Rip. entsprechend „fōnəf., die herrschende Form.

Das Wort „Gans" betreffend sind die n=losen Formen, wie sie dem Englischen und Friesischen eigen sind, etwas weiter nach Süden und Osten vordrungen als bei „neun" und „fünf". Die rip. Form jans (ghans) reicht deutlich erkennbar über Pinnich hinaus bis nach Raßem und Holzweiler. In Lövenich hört man neben jēs, noch jāns. Etwas weiter östlich, in Reysberg, Ververath, Ruckum, hat sich die deutsche n=Form noch erhalten in janges. Auch in Erkelenz selbst hört man noch die n=Form jāns. Indes setzt hier wie in der nächsten Umgebung (Buscherhof, Oerath, Tenholt, Rückhoven) die n=lose Form, „jēs", Plur. „jēse" ein, die in nördlicher und westlicher Richtung, in Rath, Rheindahlen, Beek, Houverath, Klein=Gladbach, Serderath, sich immer mehr festigt; zur Grenze hin, in Unterbruch, Dremmen, Heinsberg, kommen Formen mit vollerem Vokal „jōs, jaus" zum Durchbruch.

Bezüglich der Neigung, Vokale zu dehnen und die langen Vokale ā, ō, ē zu diphtongieren, läßt sich gleichfalls im hiesigen Sprachgelände ein Fortschreiten von Südosten nach Nordwesten beobachten. Am wenigsten weit hat sich das dem Rip. eigene kurz ō (hd. langes ō) nach Norden vorgeschoben. Die Kölner Formen „kōle, lōve," sind durchweg nicht über Pinnich hinausgekommen. In Lövenich, Raßem und weiter nördlich, so auch in Erkelenz, hört man nur noch „koale, loave". Ähnlich steht es mit dem kurzen rip. ē (ā) für hd. lange ē. Die Kölner Formen „bāde, stāle, lāse" hört man noch in Pinnich; darüber hinaus nach Norden, in Baal, Lövenich, Raßem, Holzweiler, Erkelenz, und weiter hinaus nördlich und westlich spricht man „bāəne, stāəle, lāəse". Etwas weiter nördlich hat sich das kurze ö, das in Wörtern wie schlōn einen hd. langen ā entspricht, nach Norden vorgeschoben. Das rip. schlōn hört man noch über Pinnich hinaus in Raßem, Lövenich, Baal, Tenholt. Von Erkelenz ab, wo man neben schlōn auch schlōn (offenes o) und schloan hört, überwiegt in nordöstlicher und namentlich in westlicher Richtung schloan, so bereits in Rath, Rheindahlen, Beek, Serderath. Noch etwas weiter nördlich setzt die Diphtongierung des statt hd. langen ā in den fränk. Mundarten erscheinenden offenen langen o ein. Das rip. blōse (langes ō) lautet im ganzen Erkelenzer Sprachgebiete ähnlich; die diphtongierte Form bloase, die man hier nur vereinzelt hört, kommt erst nördlich zum Durchbruch.

Aus diesen wenigen Beispielen geht hervor, wie außerordentlich mannigfach selbst in einem ganz kleinen Sprachgebiete die Lautentwicklungen sind und daß diese nicht ohne weiteres durch Linien abgegrenzt werden können. Die hd. Lautverschiebung ist, wie wir sahen, in Pinnich fast voll in Kraft; indes sind deutliche Anfänge von ihr bereits in Baal, Lövenich, Raßem, Holzweiler zu beobachten. Aber auch in Pinnich, das bereits dem rip. Sprachgebiete angehört, ist die Verschiebung der harten Konsonanten t, p, k noch nicht zum Abschluß gekommen; p ist dort in Verbindungen mit l und r und im Auslaut durchweg noch unverschieben. Und wer schärfer zusieht, wird finden, daß andererseits Anfänge der Verschiebung

dieser Mitlaute sich bereits in der Volkssprache der Industriezentren von M.=Gladbach=Kheydt, Düsseldorf=Neuß bemerkbar machen. Es gibt demnach, wie J. Franck nachdrücklich betont, keine einheitliche Verschiebungslinie; man kann sämtliche Lautverschiebungsvorgänge nicht kurzerhand durch einen durch die Landschaft gehenden Strich bezeichnen. Th. Frings vergleicht in seiner Rheinischen Sprachgeschichte (Geschichte des Rheinlandes, 2. Band) die Lautbewegungen in den Mundarten treffend mit den Meereswogen, die in unbestimmten Wellen vorwärts dringen, sich vermischen, zurückweichen. Gleichwohl können wir gewisse Gebiete hinsichtlich ihres Lautstandes zusammenfassen, als Dialektgebiet abgrenzen, insofern bestimmte Lautgesetze in einer Gegend eine gewissen Abgeschlossenheit zeigen, namentlich dann, wenn mehrere wichtige Lautgesetze in demselben Gelände zur Entfaltung kommen. Letzteres pflegt vor allem ein deutliches Kennzeichen zu sein, daß in einem solchen Gebiete verschiedenartige Volksstämme zusammenstoßen oder auch scharfe, staatliche, administrative, kirchliche Grenzen sich vorfinden.

Das trifft für unsere Gegend zu; die unter südnfränk. Sprachgebiet abgrenzen=den Benrather und Ürdinger Linien haben ihre Berechtigung. Eine ganze Anzahl lautgesetzlicher Entwicklungen fällt, wie wir gesehen haben, in der Benrather Linie oder doch in deren Nähe zusammen; diese macht zweifellos einen sehr tiefen Einschnitt in das Sprachgelände und trennt das Hochdeutsche vom Niederdeutschen.

Daß gerade in hiesiger Gegend eine scharfe Sprachgrenze läuft, hat offenbar zunächst in der Völkergeschichte seinen Grund; trafen doch, wie bereits bemerkt, zwei verschiedenartige Frankentämme, Ripuarier und Salier, in unserem Gelände zusammen. Hier kam auch das Vordringen ingwäonischer Sprachformen zum Stehen. Beim Verfall des mittelalterlichen Kaiserreiches in viele Territorien, im besondern auch des Herzogtums Niederlothringen, entsprach der früheren Stammes= scheid zwischen Niederfranken und Ripuariern der Gegensatz zwischen dem nord= westlichen Kulturzentrum Kleve=Mörs=Seldern=Limburg und dem südlicheren Köln=Jülich=Berg, für unsere Gegend im engeren Sinne der Gegensatz zwischen Jülich und Seldern. Die territorial=politische Scheide wurde noch gestärkt durch die kirchliche, insofern das Selderland im engeren Sinne, wozu das Dekanat Wassenberg mit Erkelenz gehörte, der Diözese Püttich (später Koermond), Jülich dagegen Köln angegliedert war.

Augenscheinlich deckt sich die Benrather Sprachlinie in unserer Gegend durchweg mit der alten politischen Grenze zwischen Seldern und Jülich und dementsprechend auch in etwas mit der kirchlichen zwischen den Dekanaten Wassenberg und Jülich. Die Grenze zwischen den beiden früheren Territorien Jülich und Seldern (das später an Spanien fiel) lief längs den bei der Abgrenzung der Lautgesetze der hiesigen Gegend vorher so oft erwähnten Orten Holzweiler, Raßem, Lövenich Baal, die die Benrather Sprachlinie begrenzen. Noch heute ist in diesen Orten die sogenannte Landwehr, die einstige wall= oder grabenartige Scheide zwischen Spanisch=Seldern und Jülich, wohlbekannt; diese fand ihre Fortsetzung im Baaler Bach, der auch die Grenze zwischen den Pfarreien Dovern und Cörrenzig, den Dekanaten Wassenberg und Jülich und demnach zwischen den Diözesen Püttich und Köln bildete.

Auf Grund dieser völkergeschichtlichen Erwägung verstehen wir, warum gerade in unserem Sprachgelände wichtige, von Süden nach Norden vordringende Laut= entwicklungen, wie z. B. die hd. Lautverschiebung, zum Stehen gekommen sind, und umgekehrt solche nördlicher Richtung; wir verstehen, wie sich in der Benrather Linie derartige Sprachunterschiede festigen und behaupten konnten. Diese Sprach= linie berührt auf einer alten Völkerscheide, die in der alten Köln=Jülich=Bergischen Nordgrenze ihre Fortsetzung fand, wie die Ürdinger Linie in etwa der jungen Köln=Jülich=Bergischen entspricht.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Zukunft der deutschen Mundarten und im besondern unseres Dialektes. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Volkssprache vor dem Hd. stark im Rückzuge begriffen ist. Infolge der herrschenden Stellung des Hd. auf dem Gebiete der Schule, der Kirche, des Heeresdienstes, der Literatur, namentlich auch des Zeitungswesens, des öffentlichen, wirtschaftlichen und gesell= schaftlichen Verkehrs ist dies nicht zu verwundern. Dazu kommt, daß, wie Joh. Franck beklagt, vielfach ein falsches Werturteil über die Mundart verbreitet ist, und zwar in dem Grade, daß viele sie meiden und ihren Gebrauch geradezu als einen Makel betrachten. Wenn auch der Schriftsprache in Folge der geschichtlichen Entwicklung naturgemäß für die Allgemeinheit und auch für unsere Kultur der Vorrang gebührt, so steht doch die Mundart an innerem Werte jener nicht nach. Im besondern hat unsere ndfränk. Volkssprache wegen ihres alten Lautstandes für das Sprachstudium einen höheren Wert als die jüngere hd. Schriftsprache. Auch ist zu bedenken, daß die Volkssprache für die in gewissem Sinne erstarrte Schrift= sprache ein unerschöpflicher lebendiger Quell ist, aus der letzterer immer neue Kraft zufließt. Es ist Pflicht, im besondern auch der Schule, dem Vorurteil gegenüber der Mundart entgegenzutreten und darauf hinzuweisen, daß neben der guten hd. Sprache auch die Beherrschung des Heimatdialektes ein wertvoller Besitz ist.

Erfreulicherweise bringt man der Volkssprache in den letzten Jahrzehnten ein immer größeres Interesse entgegen, wie sich dies besonders in zahlreichen mund= artlichen Forschungen und Wörteransammlungen zeigt, namentlich in dem zur Zeit erscheinenden Rheinischen Wörterbuche.

Möge auch die vorstehende kurze Abhandlung dem Vorurteil gegenüber der Mundart steuern und namentlich das Interesse für unsere hiesige südniederfränkische Volkssprache fördern.

Benutzte Literatur:

1. Die erläuternden Schriften von J. Franck und J. Müller zwecks Anleitung zur Sammlung des Stoffes für das Rheinische Wörterbuch. Trier 1908 und fg.
2. Th. Frings, Rheinische Sprachgeschichte. Essen 1922.
3. H. Grimme, Plattdeutsche Mundarten. Leipzig 1910.
4. H. Reis, Die deutschen Mundarten. Berlin 1920.
5. W. Schmitz, die Mischmundart. Dülken 1895.
6. J. Offermanns u. J. Brückmann, Der Kreis Erkelenz. Pommich 1905.

Namen- und Sachregister.

Zusammengestellt von Bürgermeister Leo Sels, Coerrenzig.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten des Buches.)

A

Aachen 14, 22, 53, 58=60, 66 ff. (Bistum)
71, 100, 165.
Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit 81, 148.
Abbek, Dr., Geh., Prov.=Schulrat 131.
Abels, Lehrerin 142.
Ablerpult 19, 107.
Agricola, Franziskus, Dechant v. Sittard 22.
Akzisen 11 ff., 31.
Akzisenmeister 11.
Alba, Herzog 17.
Alberta, Schwester 133.
Alldenhoven 53, 66.
d'Allemont, Eugenius Albertus, Bischof von Roermond 24.
Alpen, van 60.
Altäre 21 ff.
Altdorf, Ingenieur 151.
Altertumsverein 50.
Alumnat 131.
Amtmann 10.
Amtsgericht 72.
Antwerpen 25, 29, 30.
Arbeiter- und Soldatenrat 91, 98.
Aref, Agnes 52.
Aref, Bürgermeister 47.
Aref, Gewerbehilfslehrer 151.
Aref, Kaufmann 151.
Armen Rinde Jesu, Orden vom 140.
Armenstiftungen 37.
Arnheim 16.
Arjbeck 54, 94.
Arsenaux, Christian, Leutnant 57.
Auguste Viktoria, Kaiserin 119.
Ausgrabungen 90.
Ausweisungen 99.

B

Baal 53, 66, 83, 84, 169, 170—172.
Bäfelder, Rgl. Bauinspektor 140.
Banriker, Lehrerin 142.
Baracken 99.

Bardeleben, von, Regierungspräsident 126.
Basel 28.
Bauverein, Gemeinnütziger 77.
Baux, Heinrich, Bürgermeister 44, 45.
Baux, Mathias, Stadtschreiber und Bürgermeister 6, 9, 43, 163.
Beckmann von Erkelenz, Heinrich 116.
Bedburg 116.
Beek 59, 60, 66, 93, 104, 168—171.
Beek, Peter von, Bürgermeister 43.
Beermann, Landrat 70, 123, 124, 137, 139.
Belden, Norbert, Pfarrer 21.
Bell, Oberpfarrer 110, 139, 141.
Bellinghoven 7, 70, 113 ff.
Bellinghovener Tor 2, 10, 12, 38, 153 ff.
Bentath 89, 165.
Bentather Linie 162 ff.
Berck, Gerhard, Pfarrer 21, 22.
Berdolet, Bischof von Aachen 25, 67.
Berdolet, Lehrerin 142.
Berg 51.
Berg, Gottfried von 156.
Bergheim 66, 67.
Berres, Präsident 64.
Bertolbi, Adjutant 53.
Berufsbrief 138.
Berufsschule 147.
Berwerath 171.
Besatzungstruppe 57, 91, 98 ff., 102, 146.
Bey, Lehrer 142.
Bezirkskommando 72, 117.
Bier 32 ff.
Bierbaum, Rektor 141, 149, 151.
Bierbaum, Gewerbehilfslehrer 151.
Bierhäuser 32 ff.
Blücher, Oberst von 54.
Bohrer-Gesellschaft, Internationale 77, 78, 88 ff., 117, 149.
Bolten, Lehrer, 141, 144.
Bolten, R. 50.
Bongart, Johann von dem, Stiftsdechant 29.
Bongart, Landwirt 151.
Bono, Dechant 115, 139, 141

Borschemich 67.
Boslar 53, 54.
Bossem, Johann, Bürgermeister 45, 46.
Bosler, Peter, Bürgermeister 44, 45.
Boxmeer, Johann van, Bürgermeister 47.
Brakelen, Goswin von, Uhrmacher 108.
Brandts, Josef 159.
Brauerei 1.
Brauhaus 89.
Braun, Adolf 151.
Braun, Dr., Rektor, 124.
Braunschweig=Oels, Herzog August Friedrich von 53.
Breitenbend 54, 55.
Brempt 10.
Broich, Johann, Bürgermeister 44.
Broich, Kaufmann 151.
Brückmann, J. 50, 173.
Brücktor 2, 10, 41, 59, 153 ff.
Brüggen 59, 84.
Brüggen, Konrad van, Bürgermeister 44.
Brüssel 18, 157.
Bruderschaften 23 ff., 33, 157.
Bürgereid 7.
Bürgermeister 7 ff., 43 ff., 61 ff.
Bürgerchule, Höhere 89.
Büschgens, Theodor 57, 58, 61.
Büschgens, Theodor, Bürgermeister 48.
Büschgens, Theodor Heinrich Josef, Bürgermeister 68, 71, 111.
Buix, Johann 27.
Buix, Peter, Bürgermeister 44.
Bungart, Jakob Munizipalitätsdiener 58.
Burg, 4 ff., 41, 50.
Burggraef, Munizipalagent 66.
Burgturm 89.
Busch, Martinus, Pfarrer 21.
Buscherhof 1, 7, 70, 169=171.
Byesel, Rütger van 32.
Byll, Johann Heinrich, Bürgermeister 48.

C

Casa, Schwester 134.
Caldar 106.
Casarate, Kardinal 29.
Casino 158.
Caster 62.
Castro, Jakobus de, Bischof von Roermond 23.
Camader 161.
Chronik, Erkelenzer 1, 9, 13, 50, 105, 133, 153, 156, 163.

Chronik, Geldrische 9, 163.
Chronik, Pövenicher, des Gottfried von Berg 156.
Chronik, Kuricher 56.
Cladt, Adolf Mathias Nepomuck von 67.
Claefen, Carl Theodor Hubert, Notar 72.
Claefen, Familie 123.
Claefen, Heinrich Bartholomäus, Pfarrer 21.
Claefen, Landrat 50, 70, 74, 111, 140.
Claefen, Mathias August, Notar 72, 123, 124.
Claefen, Schul- und Regierungsrat 120.
Claefen van Wouckerath, Goswin, Bürgermeister 43.
Clairfait, Graf von 53.
Clara, Schwester 133, 134.
Classen, Peter, Wissenschaftlicher Hilfslehrer 130.
Claudt, Keiner, Bürgermeister 46.
Clemens, Dr. Heinrich, Religionslehrer 128.
Clemens, Heinrich, Schlosser 111, 147.
Cleve 59.
Cöllen, Peter von, Lehrer 139.
Coeln, von, Dachdecker 111.
Coerrenzig 53, 55, 59, 65, 66, 69, 116, 172.
Coffräus (Cofferen), Heinrich 22, 40.
Coffräus (Cofferen), Johannes 40.
Collins, Graf 24.
Commerden 70.
Conrads, Wilhelm, Lehrer 139.
Cordes, Lehrer 141, 144.
Corsten, Hubert, Lehrer 140, 141.
Corsten, Leonhard 50.
Corsten, Leonhard, Wissenschaftlicher Hilfslehrer 126, 128.
Corsten, Peter Wilhelm, Beigeordneter 61.
Croy, Prinz von 155.
Cues, Nicolaus von, Kardinal 28.
Cuyckius, Heinrich, Bischof von Roermond 22, 26.

D

Daemen, Adam, Bürgermeister 43.
Daemen, Peter, Bürgermeister 44.
Dalen, Tillmann von, Pfarrer 104.
Dahlheim, 83, 84, 94.
Daußenberg 63, 64.
Deblois, Karl Anton, Kaplan 66.
Denver 113.
De Rath, Pfarrer 139.
Dernbach 80, 133, 134.
Dewall von, Landrat 70, 136, 137.

Dienstmägde Christi 80 ff., 153.
 Dieß, J. S. 158.
 Dießelbeck, Hermann, Direktor, 130.
 Dobbelsstein, Johann, Bürgermeister 44.
 Doehmer, J. P., Rektor 122.
 Domänenverwaltung, Französische 67, 68.
 Dombois, Landrat 70, 133.
 Doveren 53, 59, 60, 66, 68, 83, 172.
 Dreling, Franz Josef 62.
 Dreling, Paul Winand, Bürgermeister 48, 51.
 Dremmen 170, 171.
 Dreysbüchner 14.
 Drossard 10, 11, 52.
 Dülken 53, 54, 165.
 Düren 6, 62, 83, 100, 161.
 Düsseldorf 51, 68, 71, 100, 165, 172.
 Dufour, Gendarmeriewachmeister 62.
 Düßburg 58.

E

Ebersbach, Clemens, Buchhalter 117.
 Ebersbach, Walter, Lehrer 119.
 Eckarts, Johann, Bürgermeister 47, 48.
 Eckert, G. 50.
 Edel, Lehrer 141.
 Ederen 63, 67.
 Egmont, Arnold, Graf von 4, 5.
 Ehrenbürger 71.
 Ehrenfriedhof 97.
 Eidestafel 41.
 Einquartierung 17 ff., 57.
 Einwohnerzahl 5.
 Eisenbahn 83 ff.
 Eisernes Wappen 96.
 Eisfabrik 91.
 Eichen, Maria 41.
 Elektrizitätswerk, Städtisches 93.
 Elementarschulwesen 67.
 Elmpt 50, 59.
 Estville 88.
 Emondts, Kantonsverwalter 57.
 Endres, Pfarrer, Schulinspektor 138.
 Erdmann, R., Bürgermeister 71, 136.
 Erka 1.
 Erkelenz, Amt 10.
 „ Archiv 49 ff.
 „ Befestigung 2ff., 12, 50, 73, 152 ff.
 „ Brand 5, 6 ff., 27.
 „ Festung 50.
 „ Stadtgebiet 4.
 „ Herrlichkeit 7.
 „ Ranto 59 ff.

Erkelenz, Kreis 50, 70.
 „ Lageplan 153.
 „ Meister Martin von 16, 108.
 „ Mundart 161 ff.
 „ Namen 1.
 „ Sprache 166.
 „ Stadterhebung 2, 13.
 „ Stadtgraben 4, 55, 153.
 „ Stadtrecht 9, 50.
 „ Stadttore 59 ff.
 „ Wappen 4.
 Erkelenzer Kreisblatt 159 ff.
 Erkelenzer Volkszeitung 159 ff.
 Erwerbslose 92, 99, 101.
 Eskens, Gerichtsvollzieher 62.
 Esser, Dreher 151.
 Esser, Dr., Religionslehrer 128.
 Esser, Johannes 51.
 Esser, Johann Theodor, Bürgermeister 48, 54, 61.
 Esser, Konrad, Bürgermeister 47.
 Esser, Lehrer 141.
 Estherhagen 53.
 Etgenbusch 1, 7, 70.
 Everß, Anton, Kantonalpfarrer 66.
 Everß, Wilhelm, Bürgermeister 47.

F

Faber, Peter Paul, Notar 72.
 Fabry, Lehrerin, 142.
 Fegersheim, Blasius von 17.
 Feldschütz 10.
 Feldzüge 81.
 Fell, Beigeordneter 127.
 Fenstersteuer 12.
 Feuerwehr, städtische freiwillige 85.
 Finanzamt 73.
 Fingerhuth, Lehrer 142, 151.
 Fischer, Dr. Josef, Direktor 132.
 Fleurus 54.
 Floßdorf 67, 69.
 Flurnamen 55.
 Folter 41.
 Forst, französischer Domänenverwalter 67.
 Fortbildungsschule, gewerbliche 147.
 Fortbildungsschule, kaufmännische 149 ff.
 Fortbildungsschule, ländliche 149 ff.
 Francken, Frhr. Bernhard von 35, 49.
 Francken, Stadtssekretär 58.
 Franck, Johann 165, 172, 173.
 Franken, die 161.
 Franziskaner 24 ff., 26, 40, 67, 116, 121.

Frech, Stadtbauassistent 151.
 Frechen, Lehrer 141, 151.
 Freiheitsbaum 56, 64.
 Fremdherrschaft 51 ff., 73.
 Frenßen, Peter Josef, Beigeordneter 61.
 Friedensgericht 72.
 Friedhof 23, 97.
 Friedrich Wilhelm III., König 74.
 Frings, Hauptlehrer 141, 149.
 Frings, Ch. 165, 172, 173.
 Frohheim, Wittib 157.
 Fürsprecher 41.

G

Gamp, Lex 88.
 Gangel 25, 123.
 Ganser, Philibert Vinzenz, Pfarrer 21.
 Gaspers, Josef 50.
 Gasthaus und Gasthauskirche 21, 24, 37 ff., 67, 80, 137, 140.
 Gasthauschule 120, 139.
 Gebhardt, Ingenieur 151.
 Gefängnis 155.
 Gefangenenlager 96.
 Gehe, Dr., Landrat 170.
 Gehlen, Peter, Rektor 40, 115.
 Geilenkirchen 50, 82, 123, 165, 170.
 Geißel, Johannes von, Erzbischof 123.
 Gelderland 162.
 Geldern 165, 172.
 Geldern, Adolf, Herzog von 31.
 Geldern, Arnold von 31.
 Geldern, Eduard, Herzog von 6, 49.
 Geldern, Grafen, Herzöge von 2, 30.
 Geldern, Herzogtum 5, 6.
 Geldern, Keinald II. von 2, 152.
 Geldern, Keinald IV, Herzog von 30.
 Geldern, Stadt 112.
 Geldern, Wilhelm, Herzog von 31, 49.
 Genaspen, Martin von, Bürgermeister 43, 44.
 Genaspen, Peter van 43.
 Genaspen, Stiftung 37.
 Genaspen, Wymar van 28.
 Genehen 1, 7, 13, 70.
 Gent 157.
 Gentis, Dominikus de 28, 29ff.
 Gentis, Martin 29.
 Gerckraedt, Goswin von, Bürgermeister 44.
 Gerckraedt, Augustin, Bürgermeister 45.
 Gerckraedt, Konrad, Bürgermeister 45.
 Gerberath 50, 53, 60, 66, 67, 83, 168—171.
 Gereonsweiler 59.

Gerichtsbarkeit 41 ff.
 Gerkrath, Erben 159.
 Gerkrath, Franz 72.
 Gerkrath, Franz Josef, Beigeordneter 61.
 Gerkrath, Franz Sigismund, Sekretär 59, 61 (Vrglstr.) 62.
 Gesangverein, Städtischer 157 ff.
 Geschichts- und Altertumsverein 50, 86.
 Gevenich 69.
 Gewerbe 30 ff.
 Gheneven, Jakob von, Bürgermeister 43.
 Glasfenster 50.
 Glimbacher Höhen 55.
 Glocken 107.
 Goecke, Franz Friedrich Wilhelm, Notar 72.
 Goertß, Lehrerin 142.
 Görß, Franz, Schützenkönig 157.
 Goltzewska, Lehrerin 142.
 Goltkrath 66, 67.
 Gonzales, Antonius, Prokurator 24, 25.
 Gorkum 112.
 Gormanns, Hermann Josef, Notar 72, 80.
 Gormanns, Dr. Johann Adam, Advokat, Notar 59, 61, 62, 63, 70—72.
 Grambusch 57.
 Granterath 68.
 Grevenbroich 84, 165.
 Grevenbroich, Johann, Bürgermeister 44.
 Gripekoven 2.
 Grimme, h. 173.
 Groeningen, Peter von, 22.
 Gronen, Frau Kreissekretär 130.
 Grüters, Paul, Oberlehrer 130.
 Gruibusch, Goswin von, Bürgermeister 44.
 Grundbuch 72.
 Gruytbusch, Jakob van, Bürgermeister 43.
 Gymnasium 120 ff.

H

Haas, Heinrich, Brandmeister 85.
 Haase, Kaplan 130.
 Haberg, Gut 55.
 Haen, Konrad, Bürgermeister 44.
 Haen, Johann, Bürgermeister 43.
 Hages, Mittelschullehrer.
 Hahn, Anna Maria geb. Fischer-Brandts 159.
 Hahn, Bernhard, Bürgermeister 71, 129, 132, 133.
 Hahn, Dr. Franz 159.
 Hahn, Dr. Josef 156.
 Halberstadt 29.
 Hall, Haus 116.

Handel 30 ff.
 Handwerkerzeichenschule 147.
 Hart, Johann von der, Bürgermeister 43, 50.
 Hart, Paulus von der, Bürgermeister 44.
 Hasenbach, Johann Werner, Bürgermeister 48, 51.
 Haspe 89.
 Hauten, Cruchius, Pfarrer 21.
 Hedwigis, Schwester 133, 134.
 Heimatblätter 50, 86, 116, 160.
 Heimatmuseum 86.
 Heinrichs, Augustin, Bürgermeister 45.
 Heinrichs, Hermann, Hausknecht 111.
 Heinrichs, Pater Leo 113.
 Heinsberg 84, 94, 123, 165, 166, 170, 171.
 Heinsberg, Gottfried von, Pfarrer 21.
 Helthausen, Balthasar, Bürgermeister 45.
 Hemmerbach, Graf Scheiffart von 9.
 Hendrichs, Sibilla 29.
 Hensjen, Lehrerin 133.
 Herfs, Dr. Theodor, Notar 72.
 Herlißius, Dr., Kreisarzt 92.
 Hermandung, Lehrerin 142.
 Hermann-Josef-Stift 80, 133, 134.
 Hermes, Dr. 127.
 Herrath 84.
 Hessel, Damian 57.
 Hexenglaube 50.
 Hilberath, Peter Josef 128, 157.
 Hilden 84.
 Hilderad, Johann von, Pfarrer 21.
 Hilfarth 53, 94.
 Hilgers, Jakob 51.
 Hindenburgstraße 98.
 Hochneukirch 84.
 Hochscheid, Josef, Religions- und Oberlehrer 130.
 Hoffacker, Notar 72.
 Hoffmann, Jrl. 133.
 Hoffstadt, Karl, Bürgermeister 71, 137, 139.
 Hohenbusch, Kloster 60, 67, 113.
 Hohenzollern, Fürst Anton von 128.
 Hollender, Gerhard, Bürgermeister 44.
 Holz, Gerichtschreiber 62.
 Holzweiler 67, 139, 169, 170–172.
 Hommersheim, Tilmann, Bürgermeister 45.
 Honigmann 83.
 Homings, Arnold, Kandidat 139.
 Houben, Johann Peter, Bürgermeister 48.
 Houf, Schneidermeister 151.
 Houverath 168, 170, 171.
 Hübner, Richard Zolleinnehmer 141.

Hückelhoven 66, 94, 116.
 Hüinshoven 123.
 Hubn, Anton 128, 130.
 Husmann, Josef, Religionslehrer 128.

J

Immerath 60, 67, 68, 84.
 Jnden, Peter van, Bürgermeister 43, 44.
 Jnderfurth, Friedenrichter 62, 72.
 Jnnung 147.
 Jven, Simon, Bürgermeister 44.

J

Jackensticker, Johann 43.
 Jackerath 83.
 Jaekels, Dachdecker 111.
 Jansen, Heinrich Josef, Bürgermeister 48, 61.
 Jansen, Karl, Hausmeister 132.
 Jansen, Peter 69.
 Jansenius, Notar, Bürgermeister 71, 72.
 Jemappes 52.
 Jerusalem 52.
 Johnen, Polizeikommissar 85.
 Juncker, Paulus, Bürgermeister 43.
 Jourdan 54.
 Jüchen 165.
 Jülich 5, 6, 51, 57, 68, 73, 83, 84, 116, 140, 165, 172.
 Jungbluth, Leonhard, Notar 72, 81, 127.
 Junker, Heinrich, Bürgermeister 46.
 Junker, Johannes, Direktor 130, 132.
 Junker, Konrad, Bürgermeister 45, 46.

K

Kaemberg, Nikolaus, Bürgermeister 44.
 Kaiser-Friedrich-Hütte 89.
 Kaldenkirchen 165.
 Kaltenbach, J. H. 50.
 Kamp, Prälat, Ehrendechant 103, 133, 134, 151.
 Kantonalpfarre 22.
 Karl V. 6, 108, 163.
 Karl der Große 115.
 Karl der Bühne 6.
 Karl Theodor, Kurfürst 51, 58.
 Karl von Österreich, Erzherzog 53.
 Karnevals-gesellschaft 158.
 Kasimir, König von Polen 29.
 Kataster 72.
 Kaşem 169=172.
 Kebrbusch, Lehrer 141, 147.
 Keller, Dr. Kreis-schulin-spektor 141.

Keller, Pfarrer 147.
 Kellerhohn, Lehrer 142.
 Keller, Schwarzer 74.
 Kempen 165.
 Kempgens, Adam Heinrich, Kaplan 66.
 Kerff, Hubert 33, 43.
 Kerff, Johann 9, 32, 43.
 Kersten, Jrl. 133.
 Kettwig, Klaes von 31.
 Keyenberg 59, 63, 64, 68, 84, 93, 171.
 Kiefen, Josef, Oberlehrer 130.
 Kinckhausen, Walter 40.
 Kippingen bei Kurich 61, 62.
 Kipshoven 116.
 Kirche 4, 16, 19 ff., 50, 86.
 Kirchenbücher 65.
 Kirchdach 16.
 Kirchhof 79.
 Kirchmeister 24.
 Kleinglabbad 50, 60, 66, 169–171.
 Kleinkinderbewahrungsschule 81.
 Kleinküinkel, Gut 59.
 Kloppeiß von Büderich, Johann 116.
 Kloster, Hermann, Uhrmacher 117.
 Klump, Jakob, Bürgermeister 46.
 Knippenberg, Andreas, Pfarrer 21, 28.
 Knobelsdorf, General von 54.
 Knorr 142, 144, 151.
 Knorrs, Kaspar, Empfänger 58.
 Köln, 53, 55, 59, 84, 167.
 Köln, Erzdiözese 22, 172.
 Körfer, Heinrich, Rektor 113, 124 ff.
 Kommandantenplatz 137.
 Kontributionen 58 ff.
 Kornmagazin 52.
 Kosjaken 68, 69.
 Kosjath, Generalleutnant von 54.
 Krankheiten, ansteckende 79.
 Krefeld 58, 59, 63, 66, 71, 165.
 Kreisarzt 73.
 Kreisich, Peter, Religionslehrer 125, 128.
 Kreisgericht 71.
 Kreisintelligenzblatt 159.
 Kreisparkasse 82.
 Kreistierarzt 73.
 Kreuzbrüder 67.
 Kriegerdenkmal 81, 97, 105.
 Kriekenbeck 10.
 Krüchten 10, 21, 50.
 Krükel, Lehrer 141, 147.
 Krüll, Dr., Notar 72.
 Krysch, Johannes, Pfarrer 21.

Kuckum, 59, 60, 170, 171.
 Rückhoven 12, 19, 21, 52, 54, 58, 66, 70, 75 ff., 83, 90, 93, 170, 171.
 Rüppers, Lehrerin 141.
 Rüstler 24, 27.
 Rüstlerwohnung 75, 141.
 Kulturkampf 127.
 Runftdenkmäler 50.
 Rurfürst von der Pfalz 6.
 Kurmede 15.

L

Landräte 70.
 Landwehr 172.
 Landwehrstamm 73.
 Landwirtschaft 78.
 Lapp, Rüstler 139.
 Lateinschule 25, 28.
 Latour 53.
 Laudon 53.
 Laufscheid 116.
 Lazarett 95.
 Leers, Gottfried, Bürgermeister 47, 48.
 Legrets, Oberst von 53.
 Lehen 14.
 Lehmen, Christian, Bürgermeister 44.
 Lemmen, Dachdecker 111.
 Lemmensches Haus 89.
 Lennarth, Lehrerin 141.
 Lentholt, Heinrich van, Bürgermeister, 44.
 Leprosenhaus 37.
 Lièvre, Heinrich Josef, Schullehrer 136, 139.
 Lièvre, Johann Peter, Schullehrer 136, 137.
 Liliendael von, Adjutant 53.
 Limbach, Kaplan 130.
 Lingen, Ernst (Elisabeth Schilling) 133.
 Linnich 53, 54, 55, 56, 59, 60, 62, 64, 65, 67, 69, 82, 112, 137, 164, 165, 169–171.
 Lobbroich (Lobberich), Johann van, Bürgermeister 43, 44.
 Löhner, Lehrer 139.
 Löwenich 55, 60, 67, 84, 93, 116, 117, 119, 138, 169=172.
 Löwenischer Busch 38.
 Löwen 25.
 Lohmanns, Rutger, Schmied 35.
 Lohmanns, Christian 27.
 Loyen, Gerhard, Guardian 67.
 Lünevill 66.
 Lüppges, J., Lehrer 139, 147.
 Lüttich, Diözese 19, 21, 66, 104, 157, 162, 172.

Lucas, Dr., Geh. Regierungs- und Prov.=
Schulrat 127.
Lyzeum 134.

M

Maach, Wilhelm, Architekt 117.
Maartor 2, 9, 55.
Maafsen, Hermann, Drechslerobermeister
147.
Madrid 17.
Maackl, Josef, Oberlehrer 49, 50.
Mädchenschule, Höhere 133 ff.
Mahlrecht 12.
Mannkammer 15, 41.
Maria Theresia, Kaiserin 29.
Marienleuchter 19, 106, 156.
Marienstift, Aachener 1, 2, 13 ff. 24, 50.
Mark, Engelbert von der 6.
Marktmeister 31.
Markttage 30 ff.
Mase, de la, Adjutant 53.
Maße und Gewichte, 31 ff.
Maßerath 21, 23, 26, 40, 57, 66, 84, 115.
Maximilian I. 29.
Meer, Paul ter 50.
Meefsen, Lehrer 141, 151.
Meill 116.
Meißner, N. 165.
Mengelkoch, Notar 72.
Mennekrath 7, 9, 70, 115.
Mertens 111.
Mertens, Josef, Bürgermeister 48, 61.
Mertens, Wilhelm, Bürgermeister 48.
Mertens, Bürgermeister in Kurich 56.
Messemaekers, Musiklehrer 157.
Meuter, Eilmann, Vogt 33.
Mevis in dem Pandel 32.
Meyenberg, Lehrerin 141.
Meyer, Arnold 32.
Meyer, Heinrich, Bürgermeister 47.
Meyer, Johann Gerhard, Bürgermeister 48.
Meyer, Hubert, Bürgermeister, 45, 46.
Meyer, Mathias, Bürgermeister 43, 44.
Meyer, Paul, Bürgermeister 46.
Meyer, Wilhelm, Justizrat, Notar 72.
Mickorini, General 53.
Middelmann, Heinrich, Bürgermeister 33, 43.
Middelmann, Konrad, Bürgermeister 44.
Middelmann, Mathias, Bürgermeister 43, 44.
Moers, Franz Wimar, Pfarrer 21.
Mörs 165.
Molkereigenossenschaft 78, 93.

Mommatz, Rektor 124.
Monger, Peter, Progymnasiallehrer
106, 128, 130, 141.
Montfort 30.
Moonen, Bartholomäus, Ordensdefinitior 24.
Mühlen, 1, 12 ff., 17, 68.
Mühlenmeister 9, 12.
Mühlenturm 2, 12.
Müller, Adjoint 65.
Müller, D., Superintendent 117.
Müller, Johann Gerhard, Bürgermeister 47.
Müller, J. 165, 173.
Müller, Johann, Lehrer 139, 141.
München=Glabbach 58, 84, 165, 172.
Muiser, Peter, Bürgermeister 46.
Municipalverwaltung 61.
Myhl 94.

N

Nachtwächter 10.
Neesken, Gasthausfrau 38.
Nekes, Domkapellmeister 106.
Nelles, Mathias 28.
Neubaus 70.
Neuß 165, 172.
Neve, Heinrich 32.
Niddeggen 54.
Niederkrüchten 54, 59, 94, 139.
Niederlanden 6.
Niederrheinische Kreditbank A.=G. 82.
Niederrheinische Licht- und Kraftwerke 94.
Niestadt 49.
Nix, J. P. 57, 58, 61.
Noë=Bürsgens 53.
Noë, Oberpfarrer 148.
Notariat 72.
Nuwenair, Graf von 8.
Nyborch, Bartholomäus 15, 17, 50
Nymwegen 108.
Nyßen, Johannes Petrus 28.
Nyßen, Johann, Pfarrer 21, 28.

O

Odenkirchen 67, 83, 165.
Oehler, Lehrer 142.
Oerath 7, 37, 57, 70, 170, 171.
Oerather Tor 2, 9, 12, 59, 153 ff.
Oestrich 1, 7, 12, 14, 15, 23, 70, 90, 93, 113,
115 ff., 142.
Offermann, J. 50, 153.
Ohoven, Martin Jos., Lehrer 120, 137, 138.
Ohoven, Sibilla, Stiftung 41.

Oidtman, E. von 50.
Oidtman (Udman), Heinr., Bürgermeister 46.
Oidtman, Joh. Jos., Bürgermeister 48, 61.
Oidtman, Peter, Bürgermeister 43, 44.
Oidtmann, Peter Rütger, Bürgermeister 47.
Oleff, Christian, Bürgermeister 44.
Oleff, Johann, Bürgermeister 45.
Olmiffen, Heinrich von 116.
Ölmühle 12.
Opladen 84.
Orgel 106.
Ortsnamen 50.
Otto I., Kaiser 1, 49.
Overbach 131.

P

Palandt, Werner von, Droste 116.
Palandt, Konrad, Bürgermeister 45.
Palant, Wilhelm, Bürgermeister 44.
Palisadenzaun 154.
Paris 28.
Parma, Prinz Alexander von 18.
Paschen, M. 125.
Pastorat 89.
Paterskirche 24 ff., 112 ff.
Patrizierhaus „Türkei“ 89.
Pauls, E. 50.
Pelzer, Lehrerin 141.
Pelzer, Justizrat, Friedensrichter 72.
Peters, Franz Josef 51.
Pettrache, Capitaine, Stadtkommandant 57.
Pfalz, Kurfürst von der 163.
Pfarrkirche 104 ff.
Philipp II. von Spanien 50, 163.
Pinkemeyer 50.
Pius VII., Papst 66.
Plum, E., Schulkommissarius 136.
Poell, Johann up dem 16, 108.
Pomp, Johannes, Studentat 130.
Porten, Winand Const., Advokat 61, 62 ff.
Postanstalt 73.
Präsentationsrecht 22 ff.
Preußen, Friedrich Wilhelm von, Kronz=
prinz 74.
Proff, Lubbert, Bürgermeister 44.
Progymnasium 50.
Pyll von Eövenich, Meister Gerhard 108.

Q

Quad von Wickrath, Graf 116.
Quast, Lehrer 142.

R

Rabia, Da, Spanier 67.
Raky, Dr. h. c. Anton 71, 78, 88 ff.,
92, 129.
Rath 168–171.
Rathaus 4 ff.
Ratheim 84, 116.
Rationierung der Lebensmittel 96.
Ratsh, Lehrer 142.
Ratskollegium 8 ff.
Rebber, Lehrer 141.
Reformation 26 ff., 50, 116 ff.
Regie 99.
Reinkens, Franz, Bürgermeister 71, 147.
Reis, H. 165, 173.
Rembert 116.
Remy, Wilhelm August, Notar 72.
Renard, E. 50.
Rennenberg, Gerhard von, Pfarrer 21.
Reppert, Generalleutnant von 54.
Requisitionen 57, 68 ff.
Reul, Johann Friedrich, Bürgermeister 48.
Reumont, Dr. Alfred von, Geh. Reg.=Rat,
Vandrat 70, 103.
Revolution 91, 98.
Reindahlen 54, 169–171.
Reydyt 73, 83, 93, 165, 172.
Ries, Sergeant 58.
Rieselfelder 79.
Riß 50.
Robert, Geheimrat 156.
Robiano, Johannes Antonius de, Bischof
von Roermond 29.
Römer, Josef, Rektor 129.
Römerzeit 161.
Roerdepartment 59 ff.
Roerdorf 67.
Roermond 6, 17, 18, 21, 29, 49, 52–54, 59,
61, 66, 112, 172.
Roermond, Johann von, Orgelbauer 21.
Rom 29.
Rombach, Dr., Regierungspräsident 103.
Rombacher Hütte 84.
Rückzug 98.
Rüdler, Gouvernementskommissar 59, 62, 65.
Rüthen, Heinrich, Bürgermeister 45.
Rüthen, Schreiner 111.
Ruhrrevier 99.
Rurich 53, 64, 67, 69.

S

Sack, Generalgouverneur 70.
 Säkularisation 67.
 Sagen 50.
 Sakramentshäuschen 109.
 Salesianer 131.
 Salzgitter am Harz 71, 88.
 Sanitätskolonne 95.
 Sasse, Goswin, Priester 9, 104.
 Savelsberg, Lehrerin 141.
 Schaphausen, Wilhelm 40.
 Schapungen 11, 15, 16, 31.
 Schilling, Elisabeth (Ernst Ringen) 133.
 Schilling, Johann Peter, Lehrer 121.
 Schinke, Karl, Strafenmeister 117.
 Schlachthof 91.
 Schleswig 99.
 Schluns, Raminfeger 111.
 Schmalohr, Josef, Rektor 129.
 Schmitz, Johannes, Studienrat 130.
 Schmitz, Ludwig, Amtsrichter 72.
 Schmitz, Stephan, Lehrer 139, 141.
 Schmitz, Wilhelm 165, 173.
 Schnitzler, Lehrer 141.
 Schöffeln 8 ff., 15.
 Schöffeneffen 15.
 Schöffenfamilien 50.
 Scholtzwein 14.
 Schommerth, Hauptlehrer 106, 134, 141, 148, 149.
 Schrammen, A., Rektor 122.
 Schreiber, Lehrer 142.
 Schule 21, 27 ff.
 Schulkommissarius 136.
 Schulneubau 142.
 Schulpavillons 142.
 Schultheiß 13, 14, 24.
 Schumacher, Dr. Franz, Direktor 130.
 Schumacher, Lehrer 142, 151.
 Schumacher, Peter, Rektor 120–122.
 Schumelius, Pfarrschullehrer 136.
 Schützenbruderschaft 36 ff.
 Schützengesellschaft 156.
 Schwab, Friedensrichter 72.
 Schwalm 53.
 Schwannenbergr 21, 26, 50, 60, 116, 117.
 Schwimmbad 92.
 Sels, P. 50.
 Sendgericht 42.
 Separatstiftszeit 85, 100 ff.
 Setes, Rationalagent 57.

Sibenius, Martinus, Pfarrer 21.
 Siberg, Johann, Bürgermeister 45.
 Siberg, Lambert van, Bürgermeister 44.
 Siechenhaus 37.
 Sieger, Josef, Lehrer 139.
 Siepmann, Christian, Bürgermeister 46.
 Siepmann, Heinrich, Bürgermeister 45, 47.
 Sonntagsblatt, katholisches 159.
 Spaer, Peter, Bierwirt 32.
 Spar- und Prämienkasse 81.
 Spegels, Johann, Bürgermeister 43, 44.
 Spegels, Konrad, Bürgermeister 43.
 Spentath 59.
 Spiegels, Johannes, Schöffe 28.
 Spieß, H., Beigeordneter Bürgermeister 71, 72, 111.
 Spitzlei, Johannes, Bürgermeister 71, 103, 151.
 Sportplatz 79.
 Staatssteuerbehörde 72.
 Stadtbote 9.
 Städtische Sparkasse 82.
 Stadtschreiber 9 ff.
 Stalberg, Johann von 17.
 Stand, Josef, Amtsrichter 72.
 Stationshäuser 51.
 Statius, Meister aus Vüttich 21, 27, 105.
 Steckler, H. J., Progymnasiallehrer 50, 125.
 Stelken, Hieronymus 41.
 Steuern 11.
 Steumels, Winand, Pfarrer 21, 28.
 Stiftsrentmeister 13, 16, 24.
 Stockum, Meister Johann von 105.
 Stolberg 60, 139.
 Storms, Schlossermeister 151.
 Straelen 112, 165.
 Straeten, Wilhelm van der, Bürgermeister 46.
 Strein, August 128.
 Strom, Landrat 70.
 Studienstiftungen 40.
 Subsidengelder 51.
 Sudderath, Gerhard, Bürgermeister 46.
 Sudderath, Mathias, Bürgermeister 47.
 Süchteln 165.
 Suermondmuseum 29.
 Sugambret 161.
 Sukhafer 14.
 Sutoris, Heinrich 22, 26.
 Swalenberg, Leonhard, Bürgermeister 43.
 Swalmen 54.
 Syborth, Johann van, Bürgermeister 43.
 Syborth, Konrad, Bürgermeister 44.

T

Taufstein 108.
 Tegger, Johann 32.
 Teichmann, E. 50.
 Tempel, Anton, Bürgermeister 45.
 Tempel, Heinrich, Bürgermeister 44.
 Tenengierter, Wirich 31.
 Tenholt 1, 7, 13, 21, 23, 66, 70, 77, 113 ff., 170, 171.
 Terbeeg 1, 7, 21, 23, 66, 70, 115 ff., 170.
 Terstappen, Heinrich, Beigeordneter Bürgermeister 71, 93.
 Theaterverein „Erka“ 158.
 Thevißen, Joh. Ant., Municipalagent 61.
 Thevißen, Peter 51.
 Thönesen, Konrad, Philologe 120.
 Thoor, Johann Heinrich, Bürgermeister 46.
 Thoor, Kaspar von, Bürgermeister 46.
 Thyssen, Lambert, Lehrer 138, 139.
 Thyssen, Pater Heinrich 25, 113.
 Töchterchule 133.
 Tonemachers, Johann, Bürgermeister 43.
 Torwächter 9.
 Trier, Gregorius von, Glockengießer 38.
 Triumphkreuz 105.
 Tröster, Siegmund, Bizpropst 24.
 Trylt, Gerichtsvollzieher 62.
 Turnverein 157.
 Tyenemecker, Hermann 32.
 Tyenemaker, Hermann 9.

U

Ubbier 161.
 Uerdinger Linie 165.
 Uef, Husarenmajor von 53.
 Umbruck, D. Generalsuperintendent 118.
 Unterbruch 171.
 Unterrichtsweisen 27.
 Urnen 90.

V

Valmy 52.
 Venlo 17, 49, 112.
 Venedey, Heinrich 9, 32
 Venraid, Martin von, Bürgermeister 43.
 Venrath 67, 103.
 Vereine 156.
 Verfassung 7.
 Verschönerungsverein 86.
 Verver, Balthasar 52.
 Verver, Bernhard 52.
 Verver, Dionis 52.

Verwaltung 7, 23.
 Viersen 66, 165.
 Vissel, Clemens von, Bürgermeister 45.
 Vlaten, Johann von, Propst 22.
 Vlodrop 54.
 Voelkel, Lehrerin 142.
 Vogel, Diederich, Bürgermeister 45.
 Vogel, Heinrich Thomas, Bürgermeister 48.
 Vogel, Konrad, Bürgermeister 45.
 Vogel, Peter, Bürgermeister 46.
 Vogels, Jakob, Bürgermeister 44.
 Vogt 10 ff.
 Wohl, Karl Julius, Ergänzungsrichter 72.
 Volksbank 82.
 Volkskommissare 56.
 Volksschule, evangelische 119.
 Volksschule, katholische 136 ff.

W

Wachtendonk 112, 165.
 Wachtendung, Karl 159.
 Währung 32 ff.
 Wagels, Lehrerin 141.
 Wahl, Lehrer 151.
 Wahnbusch 77.
 Waldniel 54.
 Walkenhaus, Lehrerin 141.
 Wall 55.
 Wallmeister 10.
 Wallraf, Fräulein 133.
 Walravens, Agidius, Franziskanerquar= dian 24.
 Wanlo 67, 84.
 Warlimont, Frau 133.
 Wassenberg 53, 54, 59, 66, 83, 84, 116, 172.
 Wasserleitung 90 ff.
 Wedell von, Regierungspräsident 123.
 Wegberg 10, 21, 50, 59, 60, 61, 66, 84, 93, 136.
 Wegegeld 11.
 Wein 32 ff.
 Weinhäuser 9, 32 ff.
 Weiß, Gerhard, Bürgermeister 45.
 Welter, Gerhard, Bürgermeister 45–47.
 Weltkrieg 95, ff.
 Wenkheim, General 53.
 Werda, Agidius von, Pfarrer 21.
 Wesel 29, 100.
 Westdeutsche Licht- und Kraftwerke 94.
 Westrich 63.
 Wewer von Erkelenz, Peter 116.

Wickrath 60, 170.
Wickrathberg 84.
Wiesner, Hans, Amtsgerichtsrat 72, 117, 119.
Wildenrath 94.
Wilhelm I., König von Preußen 74.
Wilhelms, Johann Bürgermeister 45.
Wilhelms, Heinrich, Bürgermeister 44, 45.
Wimars, Peter, Stiftsdechant 28 ff., 37.
Wimmers, Hermann Josef 57, 58, 61, 62.
Windmühle 12.
Winkens, Lehrer 142, 144.
Winterschule 78.
Wintgens, Lehrerin 142.
Wirth, Alfred 77, 89 ff., 94, 119, 150, 151.
Wochenblatt für den Kreis Erkelenz 158.
Wochenpräsident 57.
Wockerath 7, 15, 32, 70, 115.
Wockerath, Goswin von, Pfarrer 21, 108.
Wohnhäuser 5, 76.

Woickran, Johann, Bürgermeister 44.
Wolter, Schöffe, Stiftung 37.
Wolf, Friedrich, Goldarbeiter 124, 147.
Wouckraid, Goswin van, Bürgermeister 43.
Württemberg, Prinz von 53.
Wyler, Bürgermeister 47.

8

Zehntabgaben 14 ff.
Zehntpächter 14.
Zehntscheune 14.
Zeitungen 156.
Zisrhenanische Republik 62 ff.
Zollamt 73.
Zülpich 161.
Zünfte 33 ff.
Zugehörigkeit (Erkelenz) 5.
Zulauf, Lehrerin 141.

Nachwort.

»Zum 600jährigen Geburtstag der Stadt Erkelenz ...«, so beginnt das Vorwort der Publikation, welche Sie = liebe Leserin, lieber Leser = nun als E=Book an einem Computermonitor betrachten.

Seitdem sind auf den Tag genau 90 Jahre vergangen.

Laut Statistischem Bundesamt der Bundesrepublik Deutschland lebten 2014 rund 4,54 Millionen über 80-jährige in unserem Staat. Mir ist trotzdem keine Person bekannt, welche die Herausgabe des Buches »Geschichte der Stadt Erkelenz« am 27. Juni 1926 persönlich erlebt hat. Und auch wenn bedrucktes Papier = bei entsprechend sorgfältigem Umgang und Pflege = 90 Jahre recht gut überstehen kann, so sind nur noch sehr wenige Exemplare des Originals vorhanden. Und nach 90 Jahren ist somit das Werk selbst transformiert und wurde »Geschichte«. Deswegen entstand im Rahmen der Arbeiten zur Herausgabe einer »Illustrierten Stadtgeschichte« die Idee, das Vorgängerwerk von 1926 einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.

Und da der Heimatverein der Erkelenzer Lande e. V. immer sehr daran interessiert ist, den Slogan der heutigen Stadt Erkelenz »Tradition und Fortschritt« zu leben, war sehr schnell vereinbart, daß das Buch der beiden Herausgeber Josef Gaspers und Leo Sels so nah wie möglich am Original als E=Book erscheinen solle.

Natürlich ist es etwas besonderes, darüber nachzudenken, wie wohl die damals Lebenden über die technische Entwicklung vom mit Bleisatz gedruckten Werk zu einem weltweit nutzbarem elektronischen Produkt in Form eines »Portable Document Files« der Adobe Systems Incorporation mit Sitz in San José (Kalifornien), USA, denken würden.

Nicht vergessen werden darf auch, daß in den vergangenen 90 Jahren viel Gutes aber auch unfähig Böses geschehen ist. Die damaligen Autoren schrieben unter dem Eindruck des verlorenen großen Krieges und der gerade zu Ende gegangenen Besatzung des Rheinlandes. Wir alle wissen heute, daß wenige Jahre später durch die unbarmerzige NS-Diktatur auch in Erkelenz ein weiterer Weltkrieg seine grausamen Spuren hinterließ und auch in unserer Heimat dem Zivilisationsbruch der Shoah zahlreiche Erkelenzerinnen und Erkelenzer – zumeist Juden – zum Opfer fielen; darunter Mitglieder des damaligen Geschichts- und Altertumsvereins, wie dem Stadtverordneten Ernst Weinberg. Und so zeigt sich die ständige Notwendigkeit, sich mit Geschichte auseinanderzusetzen und daran mitzuwirken, daß »neue« Ereignisse möglichst von viel Gutem und wenig Schlechtem erzählen können.

Natürlich ist die Neu-Herausgabe einer Publikation wie der vorliegenden »Geschichte der Stadt Erkelenz« trotz – aus Sicht des Jahres 1926 – unvorstellbarer technischer Hilfsmittel nicht allein zu bewältigen. Und so darf ich mich bei den Herren Hans-Josef Broich, Rainer Merckens, Hubert Rütten sowie Frau Heike Vogt für die großartige Unterstützung bei der Abschrift und den Korrekturarbeiten herzlich bedanken!

Erkelenz, am Tage des Stadtjubiläums, den 27. Juni 2016

Stolzenberger, Herausgeber

Impressum

Herausgeber
Heimatverein der Erkelenzer Lande e. V.
Gasthausstraße 7 · 41812 Erkelenz

Internet
www.heimatverein-erkelenz.de

ISBN
978-3-9818207-0-6

Redaktion · Konzeption, DTP & Gestaltung
Christoph Stolzenberger (Hg.)

Dieses E=Book wurde erstellt mit Adobe® InDesign® und Adobe® Acrobat®. Die Bildbearbeitung erfolgte mit Adobe® Photoshop®.

Nachdruck oder sonstige Vervielfältigungen sind nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

Alle Angaben ohne Gewähr. Änderungen vorbehalten.

© Heimatverein der Erkelenzer Lande e. V., 2016

